3 1761 08436431 4

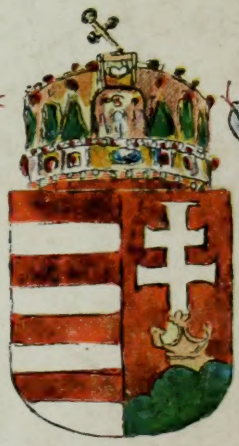
PEREAT AUSTRIA!

Von

C. von Eynatten.

❖❖❖

Verlag Deutsche Zukunft
G. m. b. H.
Leipzig.



E. Crone

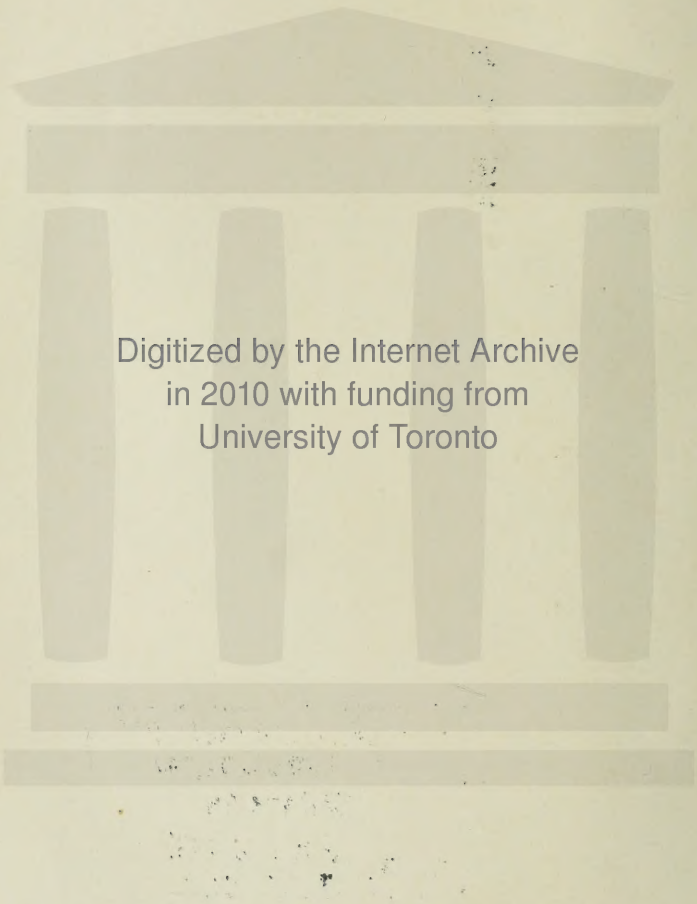
Presented to

The University of Toronto Library

from the Books of

Professor Velyien Ewart Henderson
M.A., M.B., F.R.S.C.
(1877-1945)

For many years Chairman of
the Library Committee of
the Faculty of Medicine



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/pereataustriages00eyna

HG
E972.P

Pereat Austria!

Geschichte einer Zukunftrevolution in Österreich-Ungarn

von

C. von Eynatten

Carola

MICROFILMED BY PRESERVATION SERVICES
APR 22 1992
DATE

Leipzig · Verlag Deutsche Zukunft G. m. b. H.

Alle Rechte des Nachdruckes, der Übersetzung usw. ausdrücklich vom Verlag vorbehalten.

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Die Unabhängigkeitserklärung der Magyaren	5
Kapitän Metkovičs	16
Die Audienz	23
Die Nacht des 2. Juni	37
In der Kaisermoschee	45
Wie es gekommen ist	51
Eine Sitzung des Nationalkomitees	54
Der König von Bosnien	64
Die Deutschen Österreichs	73
Meuterei	86
Das Gefecht bei Zenica	99
In Sarajewo	105
Die Rückkehr der Österreicher	115
Tschechische Patrioten	129
Serbien rührt sich	145
Serben und Separatisten	152
Im Szegediner Reichstag	171
Stimmungsumschlag	184
Die Deutschenschlächterei in Pardubitz	202
Die Nemesis	211
Der Kriegsrat	219
Das Ende	229
In den Vorzimmern des Kaisers	240
Die Beschlüsse des Kaisers	250

Die Unabhängigkeitserklärung der Magyaren.

Am Spätnachmittag des 12. Mai umlagert eine nach Tausenden zählende Menschenmenge den Prachtbau des Budapester Parlamentspalastes.

Der Ministerpräsident ist schon vor einer starken Stunde in höchster Erregung aus dem Gebäude herausgetreten und davongefahren. Daraus schließen die Harrenden, daß die seit 11 Uhr vormittags ohne eine einzige längere Pause währende Sitzung bald zu Ende sein wird, ein ungeduldig erwarteter Augenblick, denn er wird die Kunde bringen, ob und wie über Ungarns ferneres Schicksal entschieden ist. Darum steht in aller Mienen die äußerste Spannung, darum pocht in allen Pulsen das Fieber der bis zur Unerträglichkeit quälenden Ungewißheit. Augen und Ohren möchten das mächtige Quaderngefüge der Mauern durchdringen, um zu sehen und zu hören, was im Sitzungssaale vorgeht.

Schon zu Anfang Januar hatten die Magyaren den Wunsch nach gänzlicher Trennung der wenigen mit Österreich gemeinsamen Angelegenheiten, nach Errichtung der reinen Personalunion und nach Einsetzung eines „Österreich-Ungarischen Hohen Rats" ausgesprochen, dem die Leitung der auswärtigen Politik beider Staaten überwiesen werden sollte. Im Februar hatte der Kaiser-König diese Forderungen rundweg abgelehnt und dazu bemerkt: er werde niemals

in eine Abänderung des bestehenden Unionsverhältnisses willigen. Überdies würde jede Lockerung des errichteten Dualismus den Grund zu den unheilvollsten Wirren legen, weil sie beide Staaten, die gegenwärtig eine Großmacht ersten Ranges sind, schwächen müßte, und zwar nicht nach außen hin, sondern auch innerlich.

Für die unabhängigkeitslüsternen Magyaren bedeutete dieser Bescheid eine schwere Enttäuschung und zugleich eine empfindliche Verletzung ihrer nationalen Eitelkeit, eine ihrer ausgeprägtesten Charakterschwächen.

Der Unmut darüber, verbunden mit einer gewissen Besorgnis für die Zukunft, äußerte sich sehr bald in einer tiefgehenden Verstimmung, einer Gärung, die das ganze Land durchzog und in allen Schichten der Bevölkerung bemerklich wurde.

Zu Unruhen kam es zwar nicht, auch die Unzufriedensten erklärten öffentlich ihre Absicht, alle Wandlungen nur auf gesetzlichem Wege anzustreben. Aber schon im März gaben die Separatisten ihre Ziele bekannt: die gänzliche Unabhängigkeit Ungarns unter einem nationalen König. Sie begründeten diese Forderung folgenderweise: Solange König Franz Josef lebe, habe Ungarn weder eine Zurücksetzung noch einen Beschneidungsversuch an seinen Rechten zu befürchten, würde es zu keinem ernsten Zerwürfnis mit der Krone kommen; wie sich die Verhältnisse aber später gestalten würden, wäre nicht vorherzusehen.

Die separatistische Bewegung gewann von Tag zu Tag an Ausbreitung und Bedeutung. In der Parteipresse, im Parlament und auch in dem eifrig bearbeiteten Volke erhoben sich die Stimmen, die für Ungarns gänzliche Loslösung von Österreich eintraten, immer lauter, zahlreicher. Die Separatisten, heute die numerisch stärkste und auch die

einflußreichste politische Partei, wußten sich im stillen der Kroaten und der Slawonier zu versichern — die Dalmatiner hatten alle Unterhandlungen über diese Frage verweigert — und am 2. Mai hatte der Separatistenklub, der die äußerste Linke der Partei in sich faßte, im Parlament den Unabhängigkeitsantrag eingebracht. Gleichzeitig hatte der Präsident des Klubs einen Plan vorgelegt, nach dem die zukünftigen Beziehungen Ungarns zu Österreich zu regeln wären.

Seine wichtigsten Punkte lauteten:

1. Das Verhältnis des Landes und seiner Bevölkerung zur Person des regierenden Königs bleibt von allen folgenden Beschlüssen gänzlich unberührt.

2. Sofortige Wahl eines Thronfolgers aus dem Hause Habsburg, womöglich aus der Familie des Erzherzog-Palatin Josef.

3. Die hl. Stefanskrone ist in der engeren Familie des Erwählten erblich und geht auf seinen ältesten Sohn über. In Ermanglung männlicher Agnaten ist die weibliche Linie nachfolgeberechtigt.

4. Es wird ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen zwischen Ungarn und Österreich, unkündbar für die Dauer von zehn Jahren.

5. Nach Ungarn eingeführte österreichische und nach Österreich ausgeführte ungarische Waren und Produkte genießen den beiderseitigen Zolltarifen gegenüber eine Ermäßigung von 50 %. Auch dieser Vertrag hat eine zehnjährige Gültigkeit.

6. Ungarn beansprucht Bosnien und die Herzegowina, erbietet sich aber zur Zahlung einer noch näher zu vereinbarenden Entschädigung.

Bei den Parteigenossen wie bei den mit den Separa-

tiſten Hand in Hand gehenden Kroaten und Slawoniern fand dieſer Entwurf die lauteſte Zuſtimmung. Die ſogenannten Unioniſten, die am Dualismus feſthielten, die Deutſchen, die Rumänen und Ruthenen bereiteten ihm die heftigſte Oppoſition und erklärten, niemals in eine Trennung von Öſterreich zu willigen.

Am 2. Mai ſchon nahmen die Verhandlungen einen ſo ſtürmiſchen Verlauf, daß mehrere längere Unterbrechungen nötig wurden, und der wütende Sturm gewann mit jeder weitern Sitzung einen orkanartigeren Charakter. Und als ſich das Gerücht verbreitete, der ſeit drei Wochen in Budapeſt weilende König gedenke noch vor der Abſtimmung über den Unabhängigkeitsantrag nach Wien zurückzukehren, blieb es nicht mehr beim Wortkampf. Wo die Zungen verſagen, greifen die Fäuſte, die Stöcke, die Schirme, ſelbſt die Stühle ein, bis auch ſie das Los des Verſagens trifft, bis ſie zwiſchen zertretenen Hüten und losgeriſſenen Rockteilen das Schlachtfeld decken.

Dieſe Vorgänge ſind den der Entſcheidung Wartenden aus den Zeitungen und aus den während aller dieſer Tage fleißig ausgegebenen Extrablättern bekannt und ſie ſteigern das Fieber der Erwartung.

Endlich, es iſt nahe an Sieben, gehen die Portale des Parlamentspalaſtes auf, und aus ſeinem Innern quillt die dunkle Maſſe der Deputierten und der Männer der Preſſe. Die Magyaren ſind mit der ſchwarzen, reich verſchnürten Attila bekleidet, die Magnaten, die heute in der prunkenden nationalen Galatracht erſchienen ſind, tragen den Krummſäbel an der Seite.

Von Sieg und Triumph iſt aber nicht viel wahrzunehmen. Einige ſehen ſehr ernſt, faſt beſorgt aus, die meiſten todmüde, abgeſpannt bis zum äußerſten. Es muß

eine mörderische Schlacht stattgefunden haben, ob aber und wie die Würfel gefallen sind, ist nicht zu erkennen. Durch die angestaute Volksmenge geht ein Gemurmel unwilliger Enttäuschung.

Ungarns Schicksale sind die Schicksale seines ganzen Volkes — warum verkündet man sie ihm nicht?

Statt auseinanderzugehen, stellen sich die Deputierten in Reihen auf den breiten Treppenstufen auf, und plötzlich erscheint ein Magnat im juwelenfunkelnden Nationalkleide, den Kalpak mit dem weißen Reiherbusch und der Brillantagraffe in der Hand. Er tritt bis an den obersten Stufenrand vor und ruft mit schallender Stimme über die Kopf an Kopf gedrängte Menge hin:

„Magyaren! — Es gibt kein Österreich-Ungarn mehr! — Gut und Blut für das neue, das wiederhergestellte Königreich Ungarn, unser Vaterland!"

Es war der Präsident des Separatistenklubs.

Und „Eljen! — Eljen!" dröhnt es von unten herauf in maßlosem Jubel — ein sinnverwirrender Begeisterungssturm.

Da beginnt der Führer der Separatisten abermals:

„Unser König Franz Josef — eljen! Ungarns treuester Freund — sein Wohltäter, eljen! eljen! eljen!"

Die Hüte, die Mützen fliegen wieder von den Köpfen, und ein brausender Choral von „eljen! eljen! eljen! unser König Franz Josef!" ergießt sich in die Abendluft. Kein Mund bleibt geschlossen, Männer, Frauen, Halbwüchsige, Kinder — alle stimmen begeistert ein in diese Rufe der Liebe und der Verehrung für den greisen König der Ungarn, der, mitten in der Revolution gefeiert, wieder und wieder zum König ausgerufen wird.

Und so rast es weiter wie ein Flugfeuer, durch alle

Straßen der Schwesterstädte, vor die Königsburg, wo die Eljenrufe kein Ende nehmen. Die in vollständigem Dunkel ruhenden Fenster bleiben aber geschlossen, dem Volke wird keine Antwort auf seine Huldigung.

Der zürnende König ist nicht mehr drinnen, er hat mit dem zuletzt abgegangenen Schnellzug die Stadt verlassen, um nach Wien zurückzukehren.

Die Kirchenglocken haben gleich nach der Unabhängigkeitserklärung ein feierliches Geläute angestimmt, das jetzt noch in schweren Wellen über Budapest und den Donaustrom dahingleitet. Die Telegraphen spielen unaufhörlich, die Telephone werden gestürmt, Freudenschauer durchfliegen die Menschen. Man drückt sich die Hände, beglückwünscht, umarmt sich — alles auf offener Straße, ohne daß man sich kennt —; wo ein Magyarenherz schlägt in den weiten Gebieten der Stefansländer, von der Donau bis zur Save, jauchzt es hellauf. Selbst die Unionisten erliegen angesichts der vollendeten Tatsache dem Zauber, der für jeden echten Magyaren in den Worten liegt: „Ein selbständiges Königreich Ungarn!" Für Augenblicke wenigstens sind die düstern Prophezeiungen vergessen, die sie selbst seit Monaten in Wort und Schrift hinausgeschleudert haben ins Land.

Mit dem Schlage Zehn erglüht Budapest unversehens im Brillantfeuer einer improvisierten Illumination, die zugleich eine der großartigsten ist, die je veranstaltet wurden, denn heute ist auch das einsamste, ärmlichste Vorstadthäuschen erleuchtet. Mancher hat seine letzten Heller geopfert, um dafür Lichter in seine Fensterchen zu erstehen.

Nur in Dalmatien weckt der Jubel des „befreiten Magyarenreiches" nichts weiter als ein leises Lächeln.

Am andern Morgen sind in allen Blättern der beiden

Reichshälften die Worte zu lesen, die der Kaiser-König am Budapester Bahnhof zu dem sich verabschiedenden bisherigen Ministerpräsidenten gesprochen hat.

„Sagen Sie den Magyaren, daß ich nicht geglaubt hätte, ihrerseits noch eine solche Kränkung erleben zu müssen! Sagen Sie ihnen aber auch, daß jedes Band zwischen ihnen und mir zerschnitten ist, solange sie in dieser Unvernunft beharren. Sagen Sie ihnen: ich lasse an das zwischen Österreich und Ungarn bestehende Verhältnis nicht rühren, werde es nötigenfalls mit Gewalt aufrechtzuhalten bemüht sein!"

Die Wirkung der kaiserlichen Worte war in den verschiedenen Kronländern eine sehr verschiedene.

In Wien, wie überhaupt im ganzen deutschen Österreich, stimmten sie sehr ernst. Man sagte: „Das ist der Krieg! — Er ist unvermeidlich, denn der Kaiser und Österreich können sich das nicht gefallen lassen!"

In den slawischen Landesteilen sagte man: „Das ist der Krieg!" und jubelte dabei hell auf oder rieb sich in stiller Genugtuung die Hände. So gering die Sympathien waren, die Budapest und Prag verbanden — man brach dort in einen Beifallssturm aus bei der Nachricht von der „ungarischen Großtat", denn sie versprach eine Zeit der Ernte für die Tschechen und Slowenen, eine herrliche Gelegenheit, der Regierung das Messer an die Kehle zu setzen und alle noch unerfüllten Wünsche durchzudrücken.

Die Italiener begeisterten sich bis zur Raserei für die „ritterlichen Magyaren" und überschütteten sie mit den Ausdrücken ihrer Sympathie und ihrer „wärmsten Teilnahme". Sie glaubten die Stunde gekommen, wo es ein Leichtes wäre, sich des Trentino und der sonstigen Objekte ihrer Gelüste zu bemächtigen, denn Österreich mußte jeden-

falls seine volle Macht aufbieten, um den ungarischen Brand zu löschen.

Die Separatisten ließen sich weder durch diese Kundgebungen täuschen, noch ließen sie sich einschüchtern durch das von Wien herüberdrohende Gewitter. Jetzt, wo sich in allen nicht-deutschen Kronländern Cisleithaniens ernste Wirren vorbereiteten, teilweise schon zu ihren ersten Ausbrüchen gekommen waren, wie in Böhmen und Mähren, wo es bald hier, bald dort aufflammte, wo alle mit Gewalt auf eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse hinarbeiteten, konnte Österreich keine größeren Unternehmungen gegen Ungarn wagen, zumal man mit ziemlicher Sicherheit auf eine Weigerung der ungarischen Truppen gegen ihre Landsleute zu kämpfen, rechnen durfte.

So gingen die Separatisten ihren Weg unbekümmert weiter, setzten ein aus ihren Reihen gebildetes „Landesschutzkomitee" ein, das die Regierung des unabhängigen Königreiches Ungarn bildete, Verordnungen erließ, Steuern ausschrieb und derlei Amtshandlungen mehr vornahm. Dann wurde eine Adresse an den König beschlossen, die der Ausdruck unwandelbarer Ergebenheit und Liebe der ungarischen Nation sein sollte, in der aber auch der unerschütterliche Entschluß, an der Unabhängigkeit festzuhalten, scharfe Betonung fand.

Diese Adresse war aber nicht einmal noch im Entwurf angenommen, als die ersten Blitzstrahlen niederfuhren. Über ganz Ungarn wurde der Ausnahmezustand verhängt, der Reichstag aufgelöst und die königliche Regierung beauftragt, eine neue provisorische Wahlordnung zu entwerfen und auf Grund derselben einen neuen Reichstag zu berufen.

Diese Regierungshandlungen brachten die Brücke, über

die der Weg einer friedlichen Einigung lief, zum Einsturz. Die Begeisterung flaute rasch ab, da und dort äußerte sich selbst eine anti-dynastische Stimmung. Immerhin blieben derartige Kundgebungen sehr vereinzelt, und die Unabhängigkeitspartei selbst war eifrig bestrebt, sie zu unterdrücken. Die Parole, die sie ausgab, lautete: „Die Person des Königs und seine Kronrechte sind unantastbar. Gewalt nur gegen Gewalt! Verteidigung unserer Unabhängigkeit bis zum äußersten, aber keinen Angriff, keine Herausforderung!" — Gleichzeitig veröffentlichten sämtliche Parteiblätter einen vom Landesschutzkomitee unterzeichneten Aufruf, der zur schleunigsten Errichtung eines „Landesschutzheeres" aufforderte und die „Patrioten" um Zeichnung größerer Geldbeträge zwecks der zur Verteidigung der Unabhängigkeit erforderlichen Vorkehrungen anging. Die betreffenden Zeitungsnummern wurden zwar behördlich beschlagnahmt, aber erst, als sie bereits in vielen Zehntausenden das Land in allen Richtungen durchflogen.

Die Wirkung war eine augenblickliche. Schon am dritten Tag nach der Veröffentlichung dieses Aufrufes füllten sich die darin benannten Sammelplätze mit Freiwilligen. Männer in vollster Lebenskraft, aber auch zahlreiche Halbwüchsige und Greise eilten herbei zum Schutze des Vaterlandes, freilich auch eine große Anzahl zweifelhafter, abenteuerlicher Existenzen aus dem In- und Auslande. Zu Ende der zweiten Woche verfügten die Separatisten über eine Streitmacht von nahezu 150000 Mann, deren notdürftige feldmäßige Ausbildung ehemalige Offiziere und Unteroffiziere der österreichisch-ungarischen Armee übernommen hatten. Jetzt geschah auch, was man erwartet hatte: die Honveds erklärten, ohne ihren politischen Standpunkt zu bezeichnen, sie würden getreu dem geleisteten Eid in jedem

Kampf gegen einen äußeren Feind ihr Leben einsetzen für den König, niemals aber die Hand erheben gegen Ungarn. Am nächstfolgenden Tag gaben die magyarischen Regimenter der gemeinsamen Armee die gleiche Erklärung ab.

Der finanzielle Erfolg des Aufrufes war kein geringer. Durch das ganze Land gingen im großartigsten Maßstabe betriebene Sammlungen, an denen sich alle Schichten der Bevölkerung beteiligten, bis zu den bescheidensten hinunter, in denen der einzelne schon das Zehn- und Zwanzig-Hellerstück vermißte. Aus den Kreisen der Magnaten, der Hochfinanz und der Großindustriellen, der Großkaufleute flossen schon in den ersten Tagen Millionen zusammen. Außerdem verfügten die Separatisten über sehr bedeutende Summen unbekannter Herkunft, in denen englische Sovereigns vermutet wurden.

Diese kriegerischen Maßregeln beantwortete Österreich durch die Einberufung des ersten Aufgebots und durch das Herausziehen der in Ungarn stehenden vier, größtenteils aus ungarischen Truppen gebildeten Armeekorps. Dieser Schritt löste bei der Unabhängigkeitspartei einen stürmischen Protest aus, der sich in einer nach Wien gerichteten Beschwerdeschrift kristallisierte. Auch in den Zeitungen wütete ein Sturm. Die Entfernung der magyarischen Truppen aus Ungarn nannten sie eine hinterlistige Entführung der Landeskinder, die man fremden Einflüssen aussetze, um ihre Vaterlandsliebe zu schwächen. Daran schlossen sich unheimliche Prophezeiungen von einer Überflutung des Landes mit deutschen und slawischen Soldaten, die, willigere Werkzeuge der Gewalt als die geradsinnigen Magyaren, zur Unterdrückung des heiligen Volkswillens bestimmt wären.

Das eine half aber so wenig wie das andre — die vier

Armeekorps waren und blieben fort, und an den Grenzen Ungarns wurden sechs deutsche und slawische Korps zusammengezogen. Vorerst betraten sie das ungarische Gebiet zwar nicht, aber sie standen ihm so nahe, daß sie es binnen wenigen Stunden erreichen, jeden Augenblick einrücken konnten, das Land fortwährend bedrohten. Die Beschwerde war erfolglos geblieben, und die Antwort des Kaiser-Königs lautete auch nicht eben günstig. Sie brachte wohl die Gewißheit, daß ein gewaltsames Eingreifen in die Geschicke Ungarns für die nächste Zeit nicht geplant werde, aber auch, daß die proklamierte Unabhängigkeit nicht ohne schwere und wohl auch blutige Kämpfe zur vollendeten Tatsache werden würde. Dem nächsten Reichstag, zu dem die Wahlen auf Grund der in der Ausarbeitung begriffenen neuen Wahlordnung vorgenommen werden sollten, blieb die Entscheidung über der Magyaren ferneres Los vorbehalten, und das bedeutete die Null- und Nichtigkeitserklärung der in so vielen heißen Parlamentsschlachten errungenen Selbständigkeit. Daß die neue provisorische Wahlordnung der Regierungspartei im nächsten Reichstag die Oberhand sichern würde, lag auf der Hand, und so stand der Kampf bevor, drohte eine Wiederholung der Schrecknisse, die das Jahr 1849 im Gefolge gehabt hatte.

Kapitän Metkovičs.

Ein Behagen atmender Salon in einem eleganten Restaurant auf dem Boulevard des Italiens. In der Luft jenes charakteristische Parfüm, das sich aus einer Mischung von Zigarettenrauch, vergossenem Wein und Likör, aus den zurückgebliebenen Düften getrüffelter Braten und aus dem Hauche welkender Blumen entwickelt. Um den silberfunkelnden Tisch mit der übel zugerichteten Damastdecke sechs Herren im Frack mit einer Blüte im Knopfloch.

Unter ihnen befindet sich der Graf von Krajina. Er lehnt mit weit von sich gestreckten Beinen in einem niedrigen Armstuhl.

Obgleich es noch nicht 1 Uhr morgens ist, sind die Gesichter doch schon stark gerötet, schimmern die Augen in feuchtem Glanze. An die Stelle ausgelassener Heiterkeit ist Rührung getreten. Ob sie im Sekt oder in Kapitän Metkovičs' Rede ihre Quelle hat, läßt sich nicht entscheiden; vielleicht in beiden.

Er spricht schon seit einer Viertelstunde in einem Atem, der schöne Metkovičs mit dem unglaublich langen, blonden Schnurrbart, und setzt begeistert auseinander, daß Serbien im europäischen Völkerkonzert nicht die Rolle spielt, die ihm seiner Bedeutung als gottgewollter Hort aller südslawischen Völker zukäme.

„Und worin haben wir den Ursprung dieses demütigenden Zustandes zu suchen? — Im Nichtbesitz jener Gebiete,

die von Natur und somit auch von Rechts wegen zu Serbiens Krone gehören. — Und warum besitzen wir sie nicht? Weil" — hier wendet er sich zu dem Grafen von Krajina: ‚ich bitte tausendmal um Vergebung, Monseigneur' — „unsere Regierung von jeher über der Lösung weniger bedeutender Aufgaben die der großen, heiligen außer acht ließ!"

„Es darf nicht so weitergehen; uns, der jungen und jüngeren Generation, fällt die Pflicht zu, diese Unterlassungssünden gutzumachen, einen Zustand herzustellen, der unsres Vaterlandes würdig ist!"

„Bravo, Metkovičs! — Wie Sie sollten alle Serben denken! — Sehr richtig, wir müssen das Versäumte nachholen — bin schon lange dieser Ansicht — wir müssen ein Großserbien schaffen — wir werden es, wir beide, Sie und ich! Die Welt soll ihre verschlafenen Augen sperrangelweit aufreißen!" schrie der Graf.

Dabei klatscht er wie wütend in die Hände, und die vier anderen Herren klatschen mit.

Als das Bravorufen und Klatschen verrauscht ist, sagt der Graf äußerst huldvoll: „Fahren Sie in Ihrem geistvollen Vortrag fort, Kapitän!"

Metkovičs verbeugt sich ehrerbietig, ehe er noch tönender fortfährt: „Gegenwärtig zählt der serbische Volksstamm zwischen 7 bis 8 Millionen Seelen, die Serbo-Kroaten inbegriffen. Davon wohnen in Serbien selbst etwa 2 — also ein ungefähres Viertel —, in Österreich-Ungarn dagegen beinahe 4 Millionen! —"

„Eine veritable Schande! — Überhaupt — diese ungarischen Hunde — dieses — dieses Ungeziefer — der Teufel hole sie alle und die Österreicher meinetwegen dazu!" ruft der Graf von Krajina und füllt — zum sechstenmal seit Beginn der Metkovičsschen Rede — seine Sektschale.

„Monseigneur sprechen aus, was in jedem serbischen Herzen pulst!“ sagt einer von der Tafelrunde.

Der Graf nickt gnädig, dann sagt er: „Hätte mich anläßlich der Annexion Bosniens nicht die Macht der Verhältnisse zum Stillschweigen gezwungen, die Dinge trügen heute eine andere Gestalt! Groß oder klein, darauf kommt es gar nicht an, wo der heilige Geist der Vaterlandsliebe brennt, wird auch ein bescheidenes Heer unüberwindlich!“

„Monseigneur fühlen so, weil Heldensinn Sie erfüllt!“ lächelt Kapitän Metkovičs.

„Keine Schmeicheleien, Kapitän!“

„Die Ereignisse werden mir recht geben, Monseigneur!“ versetzt Metkovičs.

„Welche Ereignisse?“

„Die der nächsten Zeit, mein gnädigster Herr.“

Es liegt ein Besonderes, ein Andeutendes in des Kapitäns Stimmton, und der Graf von Krajina wird trotz seines sektumhüllten Bewußtseins aufmerksam.

„Wie stellen Sie sich diese Ereignisse vor? — es interessiert mich“, fragt er.

„Monseigneur wollen gnädigst verzeihen — zu einer derartigen Auseinandersetzung möchte hier nicht der richtige Ort, jetzt nicht die geeignete Stunde sein.“

Dabei sagen Metkovičs' Augen: „Was ich zu äußern habe, ist nur für dich bestimmt!“ Darum nimmt der Graf diesen Bescheid auch nicht übel.

Ein Prachtkerl, der Kapitän! So kurz er ihn auch kennt, das hat er doch schon gesehen.

„Die Gläser hoch, meine Herren — auf ein baldiges Großserbien!“ befiehlt Monseigneur, sich erhebend. Aber er schwankt, muß sich am Tischrande halten.

„Auf ein baldiges Großserbien!" und die überschäumenden Kristallschalen klingen zusammen.

Sogleich werden sie wieder gefüllt und hoch gehoben. Diesmal gilt es aber „König Georgs Glück und Ruhm!"

Monseigneur strahlt.

„Scherben! — Sie zwingen das Glück!" kommandiert Metkovičs. „Eins! — Zwei! — Drei!"

Klirrend fahren die Sektschalen durch die Fensterscheiben, daß die über das Boulevard Gehenden verwundert in die Höhe schauen, die einen, um herauf zu schimpfen, die andern, um lachend ihren Weg fortzusetzen.

Auch ein nicht weit davon postierter Sergeant de ville hat das Klirren vernommen und eilt herbei. Als er die Glasscherben auf dem Trottoir entdeckt, betritt er das Restaurant.

In diesem Augenblick sagt oben der Graf von Krajina: „Meine Herren, gönnen wir für heute der Politik und dem teuren Vaterlande Ruhe. Wir sind hier, um uns zu amüsieren, vergessen wir es nicht!"

Da erscheint, gefolgt von einem Kellner, der pflichteifrige Sergeant de ville und ersucht sehr höflich: „Messieurs, ich muß um Ihre Namen bitten."

Alle rufen sie ihm zu, er notiert. „Und Sie, mein Herr?" wendet er sich zum Grafen von Krajina.

Dieser antwortet nicht, aber Kapitän Metkovičs, der sich hastig erhebt, flüstert dem sehr verlegen werdenden Polizisten ein paar Worte zu. Dann, nach einer Pause der Ratlosigkeit, stottert er: „Ich bitte tausendmal um Vergebung, ich hatte keine Ahnung und in einer Republik —"

„Ein niedliches Gewächs, eure Republik, könnt euch was einbilden auf sie!" schreit Monseigneur laut lachend.

Der Mann der öffentlichen Sicherheit zieht sich respektvoll grüßend zurück.

Stürmisches Gelächter folgt ihm, und der Graf von Krajina ergeht sich in Spottreden. „Republiken? — Bah, Idioteneinrichtungen, und die französische im besondern — eine tolle Karnevalsfarce, denn vor unsereinem schweifwedeln die Kujone eifriger als die lumpigste Hofschranze! — Wißt ihr, was ich an denen ihrer Stelle täte? Ich gäbe mir selber einen Fußtritt! Darum nochmals die Gläser gefüllt und wieder hinausgeschmissen! Die Heiligen wollen sie so lenken, daß sie an französischen Schädeln zerknallen!"

Dieser Aufforderung folgt nicht der gewohnte jubelnde Beifall, die Herren zögern ein wenig, keiner möchte ernstere Schwierigkeiten mit der Pariser Polizei. Monseigneur aber nimmt das sehr übel und brüllt wütend: „Schmeißt auf der Stelle oder ihr kriegt die Gläser an eure eignen Strohkästen geschmissen!" —

Wieder klirrt es auf dem Asphalt des Boulevards, wieder schimpfen und lachen die Passanten. Auch der Sergeant de ville hört den erneuten Lärm, aber er bleibt ruhig auf seinem Posten. Wenn er die Sache seinem Kommissär meldet, hat er in diesem besondern Fall seiner Pflicht genügt, das Weitere bekümmert ihn nicht.

Es ist nahe an 4 Uhr morgens, als der Graf, von Metkoviċs und einem zweiten seiner Gäste beinahe getragen, das Restaurant verläßt. Davor wartet ein Kupee, neben dem ein alter, glattrasierter Mann im schwarzen Überrock, in Schuhen und Strümpfen und ein Jäger auf und ab gehen.

Die beiden nehmen ihn in Empfang und bringen ihn im Wagen unter, dann steigt auch der Glattrasierte ein.

Metkovičs tritt heran und flüstert: „Um 12 Uhr werde ich mich bei Monseigneur zur Audienz melden, sorgen Sie dafür, daß ich vorgelassen werde, Herr Mirtičs."

„An mir soll es nicht fehlen, Herr Kapitän."

„Danke, Herr Mirtičs."

Das Kupee rollt davon, und die Herren, die den Hut in der Hand am Rande des Trottoirs stehen geblieben waren, treten in Metkovičs' Gesellschaft den Heimweg an.

„Ein widerlicher Patron, abgelebt, abgetrunken, heute schon eine halbe Ruine!" sagt einer von ihnen.

„Und dabei ein fader Schwätzer, ein Großsprecher — so unköniglich wie möglich!"

„Einen solchen Jammergesellen auf den Thron heben!"

Metkovičs, der sich wieder eine Zigarette angezündet hat, hört diese Bemerkungen schweigend an, und erst als keine weitere mehr laut wird, sagt er kühl: „Alles sehr richtig, meine Herren, aber — wir haben keinen anderen!"

„Milans Söhne —"

„Sind ungeeignet. Alexander hat seiner Familie das Geschäft verdorben. —"

Zehn Minuten später hält in den Champs Elysées Monseigneurs Wagen vor einem reizenden kleinen Hotel.

Als der Leibjäger, den Zweispitz mit wehendem Federbusch unterm Arm den Schlag öffnet, dringt ein mit Stöhnen vermischtes Schnarchen aus dem Wageninnern, und eine Männerstimme sagt: „Rufen Sie den Concierge, Dumos."

Im selben Augenblick erscheint dieser aber schon ungerufen auf der Schwelle des Hotels und tritt hastig an das Kupee heran.

„Monseigneur sind wohl wieder sozusagen unwohl, Herr Mirtičs?"

„Ja, Monsieur Bonifard, sehr unwohl, Monseigneur

sind unfähig auf den Beinen zu stehen. Fassen Sie unten an, und Sie, Dumos, nehmen die Schultern. — Wo befindet sich Herr Oberstleutnant Vlanković?"

„In seinem Bette, vermute ich, Herr Mirtičs. Als er vor einer Stunde heimkam, war er knallhagelvoll."

„Und der Herr Rittmeister Pračina?"

„Wo er ist, weiß Gott, wenn nicht Sie es wissen, Herr Mirtičs."

„Angefaßt!" kommandiert Mirtičs, ohne auf die Bemerkungen des Concierge zu antworten.

Er faßt an und zieht ein paar in Lackstiefel steckende Füße aus dem Wagen, ein schlanker Körper wird nachgeschoben, der Leibjäger Dumos bemächtigt sich der Schultern, und die Gaffer zu beiden Seiten der Haustür, Nachtschwärmer, zu Markte ziehende Händler, Laternenanzünder, Lumpensammler und allerlei andere Gestalten, wie die Weltstadt sie Nacht für Nacht auswirft, schütten ein Schnellfeuer von teils launigen, teils sarkastischen Witzen über Monseigneur aus.

Mirtičs folgt, das Herz voll Bitterkeit — er schämt sich für seinen Herrn.

Dann klappt das Tor zu, die Zuschauer gehen auseinander, und der herbeieilende Sergeant de ville, der die Ordnung wiederherstellen will, findet nichts mehr zu ordnen.

„Gesegnet das Land, das der einmal regieren wird!" brummt er vor sich hin.

Er kennt das kleine Hotel, vor dem die Leute so oft zusammenlaufen, und er kennt auch das Treiben darin. Ein Pariser Concierge ist niemals ganz verschwiegen, auch nicht, wenn ihm der Mund mit Gold gefüllt wird."

Die Audienz.

Es war halb zwölf am folgenden Vormittag.

Monseigneur befand sich im „Heimatswinkel", das heißt, in einem Zimmer, das nahezu leer war. Den Boden bedeckte zwar ein dicker kostbarer Teppich von orientalischer Webart, und die Wände entlang lief ein Mittelding zwischen Bank und Diwan aus übereinander gehäuften breiten Kissen mit bunten Samt- und Seidenbezügen hergestellt; Dinge aber, die der Europäer unter der Bezeichnung Möbel versteht, waren nicht vorhanden.

Auf diesem Ruhebette, und zwar in der hintersten, dunkelsten Ecke des Zimmers, ruhte Monseigneur von den Strapazen des nächtlichen Champagnergelages aus. Er trug Nationaltracht, weil sich das gut macht für „Dummköpfe", und auf dem Kopfe den landesüblichen roten Fez. Neben ihm, auf einem eingelegten Tischchen, das aber fast so niedrig war wie ein Schemel, stand eine Tasse mit schwarzem Kaffee, an dem er schon genippt zu haben schien, ein halb geleertes Glas Pilsner Bier und ein Apothekerschächtelchen. Daneben lehnte eine noch unangebrannte türkische Pfeife, ein Tschibuk, mit einem lächerlich langen und dicken Weichselrohr.

Der hohe Herr sah ungefähr aus wie eine Leiche und war furchtbar schlechter Laune, das kam von seinem elenden Befinden und den entsetzlichen Kopfschmerzen, die so ein

Riesenkater in seiner demokratischen Respektlosigkeit auch bei Hoch- und Höchstgeborenen auslöst.

„Mirtičs! Mirtičs!"

Des Grafen Stimmton war nur ein heiseres Krächzen.

Nach einer Minute teilten sich die Türvorhänge zum Nebenzimmer, und der gleichfalls in die Nationaltracht gekleidete Kammerdiener erschien.

„Slibowitz und eins von den Pulvern hineingerührt! — Aber flink — mir platzt der Schädel — alles tanzt — alles dreht sich!" stöhnte der Patient.

„Wenn gnädigster Herr das Pulver in Zuckerwasser nehmen wollten, wie Doktor Le—"

„Der Lebeuf ist ein Esel — ein Quacksalber! — Slibowitz her — flink!"

Mirtičs kannte seinen Herrn zu genau, um es mit längeren Vorstellungen zu versuchen. Er brachte den Zwetschgenschnaps und mischte eins der Pulver aus dem Apothekerschächtelchen dazu.

In einem Zuge goß Monseigneur das Gebräu hinunter — spuckte, schüttelte sich, dann sank er ächzend in die Kissen zurück.

Er sah erschreckend aus, verlebt, hinfällig, um zehn Jahre gealtert. Der Kammerdiener nahm es wahr und sorgender Kummer trat in seine Miene. Er hatte seinen jungen Herrn als kleinen Knaben, als Baby, auf den Armen getragen — es ging ihm ans Herz. — Aber Wunder war es keins — dieses Treiben! Einen Riesen hätte es umgebracht!

In der Nähe der Tür kauerte sich Mirtičs auf den Teppich nieder, um bei der Hand zu sein, sollte der Graf seiner bedürfen.

Dieser lag aber ganz still. Auch das Ächzen ließ all-

mählich nach. — Nach einer Weile rief er mit schon gekräftigter Stimme: „Mirtičs, bist du hier?"

Im Nu stand der Alte vor dem Diwan.

„Gnädigster Herr befehlen?" und die Augen des Kammerdieners forschten ängstlich in den schlaffen, ausdruckslosen Zügen des jungen Mannes.

„Eiskaffee oder Zitroneneis — augenblicklich! Dann bin ich wieder frisch. — Halt! — Hast du nicht gesagt, für diesen Mittag wäre Kapitän Metkovičs befohlen? — Ja! — Gut. Er ist sofort vorzulassen — kann hierher kommen."

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging.

Pulver und Slibowitz hatten tatsächlich ihre Schuldigkeit getan und die völlig daniederliegenden Lebensgeister des Grafen wieder etwas belebt. —

Draußen läuteten die Mittagsglocken. Metkovičs mußte jeden Augenblick kommen. Was mochte er wollen? — Hoffentlich erbat er sich nicht eine finanzielle Förderung gemeinnütziger oder patriotischer Zwecke!

Das brächte Monseigneur in eine böse Klemme. Er hatte für seine eigene Person nichts mehr zu verausgaben, und der überanstrengte Kredit war auch gründlich pleite.

Mit dem Schlag Zwölf wurde ihm Metkovičs gemeldet.

Er trat herein — frisch, kraftvoll, das Auge leuchtend. Nichts in seiner Erscheinung erinnerte an das nächtliche Gelage auf dem Boulevard des Italiens. — Ein Lächeln zuckte über sein Gesicht, als er den Grafen zusammengebrochen, mit halberloschenen Augen in den Diwankissen entdeckte.

Dieser reichte ihm die Fingerspitzen hin. „Sie sehen eine gefällte Eiche, lieber Metkovičs!"

„Ich hoffe zu Gott, daß meines gnädigsten Herrn Unwohlsein ohne tiefere Bedeutung ist", antwortet der Kapitän, sich tief verneigend.

„Äußerst harmlos, aber scheußlich unangenehm! — Kann etwas ertragen, aber das Gesöffe, das uns der Giftmischer Prudon vorgesetzt hat, übersteigt doch meine Leistungsfähigkeit."

„Prudon gehörte ins Zuchthaus, Monseigneur!"

„Wer hieb- und stichfest ist, Kapitän, kann bequem schlechte Witze machen", sagte er von oben herab.

Ein leiser Ärger war in ihm, der Neid des Schwächeren.

Sofort nahm Metkovičs' Gesicht den Ausdruck respektvollsten Ernstes an. „Befehlen Monseigneur die Verschiebung meines Vortrags?"

„Nicht nötig, ich kann Sie hören," und der Graf von Krajina wies mit der etwas zitternden Hand nach den Kissen zu seinen Füßen.

Der Kapitän, im Frack, in weißer Halsbinde, das Ritterkreuz des Ordens vom heiligen Saba auf der Brust, blieb stehen und sagte feierlich: „Monseigneur, ich preise mich glücklich, als erster rufen zu dürfen: Heil dem künftigen König von Bosnien!"

Dann beugte er huldigend ein Knie.

Im gleichen Augenblick stand der Graf aufrecht vor ihm, ohne recht zu wissen, wie er in die Höhe gekommen war.

„Metkovičs — erklären Sie sich!"

Monseigneurs Stimme entbehrte aller Festigkeit und Klarheit.

„Monseigneur, die Tage der österreichisch-ungarischen Herrschaft in Bosnien sind gezählt —"

„Ah!"

„Und ich stehe als Abgesandter eines großen Teils der

dortigen griechisch-orientalischen und aller mohammedanischen Bewohner vor meinem gnädigsten Herrn, um ihm im Namen der Bosnier, im Namen der Allserben die Krone des künftigen Königreichs zu Füßen zu legen!"

Krajina wankte. Der Sekt von gestern saß ihm doch noch steif in den Gliedern, und ohne des Kapitäns stützende Arme wäre er zu Boden gesunken; sie ließen ihn sorgsam auf den Diwan gleiten. Dort lag er ein paar Minuten regungslos. Ihm war furchtbar übel und schwindlig!

Dann hatte er sich genügend erholt zu der Frage: „Ich verstehe nicht — eine Übersicht, bitte!"

Dabei wies er abermals auf den Diwan; und diesmal folgte Metkovičs der Einladung.

„Haben gnädigster Herr schon von den Allserben gehört?"

„Kein Sterbenswort — ich kenne nur Großserben."

„Das ist so ziemlich dasselbe. — Die Großserben beschränken sich aufs Reden und Lärmen, die Allserben sind Männer und Frauen, die handeln, die unermüdlich arbeiten an der Verwirklichung des schönen Traumes von Großserbien, der kein Traum bleiben wird! — Allserben ist die Bezeichnung, die sich eine nach Hunderttausenden zählende, aus allen Schichten der Bevölkerung zusammengesetzte geheime Verbindung beigelegt hat, die über unser ruhmreiches Vaterland, über Bosnien und die Herzegowina, kurz, die überall dort verbreitet ist, wo Südslawen wohnen."

„Also so etwas wie eine Verschwörung!"

„Ja, mein gnädigster Herr, eine Verschwörung gegen die österreichisch-ungarische Herrschaft, soweit sie sich über Südslawen erstreckt! — Gegen unseres Königs geheiligte Person und sein erlauchtes Haus kehrt sie sich nicht.

Zu ihren agitatorisch tätigen Mitgliedern zählen die

Allserben nahezu die gesamte serbo-kroatische Jugend, auch in Österreich-Ungarn, zu ihren passiven, die uns mit Geld und mit ihrem Einfluß unterstützen, ein Heer akademisch gebildeter Männer in öffentlichen Stellungen, höhere und hohe Militärs, Grundbesitzer, Kaufleute, Industrielle, schlichte Gewerbtreibende und — ich sollte sagen vor allen Dingen — zahlreiche Geistliche — griechisch-orientalische und mohammedanische!

Unsere Emissäre sind seit Jahren bei der Arbeit. Sie werben unermüdlich mit glänzendem Erfolg für das großserbische Reich der Zukunft, das wohl nicht mehr ferne ist. —"

Trotz seines Übelbefindens lachte der Graf von Krajina laut heraus.

„Famos! — Weder unsere noch die österreichisch-ungarischen Behörden scheinen eine Ahnung zu haben von diesen sauberen Geschichten, trotzdem sie sich unter ihren hochweisen Nasen abspielen! — Eine herrliche Beamtenschaft — die Kerls gehören alle miteinander an den Galgen! — Na, die Bosniaken habt ihr also geangelt, sie zappeln am Haken!"

„Zu Befehl, Monseigneur, sie haben sich unsrer Führung unterstellt."

„Famos! — Und die andern Brüderchen, die Kroaten —"

„Bringen unsern Bestrebungen die lebhaftesten Sympathien entgegen, aber —"

„Fressen wollen sie euren Köder nicht!"

„Weil sie auf ein Großkroatien hoffen, das niemals zustande kommt."

„Wer weiß!"

„Niemals, Monseigneur, denn diesem Gedanken stehen die Wünsche der Leute von Dalmatien, von Kärnten und

Krain, die der österreichischen Küstenländer entgegen, die sich auf ein Großillyrien richten."

„Brrrr!"

„Ist man sich einmal über die Unmöglichkeit der Verwirklichung klar geworden, so wird sich sehr bald die Überzeugung Bahn brechen, daß für alle Südslawen ohne Ausnahme das Heil nur im Anschluß an Serbien — in einem mächtigen Großserbien zu finden ist. — Bis dahin müssen wir uns mit Bosnien und der Herzegowina begnügen."

„Die wir noch nicht haben, mein lieber Metkovičs."

„Aber in Bälde haben werden! — Damals, als Österreich-Ungarn sich wider alles Recht Bosniens bemächtigte, damals flogen Ihnen, gnädigster Herr, alle allserbischen Herzen entgegen, alle unsre Hoffnungen, denn Sie erhoben sich hoch über jedes engherzige Bedenken, Sie waren erfüllt von den erhabensten nationalen Gesinnungen und Empfindungen! — Die Früchte unsrer Saat waren damals aber erst in der Entwicklung begriffen — wir hatten noch keine Krone anzubieten, konnten nichts tun, als aus heißem Herzen den Schwur erneuern: ‚Pereat Austria!' und geduldig weiterarbeiten. —

Heute ist uns der Sieg gesichert! Wir haben im Scheich ul Islam einen mächtigen Förderer gefunden, er hat in den Herzen der mohammedanischen Bosnier das Feuer religiöser Begeisterung zu entzünden gewußt, er —"

„Der Teufel hole diese Begeisterung, wir können ihr zu Liebe nicht zum Islam übergehen — Abstinenzler werden, wie es der alte Heide, der Mohammed, vorschreibt!"

„Gewiß nicht, aber wir können und wir werden, ohne die anderen in ihren Rechten zu beeinträchtigen, den Mohammedanern weitgehende Vergünstigungen gewähren,

solche, die ihren religiösen Empfindungen schmeicheln. Wir geben ihnen zunächst mohammedanische Richter auch für ihre weltlichen Angelegenheiten —"

„Und das soll sie befriedigen?" —

„Wer ein Guthaben nicht voll erlangen kann, nimmt auch eine Teilzahlung an, Monseigneur! Ernstere Schwierigkeiten stehen nur seitens der Römlinge zu besorgen, die Österreich-Ungarn vorläufig noch blind ergeben sind."

„Schafft sie aus dem Weg, knallt sie nieder, die katholische S—bande! Wer was Großes erreichen will, muß Blut riechen können!" rief der Graf von Krajina, Flammen der Gier im Auge.

In diesem Augenblick glitt der Kammerdiener Mirtičs herein.

Des Grafen aschfahles Gesicht färbte sich blutrot.

„Alter Hund, schleichst du wieder wie ein Dieb, um mich zu behorchen!" fauchte er ihn wütend an.

„Monseigneur halten zu Gnaden, der Bankier Dukas ist für 1 Uhr befohlen und soeben —"

„Soll sich scheren, der Gauner! — Hinaus, Spion!"

Keuchend in Raserei sprang Monseigneur vom Diwan, faßte das beinahe faustdicke Pfeifenrohr und ließ es mit unheimlicher Wucht auf des alten Dieners kahlen Schädel niedersausen.

Ehe er aber noch zu einem zweiten Schlag ausholen konnte, wurde er hochgehoben und herumgeschwenkt wie ein Federball — alles drehte sich mit ihm.

Metkovičs sagte ehrerbietig: „Mein gnädigster Herr möge mir vergeben, mich leitete der Wunsch, ihn vor einem vielleicht lebenslangen Vorwurf zu bewahren."

Es erfolgte keine Antwort.

Wie ein sprungbereiter Tiger stand der Wüterich da und

wagte doch nicht loszuspringen — der Kapitän war ein Riese an Körperkraft und — seine Hände hielten Bosniens Königskrone.

Langsam, tief Atem holend, wendete er sich wieder ab und stieß Mirtičs, dem ein breites Blutband von der Stirn rieselte, anschauend ein kurzes, heiseres: „Fort!" heraus.

Dann warf er sich längelang auf den Diwan, wie in höchster Erschöpfung. Rasch wich die Röte sinnloser Wut aus seinem Gesicht, es sah noch grauer, noch welker aus als zuvor; um den Mund, um die Nase lief ein nervöses Zittern.

Nicht weit von ihm stand Metkovičs, die Lippen hart aufeinander gepreßt.

Ein herrlicher König! — Aber, die Bosnier taten es nicht ohne einen Herrn!

Wohl stürzt der Slawe seinen Fürsten, wenn er es zu toll treibt, doch holt er sich sofort einen andern! Bei all seinem Freiheitsdrange ist er doch noch nicht reif für die wahre Freiheit, und was für jeden Slawen gilt, für den mohammedanischen gilt es doppelt, dreifach.

Ruhig nimmt der Kapitän seinen Platz zur Linken des Grafen wieder ein und fährt fort:

„Ein günstigerer oder nur ebenso günstiger Augenblick wie der gegenwärtige kann nicht wiederkommen, und ich darf mit Stolz behaupten, zu einem großen Teil haben wir ihn herbeigeführt! — Ungarns Losreißung von Österreich ist eine vollendete Tatsache, der unsere Agitatoren nicht ganz fernstehen; sie haben den Magyaren die Stimmen der slawischen Abgeordneten zugewendet, ohne die der Antrag gefallen wäre. Die Tschechen sind entschlossen, sich diesmal Mähren zu gewinnen und den Dualismus durchzusetzen oder in Strömen deutschen Blutes zu ertrinken, und wir steifen ihnen den Nacken, wir betteln ihnen englisches Gold.

Die Dalmatiner und die Slowenen, eifersüchtig auf die stete Bevorzugung der Böhmen, schreien wie die Rasenden nach einem Großillyrien, und wir hetzen sie und die Deutschen gegen die Tschechen. Die Italiener werfen Bomben, und die Deutschen halten Reden, auf die niemand hört. Nur mit den Polen war bisher nichts anzufangen. Sie haben sich für die Rolle der braven, kaisertreuen Untertanen entschieden, aus der sie in dem allgemeinen Brand ein Erkleckliches für sich herauszuschlagen hoffen. Wir können ihrer jedoch entraten.

So werden wir denn baldigst das Schauspiel eines an allen Ecken zugleich brennenden Österreichs genießen, und die österreichische Regierung wird in den alten Kronländern eine solche Arbeitsmenge zu bewältigen haben, daß es ihr unmöglich sein dürfte, uns mit dem erforderlichen Nachdruck entgegenzutreten. — Für Österreich-Ungarn gibt es keine Rettung mehr! Es hat mit eigener Hand die Axt in seine Lebenswurzel getrieben, als es vor Jahrzehnten die Deutschen zur Stellung von Stiefkindern herunterdrückte, denen kaum eine beratende, viel weniger eine entscheidende Stimme im Familienrat zugestanden ist, und der Tag liegt nicht mehr weit ab, an dem es seinen Stamm so morsch und zerfressen finden wird, daß der erste kräftige Wirbelsturm ihn niederbricht. Der Untergang Österreichs aber wird die Geburtsstunde der südslawischen Herrschaft, der Weltmacht des gesamten Slawentums sein!"

„Sehr schön, Metkovičs, sehr schön — aber sehen Sie, vorläufig hat Österreich immer noch eine gewaltige Armee, während unsere einzige Stütze die bosnisch-herzegowinaschen Insurgenten sind!"

Monseigneur wurde hin und her gerissen zwischen Verlangen und Sorge.

König von Bosnien! Das lockte! — Er würde schon mit einem nur einjährigen Königtum zufrieden sein, in zwölfmal dreißig Tagen läßt sich manches machen. — Mißglückte das Abenteuer aber gänzlich, so war er schlimmer daran als jetzt. Ein knickeriger Vater und ohnehin nicht gut auf ihn zu sprechen — das könnte eine schlimme Geschichte geben!

„Wir werden auch auswärtige Hilfe erhalten. In der gleichen Stunde, in der Bosnien die Waffen erhebt, überschreiten 20000 Allserben die Grenze, brechen 4000—5000 Montenegriner in die Herzegowina ein, und im Laufe einiger Wochen wird sich ihre Anzahl verdoppelt haben. Wir haben übrigens gegründete Ursache, seitens der ungarischen Serben und der russischen Jugend auf freiwilligen Zuzug zu hoffen, und, was die Hauptsache ist, Serbien wird nicht umhin können, unsre Sache auch offiziell zu der seinigen zu machen —"

Monseigneur lachte laut auf.

„Wenn Sie sich das einbilden, kennen Sie den König schlecht!"

Metkovičs lächelte leise.

„Den Friedenswillen Seiner Majestät ziehe ich nicht in den leisesten Zweifel, Monseigneur, aber ich rechne auch mit der Macht der Verhältnisse, und sie werden unsern allergnädigsten Herrn zum Krieg gegen Österreich nötigen — die dortigen Serbo-Kroaten wollen nicht länger mehr weiße Sklaven sein!"

Der Graf von Krajina verstand.

„Ist das sicher?"

„Leider ja."

„Ganz sicher? — Ich setze viel — unendlich viel aufs Spiel."

Der Kapitän verbeugte sich.

„Ich weiß es, mein gnädigster Herr, und würde nicht sagen: es ist sicher, wäre ich meiner Sache nicht gewiß", entgegnete er.

„Ich vertraue Ihrer Aufrichtigkeit wie Ihrem Scharfblick in derlei Dingen. — Wann wird es losgehen?"

„Sobald gnädigster Herr in Ihrer neuen Heimat eingetroffen sind. Die Massenerhebung der Mohammedaner und der ihnen angeschlossenen orientalischen Christen ist bis in ihre kleinsten Einzelheiten sorgfältig vorbereitet, Waffen und Munition sind verteilt, die Geschütze und die Pferde sind bereit, alle Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Vierundzwanzig Stunden nach Empfang des Sammelbefehls wird das bosnisch-herzegowinische Volksheer die Vereinigung mit seinen Verbündeten vollzogen haben und alle wichtigen Taleingänge, Pässe, Bergwege besetzen. Zunächst werden wir in den Bergen bleiben, innerhalb deren wir selbst einem fünffach so starken Feinde bei weitem überlegen wären. — Darf ich dem bosnischen Nationalkomitee und dem Komitee der Allserben bekanntgeben, daß Monseigneur bereit sind, die dargebotene Krone anzunehmen?"

Wieder überflutete eine Blutwelle das Gesicht des Grafen von Krajina.

Er erhob sich, wie es der Kapitän noch vor Schluß seiner Rede getan hatte, und antwortete feierlich:

„Ich bin bereit, sie anzunehmen und den verantwortungsreichen Platz auf dem Throne auszufüllen, zu dem mich die Wahl des bosnisch-herzegowinischen Volkes berufen hat."

Metkoviĉs verbeugte sich tief.

In dem Grafen aber stieg jähe Siedehitze auf. — Die Schulden! Er hatte ihrer vergessen — jetzt stiegen ihre Schreckgestalten wieder vor ihm herauf. Werden die Bos-

nier nicht gleich genug haben von ihm, wenn sie hören, daß sie sich ihren König erst auslösen müssen?

Wie der Widerschein eines verhaltenen Lächelns glitt ein Licht über Metkovičs' scharfgeschnittene Züge. Er nahm ein längliches Papier aus seiner Brieftasche und überreichte es dem Grafen.

„Wollen Monseigneur die Gnade haben, die Anweisungssumme eigenhändig einzuzeichnen", sagte er, eine gebrauchsfertige Goldfeder auf das Tischchen neben dem Diwan legend.

Dieses Papier war ein Scheck der Bank von England und trug die Unterschriften: „Athanasius Metkovičs, Kpt., Milovan Borosovič, Ali Mehmed."

Der Graf von Krajina neigte bei der Entgegennahme den Kopf wie zu etwas Selbstverständlichem, trat an das Tischchen und schrieb in flottem Zug an die leergebliebene Stelle 450 000 Franken. Dann ließ er den Scheck liegen und wies mit einer leichten Handbewegung auf die sechsstellige Zahl.

Nach einem flüchtigen Blick darauf verneigte sich der Kapitän, ohne eine Miene zu verziehen.

Das imponierte Monseigneur, aber es ärgerte ihn auch. Die Kerls mußten bis an den Hals im Golde stecken! — Woher sie es nahmen! — Na, das Wichtigste löste sich — er kam von den Schulden los, und Bosnien fing an sich zu rentieren!

„Herr Kapitän, teilen Sie dem Nationalkomitee mit, daß ich in drei Tagen Paris verlassen werde. — Mein nächstes Ziel?"

„Sarajewo, Monseigneur."

„Gut. — Wer wird mich begleiten?"

„Oberst Dandevič vom Volksheer, Oberstleutnant Blankovič —"

„Mein erster Adjutant? —"

„Derselbe, gnädigster Herr! — Rittmeister Pražina, den unser Einfluß an die Stelle des Majors Koribyn gebracht hat, Marko Assin, Alexander Sagarevič, Leutnant Vulpo, Ali Mehmed, der Scheich der Kaisermoschee, Isa Beg und ich selbst."

Monseigneur stand sprachlos; bis auf die beiden Mohammedaner waren ihm alle bekannt, Vulpo und Sagarevič zählten zu seinen serbischen Freunden, deren Bekanntschaft er in Paris gemacht hatte. — Allem Anschein nach eine ganz unheimliche Bande, diese Allserben, deren Existenz ihm bisher so ganz unbekannt gewesen war!

Die Nacht des 2. Juni.

Das milde Helldunkel einer wonnigen Sommernacht umhüllte Sarajewo. Auf den Bergen, auf der alten zwölftürmigen Festung und auf den Dächern der hochgelegenen Häusergruppen in der Türkenstadt lagen die letzten Abendstrahlen wie geschmolzenes Silber.

Trotz der breiten Straßen des im Tale liegenden Christenviertels, trotz seiner modernen Bauten und seiner hübschen Verkaufsläden ist der Zentralpunkt des bosnischen Landes eine regelrechte Kleinstadt, in der das Leben abends zeitig abflaut. Jetzt fehlte nur noch eine halbe Stunde bis Mitternacht, und die meisten Häuser lagen im Dunkel, die christlichen wie die in den steil ansteigenden, winkeligen Gäßchen des Türkenquartiers. Und in der Umgebung der Kommandantur wogte es von Spaziergängern, breitete sich ein buntes Gewühl von Männern und Frauen, von Einheimischen und Fremden, von Soldaten aller in Sarajewo vertretenen Waffengattungen. Man hatte den Eindruck, als wäre hier die halbe Einwohnerschaft versammelt.

Die paar Sicherheitswächter, die hier und dort in der zusammengewürfelten Menge auftauchten, schüttelten verwundert den Kopf. Ein derartiges Straßentreiben war schon lange nicht mehr vorgekommen.

Die Soldaten hatten Urlaub bis 1 Uhr nachts, die übrigen Nachtschwärmer wurden wahrscheinlich von den Klängen der Militärkapelle angezogen, die durch die ge-

öffneten Fenster der Kommandantenwohnung drangen; der Bosnier liebt Musik und Gesang über alles. —

In dieser Nacht feierte der kommandierende General den Abschied von seinen bisherigen Mitarbeitern und von der bosnischen Hauptstadt, er war auf einen andern Posten berufen worden. Sämtliche Offiziere der Garnison, alle höheren Zivilbeamten, überhaupt alle bedeutenderen Persönlichkeiten der Stadt waren geladen und auch erschienen. Nur der griechisch-orientalische Metropolit und der Reis ül Ulema hatten abgesagt.

Der Kommandierende, der mit seinem schon in Sarajewo befindlichen Amtsnachfolger darüber sprach, sagte soeben: „Sehen Sie sich vor, Herr Kamerad, von dieser Seite werden Sie allerlei erleben, nur nichts Erfreuliches. Die beiden Generalhimmelspächter sind und bleiben uns erbitterte Feinde. Wo sie eine Niederträchtigkeit aushecken oder uns einen Prügel vor die Füße werfen können, sind sie stets bei der Hand. Die Popen, die Immams und wie dieses Gelichter noch genannt wird, sind überhaupt die reinste Pest! Ohne sie und ihren verderblichen Einfluß ließ es sich mit der hiesigen Bevölkerung brillant auskommen. Die Bosniaken sind nüchterne, fleißige und verständige Menschen, die einsehen, wie sich das Land, wie sich alle Verhältnisse unter Österreich-Ungarn gehoben haben. Zu einem ruhigen Genuß des Gewonnenen gelangen sie aber nicht, es wird unaufhörlich gebohrt, geschürt von den Hetzern, und ich würde mich nicht wundern, wenn es einmal —"

Von den Bergen her rollte ein Kanonenschuß schwer über die Stadt hin.

Überall brach die Unterhaltung jäh ab, das Lachen und die Musik verstummten. — Was hatte das zu bedeuten?

Die Antwort kam von der Straße herauf. — Ein betäubendes Schreien, Pfeifen, Ziſchen erhob ſich unten, und ab und zu wurden die Rufe laut: „Nieder mit Öſterreich-Ungarn — den Räubern, den Mördern!“ — „Hoch Serbien!“ — „Hoch der König von Bosnien!“

„Ein Putſch!“ ſtieß der Kommandierende heiſer heraus. Die Aufregung krampfte ihm die Kehle zuſammen.

Dann: „Ans Telephon, Herr Major, den Alarmbefehl geben! — Der Aufruhr muß unterdrückt werden, ehe er weiter um ſich greift. Die Damen alle und die Herren vom Zivil bleiben vorerſt hier!“

Der Adjutant ſtürzte davon, der Kommandierende und ſein Amtsnachfolger eilten an die Fenſter, andre, meiſt Militärs, folgten.

Gebrüll, ein Steinhagel, Flintenſchüſſe empfingen ſie, und mehr als einer wurde von den Geſchoſſen getroffen.

Auch in der Ferne fielen Schüſſe, immer mehr.

Dabei tönte es immer wieder in den eintönigen, langgezogenen Lauten der Mueffins: „Gott iſt Gott und Mohammed ſein Prophet! — Ihr Gläubigen! Wer im Kampf für den heiligen Glauben fällt, dem iſt der Tod das Leben, dem öffnen ſich weit die Tore des Paradieſes!“ — Und wieder: „Hoch der König von Bosnien! — Feuer! — Feuer!“

In den Feſträumen herrſchte eine wahnſinnige Verwirrung. Die Männer griffen nach Stühlen und nach allem, was ſich ſonſt als Verteidigungswaffe verwenden ließ. Die Damen, ſoweit ſie nicht ohnmächtig waren, beteten mit lauter Stimme, ſchluchzten, kreiſchten. Den kommandierenden General hatte eine Kugel in die Schulter getroffen, zu ſeinen Füßen lag ein blutjunger Offizier mit klaffender Stirnwunde.

„Alle Türen ſchließen und den Mut nicht verlieren,

das Alarmsignal muß sogleich gegeben werden!" rief des Hausherrn Nachfolger im Kommando.

Bleich, atemlos kehrte der Adjutant vom Telephon zurück. „Exzellenz, ich mag machen was ich will, aus den Kasernen kommt kein Laut."

Neues Entsetzen.

„Die Wachmannschaften —"

Er kam nicht weiter — Gewehrkolben donnerten gegen die Saaltür — ein Krachen — ein Prasseln von splitterndem Holze, und herein flutete ein dichter Schwarm waffenstarrender Bosniaken, die langen Arnautengewehre schußbereit vorgestreckt. — Ein Knattern — ein Blitzen — Entsetzensgeschrei — sinkende Gestalten, alles innerhalb einer einzigen kurzen Minute!

Draußen heulten jetzt Glocken, und der Steinhagel gegen die Fenster, das Geschrei und Getöse in der Straße wuchsen stetig.

Die noch aufrechten Offiziere, den General an der Spitze, und etliche herbeispringende Soldaten warfen sich den Eindringlingen mit blanker Waffe entgegen — vergebens, die Gewehre erhoben sich zu einer zweiten Salve!

Da tönte von der Saalschwelle ein befehlendes: „Halt, im Namen des Propheten!"

Die Finger sanken von den Drückern, und der Haufe teilte sich, um einen alten Mann im weißen Turban durchzulassen, dem zwei ebenfalls beturbante Männer in langen dunklen Oberkleidern folgten.

Es war Ali Mehmed, der Scheich der Kaiser-Moschee mit seinen beiden ältesten Immams.

In der ruhe- und würdevollen Haltung der Orientalen trat er vor den General, um den sich alle Anwesenden gesammelt hatten, die noch den freien Gebrauch ihrer Beine hatten.

„Sarajewo ist in unserer Gewalt, eure Soldaten sind größtenteils tot, verwundet oder gefangen, den Rest haben wir zersprengt. Die Festung, die Kasernen, die Post, den Telegraph, die Bahn haben wir besetzt! — Und so wie hier, wird es in den übrigen Städten Bosniens und der Herzegowina aussehen. Also ergebt euch freiwillig und rettet euer Leben, das der Scheich Ali Mehmed euch zusichert."

Der kommandierende General, der schon am folgenden Morgen sein neues Amt hatte antreten sollen, war leichenblaß geworden; die Hände seiner Offiziere zuckten nach den Säbeln. Alle übrigen aber atmeten auf. In türkische oder bosnische Gefangenschaft zu geraten, war immer noch besser, als hingeschlachtet zu werden wie eine Hammelheerde.

„Willigen Sie ein, Exzellenz, retten Sie unsre Männer und uns!" schluchzten die Damen, die Hände zu ihm erhebend. Mehrere warfen sich vor ihm nieder.

Er überlegte, zögerte, dann begann er: „Scheich, ich frage dich auf Ehre und Gewissen — ist das, was du soeben gesagt hast, die reine Wahrheit?"

„Sie ist es!" antwortete der Alte gelassen.

Der Scheich war ein wegen seiner unbestechlichen Rechtlichkeit hochangesehener Mann; die Annahme, er würde wissentlich eine Unwahrheit sagen, wäre lächerlich gewesen. — Aber das andauernde Gewehrfeuer in der Ferne — woher kam es, wenn wirklich alles zu Ende war — und wie konnte es ohne jeden Lärm soweit gekommen sein?

„Möglich, daß sich ein paar hundert deiner Soldaten wieder gesammelt und gegen das Volk gestellt haben," antwortete Ali Mehmed darauf. „Was aber sind sie gegen fast die ganze Bevölkerung der Stadt andres als Tropfen im Meere? Du hast keinen Beistand zu erwarten, General, denn diese Stunde ist seit langem vorbereitet, alle

Mohammedaner und auch viele orientalische Christen sind gegen dich und deinen Kaiser. — Willst du nicht mit diesen Männern und Weibern unser Gefangener sein, so bringt euch allen die nächste Minute den Tod — entkommen darf nicht einer!"

Für seine eigene Person hätte der Kommandant den Tod unbedingt vorgezogen, aber über die Anwesenden das Todesurteil zu verhängen, dazu erkannte er sich nicht das Recht zu.

So schnallte er den Säbel ab und bot ihn dem Scheich. „Wir ergeben uns unter folgenden Bedingungen: Im Namen des Propheten sicherst du den Frauen anständige Behandlung und Schutz vor jeder Vergewaltigung für die Dauer ihrer Gefangenschaft zu, den hier zurückbleibenden Verwundeten sorgsame Pflege, den Toten ein Begräbnis nach römisch-katholischem Brauch."

Zu einer Weigerung war Ali Mehmed viel zu klug. Der Tod dieser Menschen konnte an ihm und seinen Glaubensgenossen bitter gerächt werden; als Geiseln waren sie wertvoll. Wie es kommen mochte: solange man sie in der Gewalt hatte, mußte Österreich-Ungarn zu Konzessionen geneigt sein.

„Ich bewillige deine Forderungen," erwiderte er gleichmütig. „Den Säbel gib diesem, er ist ein Kriegsmann wie du", und er wies auf einen der Empörer, vor den andern ausgezeichnet durch seine ungleich reichere Kleidung.

Die meisten der in Gefangenschaft geratenen Gäste kannten den hochgewachsenen Mann mit dem Gesicht wie aus Bronze gegossen, viele hatten schon allerlei Einkäufe bei ihm gemacht — es war Osman, der vornehmste Juwelier in der Carsia.*

* Der Basar.

Schweigend, mit finstrem Ernst nahm er den Säbel des Generals, dann die der übrigen Offiziere, worauf er seinen Leuten ein paar Worte zuflüsterte. Eine rasche Schwenkung, und sie bildeten eine Gasse, durch die die Gefangenen hindurch mußten.

Von Osman geführt, von den übrigen Bosniaken eskortiert — so verließen sie die Kommandantur. Die etwa 15 Schwerverwundeten und die 3—4 Toten blieben der Treue der Aufständischen überlassen. Beschlossen wurde der Zug durch Ali Mehmed und seine Immams, die den Verhandlungen als stumme Zeugen beigewohnt hatten.

Die Ordonnanzen und der Wachtposten vor dem Gebäude waren verschwunden, durch Bosniaken ersetzt, die ihre Gewehre in Bereitschaft hielten.

Der Weg durch die gedrängt volle Straße konnte nur langsam, im Schritt zurückgelegt werden, aufgehalten oder belästigt wurden die Gefangenen nicht, kaum beachtet. Es gab Wichtigeres zu tun — die Christenhäuser wurden geplündert, und an dieser sauberen Arbeit waren mehr Christen als Mohammedaner beteiligt.

Militär war nirgends zu entdecken, die öffentlichen Gebäude waren, wie es der Scheich gesagt, tatsächlich von Bosniaken besetzt, kleine Kanonen, den Gebirgsgeschützen ähnlich, standen davor — das Gewehrfeuer in der Ferne tobte weiter.

Während dieses Marsches durch die Landeshauptstadt, die mit einem Schlage ein so gänzlich verändertes Gepräge angenommen hatte, feuchteten sich dem General die Augen. — Eine solche Schmach, überrumpelt von diesem Gesindel, die Garnison, die Beamten des Kaisers von Österreich bis zu ihren höchsten Würdenträgern hinauf — einfach abgetan!

Ununterbrochen ratterte das Kleinfeuer in der Ferne, heulten die Glocken, drang aus den Häusern mörderliches Geschrei, wildes Fluchen, Hilferufe, Stöhnen, und in dieses höllische Getöse hinein brüllten vereinzelte Stimmen: „Hoch der König von Bosnien!“

Was bedeutete das alles — wie war es gekommen?

In der Kaiser-Moschee.

Unbekümmert um das Toben ringsumher marschierte der Juwelier mit seinem Gefolge so rasch, als die Umstände es gestatteten, den Gärten und Moscheen der bergigen Türkenstadt entgegen.

Der Zug hatte die krummen, schmutzigen Gäßchen eben erreicht, als hinter einer der vielen Ecken eine Weiberschar mit im Winde flatternden Haaren hervorbrach. Sie schwangen mächtige Feuerbrände, von denen sich infolge der heftigen Bewegungen große Stücke ablösten, um vom Winde auf die Dächer und in die hölzernen Häuser hineingejagt zu werden.

Das ganze Viertel stand in Gefahr, den Flammen zum Opfer zu fallen, und auch der Zug der Gefangenen und ihre Wächter wurden von den durch die Luft schwirrenden Feuerbündeln bedroht.

Osman sah es und kommandierte: „Haltet die Weiber auf — nehmt ihnen die Brände!"

Es war zu spät — rechts und links flogen wohl an ein Dutzend solcher Riesenfakeln, aus Werg und Pech bereitet, durch offene Türen und auf die platten Dächer. Dann teilte sich der Schwarm der Weiber. Die einen stürmten die Gasse weiter hinan, die andern machten plötzlich kehrt und stoben auf Osman und die Seinigen zu, über die sich ein Regen feuriger Wurfgeschosse ausgoß. — Osmans langen schwarzen Bart und das dünne Kleid einer jungen Beamtenfrau hatten sie entzündet.

„Rollt das Weib den Berg hinunter — flink!“ schrie der Anführer, mit beiden Händen das Feuer von seinem Gesichte und von den Kleidern streifend.

Sofort warfen sich zwei Bosniaken auf die Unglückliche, rissen sie zu Boden und wälzten sie auf dem hartgetretenen Erdreich hin und her, bis jedes Fünkchen erstorben war. Dann wurde sie aufgehoben und weitergetragen, sie war besinnungslos.

„Es brennt!“

„Das Feuer ist in der Nebengasse.“

„Nein — es ist in der Carsia!“

Aller Blicke hoben sich — eine rotdurchleuchtete Rauchwolke stand über der rechtsseitigen Häuserreihe, am Himmel stieg ein glühender Schein herauf, Brandgeruch durchzog die Luft.

„Das Feuer ist in der Carsia!“ sagte Osman dumpf.

Wie ein Erbeben war es durch seine muskulöse Gestalt gegangen, eisern aber klang der Stimmton, in dem er befahl: „Nach der Kaiser-Moschee — schwenkt ab!“

Eine Schwenkung links herum, um die nächste Ecke, und der Zug verfolgte eine neue Richtung, bewegte sich gegen die schönste und größte Moschee von Sarajewo, deren schimmernde Mittelkuppel weithin sichtbar ist. „Rache für die Plünderung!“ kreischte es hinter ihnen her.

Wie Osmans ganzes Vermögen, so war auch das mehrerer seiner Leute durch den Brand in der Carsia aufs äußerste bedroht. Aber so wenig wie er gezögert hatte, weiter zu marschieren, so wenig zögerten die andern. Kein Fuß stockte, kein Auge suchte mehr die sich zu unglaublicher Mächtigkeit entwickelnde Rauchwolke, in der Funkenfontänen spielten.

Des Menschen Schicksal ist vorbestimmt in Gottes

Ratschluß, das Gute wie das Böse, keiner kann ihm entrinnen, und den ihm zugefallenen Anteil an den Erdenlosen ohne Murren hinzunehmen, ist heilige Pflicht. —

Eine starke Abteilung unheimlich bewaffneter Empörer bewachte die Moschee, und weit vorgeschobene Doppelposten, die Gewehre im Anschlag, riefen jeden Nahenden schon von weitem an. Osman gab mit der Hand ein besonderes Zeichen, worauf man seinen Zug unbehindert passieren ließ. Auch die Wächterkette an der Moschee selbst gewährte sofort Durchlaß, und ein älterer Mann, in dem dieser und jener den Chatib* erkannte, schloß das Tor zum Vorhof auf.

Schweigend zog man ein.

Der mauerumschlossene Hof, in dem von Bäumen umschattet der Brunnen für die rituellen Waschungen stand, war von Gefangenen überfüllt, zumeist österreichischen Soldaten, unter denen sich zahlreiche Unteroffiziere befanden. Aneinandergepreßt wie Heringe in einer Tonne saßen sie Mann bei Mann auf dem nackten Erdreich, bleich, niedergedrückt durch ihre Gefangenschaft, mehr noch durch die erzwungene Untätigkeit zu einer Zeit, wo ihr Kaiser und oberster Kriegsherr ihrer zum Schutze seiner Herrscherrechte gegen die Empörer bedurfte, und durch das Schmachvolle ihrer Lage.

Eingefangen wie Schafe im Pferch ohne einen Finger gerührt zu haben zur Abwehr, hierher getrieben wie eine Herde — das ließ sich nicht wieder gutmachen! Die andern, jene, die sich jetzt noch mit dem Gesindel in den Straßen herumbalgten, hatten ein ungleich besseres Los gezogen! — Einem Hauptmann mit schon grau meliertem

---

* Prediger.

Barte, der die Wache gehabt, rollten in Pausen dicke Tränen über die Backen. Hätte man ihm nicht seinen Säbel genommen, so säße er wenigstens nicht hier, ein Prunkstück für die gottverlassenen bosnischen Hunde! Unter diesen Umständen war das Leben so wie so keinen Deut mehr wert.

Aus der fernsten Ecke des Hofes drang unterdrücktes Weinen. Dort kauerten die hierher geschleppten Christenfrauen und Kinder.

In dem freigehaltenen Mittelgang gingen Bewaffnete hin und her, bereit, zwischen die Gefangenen hineinzuschießen bei dem ersten Zeichen beginnender Meuterei.

Osman, der nur mit einigen wenigen den Hof hatte betreten können, blieb in der Nähe des Tores stehen und schaute um. — Hier noch mehr Menschen unterzubringen war unmöglich. „Ist die Moschee selbst auch so vollgestopft?" fragte er einen an der Mauer lehnenden Kaim.*

„Keine Seele ist drinnen, Herr. Imam Hussein verweigert die Schlüssel, er duldet nicht, daß die heilige Stätte durch Christenhunde verunreinigt werde."

„Sag ihm, daß ich die Schlüssel fordere, Osman, der ein Offizier des Volksheeres ist und im Einverständnis mit Mehmed Ali handelt."

Langsam und widerwillig schob der mit einem äußerst schmutzigen Turban geschmückte Mohammedaner seine kurzen dicken Beine weiter.

Der Hauptmann, bisher der einzige kaiserliche Offizier in diesem Kreise, hatte unter den eben eingebrachten Gefangenen den neu ernannten Korpskommandanten erkannt, dem die Truppen am letzten Morgen vorgestellt wurden, und kam an ihn heran.

* Moscheediener, Küster.

„Exzellenz," meldete er dienstlich, „die Mannschaften trifft keine Schuld an dem Unglück. Mit einemmal, wie aus dem Boden hervorgewachsen, standen die bosnischen Teufel in allen Kasernenstuben. Säcke haben sie den ahnungslosen Leuten übergeworfen und Sand in die Augen geschleudert — es war ein meuchlerischer Überfall. Wie es sonst kam, weiß ich nicht."

„Beruhigen Sie sich, Herr Hauptmann; Sie sehen, ich, der Höchstkommandierende in Sarajewo, teile Ihr Los. — Im übrigen wollen wir Seiner Majestät, unsrem obersten Kriegsherrn, vertrauen. Er wird Mittel und Wege finden, die braunen Schufte zu züchtigen."

In diesem Augenblick trat Osman zwischen die beiden, stieß den Hauptmann zur Seite und sagte finster: „Auf deinen Platz, du Hund, oder ich lasse dich auf der Stelle niederschießen!"

„Wie es beliebt," antwortete der Offizier gleichmütig und tat keinen Schritt von der Stelle.

Osman wendete sich ab, als sähe er die Widersetzlichkeit nicht. Auf seinen Lippen schwebten die todbringenden Worte; was sie zurückhielt, war nur die Furcht vor der rächenden Strafe, die sie über seine bosnischen Glaubensgenossen bringen konnten. Noch war von einem mehr als augenblicklichen Sieg der Insurgenten, der überdies vielleicht nur ein vereinzelter war, keine Rede, die Österreicher konnten trotzdem die Herren des Landes bleiben, würden jedenfalls wiederkehren, um die Unterwerfung der Empörer mit Waffengewalt durchzusetzen.

Zehn Minuten später hielten die in Gefangenschaft geratenen Gäste des Kommandierenden ihren Einzug in das Heiligtum der Kaiser-Moschee.

Draußen heulten jetzt sämtliche Glocken der Stadt,

brannte der Himmel in glühender Lohe, färbten sich selbst die Berge blutig rot im Widerschein der rasenden Flammen, die sich schon über die halbe Türkenstadt ausgebreitet hatten.

Die bosnischen Rächerinnen hatten ihre Arbeit nicht halb getan — sie durften sich ihres Werkes rühmen!

Wie es gekommen ist.

Lange schon, ehe Österreich-Ungarn zur Einverleibung seines bisherigen Okkupationsgebietes geschritten war, hatten dort die serbischen Wühlmäuse ihre stille, aber zähe Arbeit begonnen und so geschickt betrieben, daß es ihnen, von der Bevölkerung in jeder Weise unterstützt, gelungen war, der Aufmerksamkeit der Behörden zu entrinnen. Ihre zahlreichen Emissäre, die teils unauffällig kamen und gingen, teils sich als Ärzte, als Kaufleute, Agenten, Hausierer und Handwerker im Lande niedergelassen hatten, standen mit allen Verkehrskreisen in steten Beziehungen und wußten auch den Weg zu den Kasernen zu finden, in denen bosnische und slawische Truppen lagen.

Der Drang nach engem Aneinanderschluß war bei den südslawischen Völkern schon lange keine Neuerscheinung mehr, und außer durch das nationale Empfinden war den Allserben auch durch die einheimische, mit der Neugestaltung der Dinge unzufriedene mohammedanische und griechisch-orientalische Geistlichkeit vorgearbeitet worden. Ebenso auch durch die Mönche vom Berge Athos, besonders durch die der dortigen serbischen Klöster, und durch die fanatischen und fanatisierenden Sendboten des Islams, die dem nationalen das religiöse Moment gesellten.

Einen vollständigen Sieg hatten die Agitatoren aber doch nur bei den Mohammedanern des Landes errungen, und ihr größter diplomatischer Erfolg war das Zustande-

kommen der „großen mohammedanischen und christlich-orientalischen Verbrüderung", an der sich allerdings nur die antiösterreichisch gesinnten Christen beteiligten. Es war ein Bund, den die Gemeinsamkeit der Interessen, der Ziele geschlossen hatte; von einer ehrlichen Freundschaft war auf keiner Seite die Rede. Die Christen hatten das klägliche Los noch nicht vergessen, das ihnen ihre „mohammedanischen Brüder" bereitet hatten, solange sie Herren des Landes waren. Die Islamiten hinwieder betrachteten ihre „christlichen Brüder" als zweckmäßige „Schlepper", um sich dem Joch der verhaßten römisch-katholischen Herrschaft zu entziehen. „Haben wir uns erst die Österreicher und die Ungarn vom Halse geschafft, so werden wir mit den Serben bald fertig sein", dachten sie.

Im Zeichen der „großen Verbrüderung" war nach Neujahr endlich alles so weit, daß ein Nationalkomitee zusammentreten konnte, das sofort die Vorbereitungen für das „heilige Befreiungswerk" in Angriff nahm.

Waffen, Geschütze und große Munitionsmengen waren auf den unwegsamsten Gebirgspfaden aus Serbien, Albanien und Montenegro herübergekommen. Unzugängliche, abgelegene Bergmulden und Hochgebirgsschluchten hatte man zu Lagerstätten für die Proviantvorräte hergerichtet, die Angriffspläne entworfen, die Rollen verteilt und endlich die Nacht vom 2. zum 3. Juni, in der, das war bekannt, der abgehende kommandierende General seinen Abschied feiern würde, für den großen Handstreich ausersehen, der in allen Städten und bedeutenderen Gemeinden Bosniens und der Herzegowina gleichzeitig vor sich gehen sollte.

Daß sich in Sarajewo die Aufhebung der „Kaiserlichen" mit verhältnismäßig geringen Menschenopfern und so durchschlagendem Erfolg hatte bewerkstelligen lassen, lag an der

Beihilfe der bosnischen und slawischen Regimenter, die mit den Empörern im Einverständnis standen. Sie hatten Uniformen aus den ärarischen Kammern an die „Befreier" verteilt, unter deren Schutz es ihnen ein leichtes war, bis in die Innenräume der Kasernen, in die militärischen Institute zu dringen, sich der Bahnen und der Post zu bemächtigen.

Die Wachtposten hatten, soweit es Deutsche und Ungarn waren, die vermeintlichen Kameraden ruhig passieren lassen, und die in den Stuben befindlichen deutschen und ungarischen Soldaten hatten die Eindringlinge erst erkannt, als es schon zu spät war und sie sich bereits in ihrer Gewalt befanden. Die wenigen aber, denen die Flucht aus den überfallenen Gebäuden geglückt, waren in den Straßen sofort wieder aufgegriffen und zum Schweigen gebracht worden.

Dadurch war es an den verschiedenen Punkten der Stadt erst spät zu einigen Zusammenstößen zwischen den Aufständischen und den Truppen gekommen, die sich bei dem Dröhnen des Signalschusses, dem gleich danach beginnenden Heulen der Glocken, dem wahnsinnigen Geschrei der Revoltierenden, der Plünderer und der Geplünderten eilig gesammelt und von ihren Seitengewehren Gebrauch gemacht hatten.

Die Kaiserlichen, die den Vergnügungen der Urlaubsstunden entrissen, den Empörern ohne andere Waffe als eben das Seitengewehr entgegentraten, standen aber einer gegen zehn oder zwanzig, und so waren die deutschen und ungarischen Verteidiger — die Bosnier und die Slawen hatten die eingetretene Verwirrung benutzt, um zum Feinde überzugehen — entweder in Gefangenschaft geraten oder sie deckten in Blut und Wunden das Straßenpflaster.

Eine Sitzung des Nationalkomitees.

Um das Auge der Polizei zu vermeiden, hatte das Nationalkomitee seine Sitzungen bisher bald hier, bald dort abgehalten. In der Stadt selbst boten das Türkenviertel und die Carsia, der Zentralpunkt des öffentlichen Lebens, der sichern Stätten genug.

Jetzt aber lag die Zeit des Versteckenspiels hinter ihm, und heute abend war es in die Christenstadt heruntergestiegen. Es saß im Hause eines seiner reichsten Mitglieder, des Großexporteurs Milovan Borosovič. Den Vorsitz führten wechselweise Kapitän Metkovičs, als oberster Führer der Griechisch-Orientalischen, und der Reis ül Ulema, als vornehmster Vertreter der Mohammedaner.

In diesen Abend- und Nachtstunden hatte das Komitee, das von hier aus den Gang der Ereignisse leitete, eine schwere Arbeitsmasse zu bewältigen. Unablässig gingen Boten ab und zu, jagten sich Depeschen aus allen Landesteilen, trat die Notwendigkeit neuer Anordnungen an die Leitenden heran. Befehle, eben erteilt, setzte oft schon die nächste halbe Stunde wieder außer Kraft.

Bis jetzt standen die Dinge günstig. Die Begeisterung für ein großes einiges Reich aller Südslawen, zu dem hier der Grund gelegt werden sollte, war bis in die entferntesten Bergwinkel gedrungen, durchglühte zahllose kampfbereite und kampfesfreudige Jünglings- und Männerherzen. Wer noch nicht auf seinem Posten stand, wartete nur auf

den Ruf der Führer, um herbeizueilen. In Travnik, in Derwent, in Bjilina und an noch manchem anderen Orte war der Putsch so vollständig geglückt wie in der Landeshauptstadt selbst. Anderwärts, wo der Überfall unter weniger günstigen äußeren Umständen stattgefunden hatte, wütete der Kampf noch unentschieden, doch neigte sich laut der einlaufenden Meldungen auch dort der Sieg vielfach auf die Seite der Aufständischen.

Soweit bestimmte Nachrichten vorlagen, gab es bisher nur einen gänzlichen Fehlschlag zu verzeichnen — in Banjaluka, wo die Bosnier eine schlimme Niederlage erlitten und viele Verwundete, Gefangene und Tote zurückgelassen hatten. In Mostar aber waren die geplanten Unternehmungen überhaupt unterblieben. Die dortigen Festungswerke sprachen eine zu eindringliche Sprache, und die Führer hatten im letzten Augenblick die Besinnung noch so weit zurückgewonnen, um dieser Sprache Gehör zu schenken.

Durch die günstigen Berichte berauscht, hinterließen die beiden Mißerfolge nur wenigen Mitgliedern des Nationalkomitees einen tiefern Eindruck. Banjaluka würde man wettmachen, Mostar aufsparen, bis genügende Streitkräfte zur Eröffnung einer regelrechten Belagerung bereitstünden.

„Und binnen 14 Tagen, höchstens drei Wochen sind wir so weit, daß wir die erforderlichen Streitkräfte vor der Festung zusammenziehen können", sagte Borosović.

Die Mehrzahl der Anwesenden stimmte bei. Überhaupt gebärdeten sich die Herren, als gäbe es kein Österreich-Ungarn mehr, das durch ihre Pläne einen dicken Strich ziehen konnte.

Daraufhin erhob sich Kapitän Metkowičs, um eindringlich vor übergroßer Siegeszuversicht zu warnen. Nüch-

terne Klugheit und äußerste Vorsicht wären die unerläßlichen Vorbedingungen für einen glücklichen Ausgang des Aufstandes.

„Und sollte der Putsch wirklich überall geglückt sein, was ich aber bezweifle, so wissen wir doch nicht, wie lange uns Ruhe gegönnt sein wird," fuhr er fort. „Die Ereignisse dieser Nacht werden sehr bald zur Kenntnis der Wiener und Budapester Regierung gelangen, sind ihr teilweise vielleicht schon bekannt, und für uns wird sehr viel davon abhängen, wie diese Kunde in den verschiedenen Kronländern wirkt, ob sie in Ungarn und Böhmen die im Gange befindliche Bewegung aufhält oder verstärkt und beschleunigt. Muß Österreich seine Kräfte zersplittern, wie ich es hoffe, so wäre es für uns ein unschätzbarer Vorteil, trotzdem aber werden wir binnen kurzem schon solche Truppenmassen Bosnien besetzen sehen, daß wir nicht daran denken dürfen, ihnen offen auf freiem Felde entgegenzutreten, weil wir ihnen nicht gewachsen wären, konzentrierten wir auch unsere ganze Macht auf einen Punkt."

„So, Sie wollen also die Flinte ins Korn schmeißen, Herr Kapitän, damit die ganze Welt uns auslacht!" schrie der Großexporteur, dunkelrot im Gesicht.

„Wer sagt das?" entgegnete der Angegriffene kühl. „Ich will nichts weiter, als auf die möglicherweise schon sehr nahe Notwendigkeit eines Rückzugs in die Berge, in gut gedeckte Stellungen aufmerksam machen. Von dort aus wird der in meinem Operationsplan vorgesehene Guerillakrieg beginnen."

„Mit Ihrem Guerillakrieg, das ist Blödsinn! Wir können nicht eine endlose Zeit in den Bergen sitzen, das dem Elend kaum entrissene Land, den so schön aufblühenden Handel wieder verkommen lassen!"

Ein Viehzüchter aus der Umgegend von Sarajewo stimmte Borosovič lebhaft bei.

Der Kapitän hob und senkte die Schultern. Ein scharfes Glühen war in seine Augen getreten.

„Wenn Sie die Schäden scheuen, die jedes kriegerische Unternehmen mit sich bringen muß, so gehen Sie am besten auseinander, meine Herren! Lassen Sie das Heer die Waffen niederlegen und kriechen Sie bußfertig zu Kreuze. Den Kaiser von Österreich wird ein solcher Gesinnungswechsel so tief rühren, daß Sie straflos ausgehen dürften", sagte Metkovičs, beißenden Hohn in der Stimme.

Diesen Worten folgte ein turbulenter Auftritt. Geballte Fäuste hoben sich, einige griffen nach ihren Stöcken, zwei rissen Revolver aus der Tasche, und es erhob sich ein wüster Lärm, in den es von unten hineinschallte: „Hoch der König von Bosnien! — hoch! — hoch!"

Ehe es aber zu einer unprogrammäßigen Schlägerei kam, erhob sich der Reis ül Ulema und sagte ernst: „Was Männer beginnen, führen sie unter allen Umständen durch, sonst sind sie keine Männer. Ebenso selbstverständlich ist es, daß Kapitän Metkovičs' Operationsplan, der von uns einstimmig angenommen wurde, die Basis für alle kriegerischen Unternehmungen bleibt und keine Abänderungen erfährt, die nicht er selbst vorschlägt, denn wir sind Männer, keine Kinder!"

Das saß, das wirkte wie ein Stachel. Die Christen sagten sich: „Wo ein Mohammedaner standhält, dürfen wir nicht schwanken," die Mohammedaner: „Wenn wir unsrem Reis entgegentreten, schwächen wir unser Ansehen und seins in den Augen der Christenhunde!"

So führte dem Religionshasse entspringende gegenseitige Verachtung das Komitee zur Einigkeit.

Selbst Milovan Borosovič, des Kapitäns schlimmster heimlicher Gegner, stimmte schließlich ohne jede Einschränkung bei. Die Blicke aber, die dabei den Sieger und Rivalen trafen, waren haßgesättigt.

„Es lebe König Georg!" toste es unter den Fenstern des Beratungszimmers.

Als es wieder etwas ruhiger wurde, fuhr Metkovičs in seinen Ausführungen fort. Er knüpfte dort an, wo der Großexporteur ihn unterbrochen hatte.

„Wenn wir zunächst auch genötigt sein werden, uns vor den Österreichern zurückzuziehen, so dürfte der Guerillakrieg doch kaum von langer Dauer sein, denn sowie er richtig im Gange ist — ich habe das schon vor Monaten gesagt — wird Serbien offiziell eingreifen."

Wieder verursachte Borosovič eine Störung: „Was auf solche Versprechungen zu geben ist!"

„Das allserbische Komitee hat noch jede Zusage gehalten, Herr Borosovič, das ist Ihnen genau so bekannt wie mir. — Montenegro wird kaum zurückbleiben und, das ist das Bedeutungsvollste, wir dürfen auf die guten Dienste Rußlands und Englands zählen. —"

Neue Bewegung, neuer Lärm.

„In welcher Weise? — Erklärungen!" rief es hier, rief es dort.

Metkovičs wartete, bis völlige Stille eingetreten war, bis die Blicke aller an ihm hingen. Dann begann er: „Auch durch Bosnien führt ein Weg nach Asien, und weder Rußland noch England sind in der Lage, gleichgültig zuzusehen, wenn Österreich-Ungarn sich als Rivale auf einem dieser Wege vorwärts drängt. Mit Rücksicht auf das bestehende enge Bündnis mit Deutschland kann das langsame, doch stetige Anwachsen der österreich-ungarischen Flotte den

Engländern auch nur unerwünscht sein. Deshalb sind die genannten Reiche sehr geneigt, uns in unseren Befreiungsbestrebungen zu unterstützen, deshalb ist ihnen auch der Plan zu einem großen südslawischen Reich, zu einem Großserbien, sympathisch, denn es würde sich als schirmendes Bollwerk zwischen das ländergierige Österreich-Ungarn und Asien schieben. Rußland wird uns durch starke Freiwilligenscharen unterstützen, die im geheimen aus Staatsmitteln ihre Ausrüstung erhalten und in 5 bis 6 Wochen hier sein können. England gewährt eine sehr beträchtliche Geldhilfe. Auch wird es seinen Einfluß bei den Mächten zu unsren Gunsten geltend machen und seine Presse in den Dienst der großserbischen Sache stellen."

Milovan Borosovič erhob sich. „Wie kommt es, Kapitän Metkovičs," fragte er, „daß Sie von diesen Dingen Kenntnis haben, wir aber nicht?"

Der Kapitän lächelte zu ihm hinüber und erwiderte liebenswürdig: „Das kommt von meiner Stellung als Vertrauensmann des allserbischen Komitees und von meinen persönlichen Beziehungen zu diplomatischen Kreisen, Herr Borosovič. Über das Ergebnis seiner Verhandlungen mit der russischen Regierung hat mich unser Komitee informiert, die Unterhandlungen mit der englischen habe ich selbst geführt durch Vermittlung eines in London lebenden einflußreichen Allserben."

„Ich bitte die Gründe zu nennen, die Sie bestimmten, aus diesen Vorgängen uns gegenüber ein Geheimnis zu machen!" forderte der Großexporteur heftig.

„Es bestand nur ein Grund: das mir von beiden Seiten auferlegte Stillschweigen", antwortete Metkovičs mit einer Verbeugung.

Der steigenden Ungezogenheit seines Gegners begegnete

er mit immer ausgesuchterer Höflichkeit in Ton und Haltung.

Die übrigen Mitglieder des Nationalkomitees aber hatte er durch diese schwerwiegenden Mitteilungen wieder voll für sich gewonnen.

„Es kommt nicht aufs Reden, auf das Handeln kommt es an, und daran hat es der Kapitän nicht fehlen lassen", erklärte der Reis ül Ulema.

Und noch einmal durchbrauste ein Sturm das Zimmer — diesmal ein Beifallssturm.

Borosović aber fragte höhnisch: „Vielleicht ist es Ihnen aber gestattet, uns mit den Gegenleistungen bekanntzumachen, die Rußland und England sich für ihre guten Dienste bedingen, Herr Kapitän?"

„Sie leisten sie uns gratis, Herr Borosović."

„Äußerst großmütig! — Ich fürchte bloß, man wird uns nachträglich die Rechnung präsentieren! Wenigstens England, denn daß es sich in einer ihm so ungewohnten Rolle dauernd wohlfühlen sollte, ist nicht anzunehmen."

Der Großexporteur hatte aber auch mit dieser Bemerkung kein Glück. Man hörte nicht einmal mehr auf ihn, war seines beständigen Nörgelns müde.

Wie ganz anders der Kapitän! Bei all seiner vorsichtigen Klugheit doch niemals durch schwächliche Bedenken gelähmt. — Und die hervorragenden Dienste, die ihm schon zu danken waren!

In diesem Augenblick tönte von der Straße abermals der Ruf: „König Georg von Bosnien hoch! — hoch! — hoch!" und zum erstenmal stimmte das Nationalkomitee mit ein.

Hatte der erwählte König den Vertretern des bosnischen und herzegowinaschen Volkes auch keinen gerade

günstigen Eindruck gemacht — an der Begeisterung der Massen begeisterten auch sie sich. In diesem ereignisreichen Augenblick kam es ihnen übrigens gar nicht so sehr auf die Eigenschaften des zukünftigen bosnischen Herrschers an, als auf seine Abstammung — auf einen König aus slawischem Königsblute.

Und über all dem Jauchzen der „Befreiten", über dem Sorgen und Streiten vergaßen die Regierenden wie die Regierten des bittern Elends ringsum — das Feuer wütete noch weiter.

Der Nachthimmel stand in brennender Glut, wie eine Riesenflammenmauer hob sich die lohende Türkenstadt vom Hintergrund der Berge. Hunderte zu Bettlern gewordene Familien waren obdachlos, Hundertausende an Werten hatten sich in Asche verwandelt. Auch das Christenviertel hatte vom Feuer gelitten. Nicht allein durch die Flammengarben, die der Wind von der Höhe heruntergefegt, ebensosehr auch durch die Brandfackeln der Plünderer.

Die siegestrunkene Menge aber wälzte sich noch immer singend und schreiend durch die Hauptstraßen, unbekümmert um das Unheil, das über der Stadt brütete. Man war dem fremden Joche entronnen — war mündig geworden, und viele, sehr viele hatten obendrein gute Beute gemacht! Für andres hatten die Leute in diesem Augenblick keine Empfindung — keinen Gedanken übrig.

Der Reis ül Ulema war ans Fenster getreten und schaute auf die erregten Volkshaufen hinunter, die sich vor dem Hause angesammelt hatten und immer wieder nach dem König begehrten.

Jetzt wendete er sich zu Metkoviĉs mit der Frage: „Wo ist er — warum ist er noch nicht hier und zeigt sich dem Volke nicht!"

Ein düsterer Schatten überflog des Kapitäns Gesicht, die Erinnerung an den Grafen von Krajina hatte ihn herbeigeführt. Die heutige Unpünktlichkeit übertraf alles, was er seit seiner Ankunft geleistet — Punkt 10 Uhr hatte er versprochen, bei Borosovič zu sein, jetzt war es nahe an 3 Uhr morgens — kein Auge hatte ihn noch gesehen! „Ich weiß nicht, wo er ist," antwortete er endlich; „er gelobte, heute pünktlich zu sein!"

„Er ist unzuverlässig, es läßt sich nie mit ihm rechnen."

Ein alter Mann, wohl das älteste Mitglied des Nationalkomitees, war herzugetreten und sagte: „Welche Untugenden der Graf von Krajina haben mag, es darf uns nicht beirren. Das Volk verlangt eine Puppe — wir haben ihm keine andere zu geben."

Die Mohammedaner stimmten bei.

„Ohne einen König an der Spitze des Staates, des Volksheeres, würden sich die Bosnier nicht befreit, nicht sicher und geeint fühlen," sagte der Reis ül Ulema. „Der Graf aber bedarf strenger Überwachung, sonst wird er uns bei jeder Gelegenheit ernste Verlegenheiten bereiten, er muß auch lernen, sich einer reifern Einsicht zu fügen, als die seinige ist."

„Niemals tut er das!" rief Metkovičs ärgerlich.

„So wird man ihn dazu zwingen."

„Der König! — Der König!" tobte es in der Straße, und schwere Fäuste fielen dröhnend gegen die Haustür.

Da stand der Kapitän auf.

„Beruhigen Sie die Leute, meine Herren, ich gehe den König suchen, hoffe ihn mitzubringen."

„Also wissen Sie doch, wo er steckt!"

„Ich weiß es nicht, aber ich vermute, daß er bei Frau Drenko ist —"

„Der die Polizei schon seit Monaten nachspürt!"

„Dieselbe."

„So ist er auch Spieler?"

Metkovičs nickte. „Er vereinigt in sich alle Eigenschaften, die man an keinem Manne liebt, zumal nicht an einem König", antwortete er.

Der König von Bosnien.

In einen weiten Mantel gehüllt, schickte sich der Kapitän eben an, das Haus des Großexporteurs zu verlassen, in ein Seitengäßchen zu treten, das auch heute nicht aus seinem unzerstörbaren Schlaf erwacht war. Er wollte das Gewühl in der Hauptstraße, er wollte auch die Aufmerksamkeit vermeiden, die jeder in diesem Hause Aus- und Eingehende auf sich zog. Es war bekannt geworden, daß darin Bosniens unmittelbare Geschicke geprägt wurden, und das Volk vermutete seinen Nationalkönig in diesen Mauern.

Als Metkovičs die letzten Stufen der schmalen Wendeltreppe hinabstieg, drehte sich an der Außenseite ein Schlüssel im Schloß der Haustür. Abwartend blieb er stehen.

Es wurden drei Herren sichtbar. Der eine, der vorderste, in reich ausgestatteter Nationaltracht, die beiden anderen in prunkenden Phantasieuniformen. Es war der Graf von Krajina mit seinen beiden neuen Adjutanten, Oberst Andrović und Major Jurko vom bosnischen Volksheer.

Den Grafen unter den Armen kräftig stützend, schoben sie ihn in die enge Flur, während er dem Kapitän mit schwerfälliger Zunge entgegenrief: „Metkovičs, geben Sie mir den — den — Arm, — ich bin so — schwa—ach!"

Unwillen trat in des Serben Gesicht, ein dunkles lodernes Feuer, aber er sprang die letzten Stufen hastig hin-

unter und reichte dem Grafen mit einer Verbeugung den Arm, um ihn die Treppe hinaufzuführen.

Es war ein schweres Stück Arbeit. Des Grafen Knie versagten, er schwankte haltlos hin und her, taumelte fast nach jedem Schritt gegen die Wand, seinen Führer mit sich reißend.

Auf dem ersten Treppenabsatz blieb Krajina atemlos stehen und stöhnte; „Ich — ich kann nicht weiter — mir ist sehr — sehr — un—wohl, und das — das — Teufels—weib, die Ana—sta—sia Dren—Drenko hat mir — 20000 Franken ab—ab—gejagt. — Mor—gen zah—ahlen, Metkovičs — nicht ver—ges—sen!"

Wieder antwortete der Kapitän nicht. Er fühlte, bei dem ersten lauten Worte würde der in ihm kochende Zorn überfluten, ihn mit sich fortreißen ins Uferlose. Er wendete sich zurück und bedeutete den Nachfolgenden durch einen Wink, sie möchten beim Transporte des Grafen helfen.

Mühselig geschoben und gezogen langte er nach Minuten im ersten Stocke an, und seine Begleiter brachten ihn sogleich in eins der für ihn bereitgestellten Zimmer.

Mit einem Aufseufzen, das einem Stöhnen gleichkam, ließ er sich in den Armstuhl fallen, zu dem er geführt worden, und schloß die Augen.

Ein toller Skandal — sich an einem solchen Tage zu betrinken, bis an den hellen Morgen in einer Spielhölle herumzuliegen! — Metkovičs tauschte mit den lächelnden Adjutanten einen Blick, in dem sich seine ganze Entrüstung aussprach. Dann trat er an den Grafen heran, dessen hintenüber gesunkener Kopf auf der Stuhllehne ruhte, legte die Hand mit starkem Druck auf seine Schulter und sagte bestimmt: „Ich muß Monseigneur trotz Ihres Unwohlseins um kurzes, aber aufmerksames Gehör bitten."

Aus halbem Traumzustand gerissen, zwängte Krajina die Augen auf, blinzelte, dann stieß er unter wüstem Fluchen den Fuß gegen Metkovičs.

„Laß mich ungeschoren, Kanaille — sonst — wirst du — ge—gehenkt!" schrie er lallend.

Zu gleicher Zeit sprang er auf, wie um sich auf den Kapitän zu stürzen, fiel aber sogleich wieder in den laut aufknarrenden Stuhl zurück.

Nicht um einen halben Schritt war dieser vor dem Wütenden zurückgewichen, der ihn, schimpfend und fluchend aus glühenden Augen mit dem Blick eines wilden Tieres anstarrte.

„Das Volk verlangt seinen König zu sehen," sagte er mit eiserner Entschiedenheit, „und in Anbetracht der prekären Lage muß dieser Wunsch erfüllt werden. Fällt es ab oder wird es schwankend —"

„Das Volk hats Maul zu halten, ich bin König, ich bin Herr!"

„Dem Namen nach, Monseigneur, bisher nur dem Namen nach! Ich wiederhole, wird das Volk — und nichts ist so unzuverlässig, so launisch wie die Massen — unsicher, schwankend, so kann eine schlimme Wendung eintreten."

„Ich lasse alle miteinander aufhängen — die verd— Halunken! An den Galgen mit jedem, der muckst!"

„Auch mit den Österreichern, Monseigneur, die möglicherweise schon nach zweimal vierundzwanzig Stunden wieder im Anmarsch auf Sarajewo sein werden?"

„Hol sie der Teufel! — Wir werden sie schlagen — sie sollen eine Niederlage erleben wie — wie noch nie — die österreichischen Bestien!"

„Wir allein nicht, gnädigster Herr, denn wir werden

unsrer vollen Mannhaftigkeit bedürfen, um uns in den sichern Gebirgsstellungen der kaiserlichen Truppen nur zu erwehren, bis es soweit ist, daß an ein offenes Entgegentreten gedacht werden kann —"

„In Paris hast du auf einem andern Loch gepfiffen, du — du Sch—hund!" krächzte der Graf von Krajina wütend, unter vergeblichen Anstrengungen, sich aus dem Armstuhl zu erheben.

Oberst Androvič eilte erschreckt herbei, wie um einen Zusammenstoß der beiden Männer zu verhindern, und flüsterte dem Kapitän zu: „Rechten Sie nicht mit ihm, Metkovičs, er weiß im Augenblick nicht, was er sagt!"

Der Kapitän, anscheinend ganz ruhig, erwiderte schneidend: „Mit einem solchen Schandgesellen rechtet man nie, mein lieber Androvič, man gibt ihm zu geeigneter Stunde einen Fußtritt!"

Dann zum Grafen, eisig: „Ziehen Monseigneur es vor, den Schauplatz der nationalen Bewegung zu verlassen, so steht dem nichts im Wege, wir wenigstens, d. h. das Nationalkomitee, werden Ihnen kein Hindernis bereiten."

„Was mutest du mir zu — du Schuft — du Hundesohn, ich soll gehen?" schrie Krajina außer sich. — „Fällt mir nicht ein, mich vor den Österreichern zu verkriechen! — Den Oberbefehl übernehme ich, und ihren König an der Spitze, werden die Leute fechten wie die Löwen!"

Nur mit Mühe unterdrückte Metkovičs seinen Ekel. „So muß ich meinen gnädigsten Herrn nochmals bitten, mir auf den Balkon zu folgen — des Volkes Wünsche müssen erfüllt werden, sonst stehen wir für nichts!" erklärte er mit starkem Nachdruck, dem Grafen gleichzeitig den Arm bietend.

Dieser erhob sich widerwillig, murrend, festgeklammert an des Kapitäns und an seines Adjutanten Arm. — War

es auch im Kopfe wieder etwas heller geworden, die Beine wollten ihm noch immer nicht dienen. —

Bei Krajinas Eintritt in das Beratungszimmer erhoben sich die Mitglieder des Nationalkomitees. In ihrem Rufe: „Es lebe König Georg — hoch! — hoch! — hoch!" lag aber etwas Gezwungenes, wenig Versprechendes.

Er neigte dankend den Kopf.

Die Balkontür wurde geöffnet, Metkovičs ließ den Arm des Grafen los, doch nur um sich hinter ihn zu stellen und seinen Rücken zu stützen; die unten wenigstens sollten sein Schwanken nicht bemerken.

„Keine Ansprache, mein gnädigster Herr", bat Metkovičs flüsternd.

Als auch die Adjutanten und das Komitee den Balkon betreten hatten, winkte ihnen der Kapitän, und sie alle brachen in den brausenden Ruf aus: „Es lebe König Georg von Bosnien! — Hoch! — hoch! — hoch!"

Ein unbeschreiblicher Jubel antwortete, begrüßte den ersten nationalen König. Das Schreien, das Hochrufen, das Jauchzen nahm kein Ende, und flaute es einmal für einen Augenblick ab, so doch nur, um schon im nächsten wieder zu verdoppelter Stärke anzuschwellen.

„Metkovičs, ich bin gerührt — mordsmäßig gerührt!" stotterte der Graf.

Dann winkte er hinunter, und unten trat sofort Stille ein. Aller Köpfe hoben sich.

„Keine Rede, Monseigneur, der Augenblick ist ungeeignet!" flüsterte ihm der Kapitän voll Besorgnis zu.

Zu spät.

„Bosnier! — Wir alle sind Slawen — wollen nichts andres sein — wir sind das Volk der Zukunft — wir sind die Zukunft der Welt! — Bosnier, —"

Metkovičs und alle übrigen atmeten auf, als neue endlose Begeisterungsausbrüche den Grafen am Weitersprechen verhinderten.

„Zu diesem erregten Haufen zu sprechen, ist unter Monseigneurs Würde — im Laufe des Tages werden sich der Gelegenheiten genug bieten, eine Ansprache an Ihr Volk zu halten. Auch würde jedes weitere Wort die zündende Wirkung dieser erhabenen Rede abschwächen!" flüsterte der Kapitän eindringlich.

Und diesmal folgte Krajina der Mahnung — es wurde ihm wieder so elend, so hundeübel, er vermochte sich kaum noch aufrecht zu halten. Den unten tobenden Menschenmassen nochmals zuwinkend, ließ er sich wieder ins Beratungszimmer zurückführen.

Des Königs „Unwohlsein" war unbemerkt geblieben, und die Worte, die er in seinem umnebelten Hirn zusammengesucht, hatten einen so tiefen Eindruck erzeugt, wie es der mit peinlichster Sorgfalt redigierten Rede, die für ihn bereitgelegen, niemals gelungen wäre. Sie hatten die Begeisterung für die erhoffte Neugestaltung der Dinge ins Unendliche gesteigert.

„Zu Bette!" stieß er heiser heraus.

Seine Gesichtsfarbe war von einer Minute zur andern ins Aschgraue übergegangen.

Borosovič, der Hausherr, und die Adjutanten begleiteten den Grafen; Metkovičs blieb zurück.

„Er treibt es zu toll, ist zu würdelos — es wird nicht mit ihm gehen, fürchte ich!" sagte der Senior des Komitees.

Mit einer seltenen Einmütigkeit stimmten alle bei. Jeder hatte eine tadelnde Bemerkung über die Person des Königs bereit. Nur der Reis ül Ulema sagte fromm: „Allah ist groß — es wird gehen, solange er es will!"

„Das heißt in gutes Serbisch übertragen, Papa Ibrahim — solange wir den Grafen brauchen!" rief der Kapitän lachend.

Die anwesenden Mohammedaner zogen die Stirn kraus, sie konnten diesem Witz keinen Geschmack abgewinnen.

„Ein andrer hätte mindestens die gleichen Dienste geleistet!" bemerkte der Senior des Komitees unwillig.

„War ein andrer vorhanden, der Sproß eines slawischen Fürstengeschlechtes ist?" fragte Metkovičs ungeduldig. „Bei dem Manne aus dem Volk fällt die Abstammung schwer ins Gewicht, das angeborene Gottesgnadentum verleiht der Person des Fürsten von vornherein eine gewisse heilige Unverletzlichkeit. Auch wäre eine Dynastiengründerei in unsrer Lage sehr unzweckmäßig."

In das Sitzungszimmer fielen die ersten Tagesstrahlen, die Lampen konnten gelöscht werden, doch das Nationalkomitee unterbrach seine Tätigkeit nicht. Die Verantwortlichen mußten auf ihren Posten aushalten, bis es zu einer gewissen Klärung der Verhältnisse gekommen war, konnte doch niemand wissen, welche Ereignisse schon die nächste Stunde bringen würde.

Auch gab es Arbeit genug für die acht Männer, denn der Depescheneinlauf hatte von neuem eingesetzt, und die Nachrichten, die man erhielt, lauteten leider sehr anders, als die anfänglich eingekommenen. Man hörte fast nur noch von mehr oder minder empfindlichen Niederlagen. Nur die Leute an der montenegrinischen Grenze sandten noch Siegesberichte. Dort waren die Männer der Schwarzen Berge herübergekommen, um die Stammesgenossen in ihren Unternehmungen gegen den verhaßten Doppelaar zu unterstützen. Kein reguläres Militär, nur undisziplinierte Horden, die mit den bosnischen Insurgenten eine Art Bündnis geschlossen hatten.

Den schweren Schlappen gegenüber verloren diese vereinzelten Erfolge an der Grenze aber fast jede Bedeutung, und Kapitän Metkovičs war ein zu tüchtiger Soldat, um sich darüber zu täuschen. Zudem rückten die vielen Mißerfolge die Gefahr näher, österreichische Truppen aus bosnischen Garnisonen zum Entsatze von Sarajewo heranrücken zu sehen. Nach den vorliegenden knappen Meldungen ließ sich die Größe dieser Gefahr zwar nicht ermessen, der Kapitän aber wollte auch für den schlimmsten Fall vorsorgen und entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit.

Seine erste Sorge galt den Gefangenen, die er gleich nach 6 Uhr morgens unter starker Bedeckung in die Berge schaffen ließ. Seine zweite der Sicherung des „Königs", des Nationalkomitees und aller jener Personen, die der revolutionären Bewegung nahestanden. Alle Vorkehrungen für eine plötzliche Abreise wurden mit der äußersten Sorgfalt getroffen. Wagen, Reitpferde und Bedeckungsmannschaften standen schon um 8 Uhr bereit, und letztere hatten den strengen Befehl, unter allen Umständen in Bereitschaft zu bleiben, ihre Posten auch nicht für die Dauer weniger Minuten zu verlassen.

Im übrigen ging alles den vorgesehenen Gang. An allen Straßenenden, an allen Litfaßsäulen und Plakattafeln wurde das schon in Paris gedruckte Manifest König Georgs I. angeschlagen, in dem er das Volk zu weiser Mäßigung und zu standhafter Treue ermahnte, seinerseits aber für des Vaterlandes Befreiung und künftige Größe seine ganze Kraft, selbst sein Leben einzusetzen versprach.

Die hinter den Kulissen Stehenden belächelten und bespöttelten die pomphaften Worte aus Kapitän Metkovičs' Feder, die keine Aussicht hatten, jemals verwirklicht zu werden. Er aber wies alle Witze kurz, finster zurück.

„Was der König nicht hält, werden wir halten — gehalten wird es!" erklärte er.

Auch der Einzug der 10000 Reiter vom Volksheer verlief programmäßig und unter dem lauten Jubel aller revolutionären Elemente. Sie hatten sich während der Nacht in der Nähe der Stadt zusammengezogen und besetzten sie jetzt im Namen des Königs. Daß dabei ein paar Dutzend der im nächtlichen Kampfe verwundeten und getöteten Österreicher von den Pferden der „Königsgarde" zertreten wurden, gehörte zu den „unvorhergesehenen Zwischenfällen". Man machte kein Aufhebens davon, und der Scheich der Kaisermoschee Ali Mehmed machte sich kein Gewissen daraus, trotzdem er beim Namen des Propheten gelobt hatte, für die Verpflegung der Verwundeten und für die Bestattung der Toten zu sorgen.

Er würde es ja getan haben, hätte er nur die Zeit dazu gefunden. „Allah ist groß, es war nicht sein Wille!"

Und es war wohl auch nicht sein Wille, daß die jetzt noch Lebenden Pflege fänden, denn man ließ sie immer noch liegen, wo sie lagen, soweit nicht mitleidige Sarajewoer sie in ihre Häuser schafften, und es waren nicht allzuviele, die den Mut dazu fanden.

Wer konnte wissen, wie die neuen Herren, deren Name nicht einmal noch allen bekannt war, einen solchen Akt christlicher Nächstenliebe auslegen würden, hatten sie doch durch Maueranschläge verkünden lassen, daß jeder Vermögen und Leben verwirke, der einem Österreicher oder einem Gegner König Georgs Unterkunft gewähre oder ihm in irgend einer Form seine Unterstützung leihe.

Die Deutschen Österreichs.

Wie beim Hereinbruch eines jähen Unheils eine Art Erstarrung über die Menschen kommt, so erstarrten die Wiener, überhaupt die Deutsch-Österreicher, bei der ersten, gänzlich unerwarteten Kunde von einer bosnisch-herzegowinischen Volkserhebung großen Stils.

Die Magyaren, das hatte nicht überrascht, sie waren von jeher die ewig Ansprechenden, Unzufriedenen. — Hätten die Tschechen alle Deutschen der Erde ausgerottet zum Beweis, daß sie ein Kulturvolk ersten Ranges sind, das nur der germanische Neid verunglimpft, es würde ebensowenig sehr überrascht haben. — Aber die braven, die guten, die treuen Bosniaken? — Das war eine bittere Enttäuschung, und wir sind nun einmal so, daß uns Enttäuschungen die unangenehmsten Unannehmlichkeiten sind.

So unruhig der Balkan im laufenden Jahrzehnt war, die Berichte aus Bosnien hatten nichts Bedenkenerregendes enthalten. Immer wieder, auch in der jüngsten Zeit, betonten sie die Zufriedenheit der Bevölkerung mit der neuen Ordnung, ihr erfreuliches Fortschreiten auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete, ihre dankerfüllte Anhänglichkeit an Österreich und sein Kaiserhaus! — Es war ja auch Tatsache, daß die Bosnier sich gut gehalten hatten während all der politischen Wirren und geheimen Umtriebe, deren Schauplatz der Balkan in diesem Jahrzehnt gewesen war, während Serbiens und Montenegros unverschämtem

Säbelgerassel — und nun, sozusagen über Nacht, diese Wendung! Wie ein Wetter über einem engen Hochtal, über dem jetzt der blaue Himmel lacht, in der nächsten Viertelstunde aber die Blitze zucken, der Donner grollt, so war die bosnische Revolution hereingebrochen.

Das Unbegreifliche der gemeldeten Ereignisse war so groß, daß der ersten Bestürzung Zweifel an der Tatsächlichkeit dieser Vorgänge folgten. Man dachte an eine Alarmnachricht, vielleicht die Frucht eines Börsenmanövers, und an alles Mögliche, ebenso Unwahrscheinliche.

Die Zweifel schwanden aber sehr bald, denn noch am gleichen Abend lief aus den verschiedensten bosnischen Garnisonstädten und aus vielen Grenzorten eine Depesche um die andere ein, die beleuchtende Einzelheiten des Hergangs brachten. Sie lauteten empörend und lösten in den kaisertreuen Herzen der österreichischen Deutschen den Schrei nach Vergeltung aus.

Und er wurde immer lauter, zorniger, je reichlicher die Nachrichten flossen, ein je grelleres Licht auf den Grafen von Krajina fiel. Größer noch als gegen die Rebellen war die Empörung gegen die Serben, die in ihrer Ohnmacht zu derartigen Mitteln griffen, um des mächtigen Doppeladlers Schwingen zu rupfen. So unerquicklich zur Stunde die Lage der Monarchie war — es mußte doch energisch eingeschritten werden gegen die Empörer wie gegen ihre Helfer. Der Übermut der Slawen war bis zur Unerträglichkeit geschwellt.

In Ungarn erreichte die Aufregung einen noch höheren Grad. Abgesehen von der Schädigung wichtiger wirtschaftlicher Interessen, legten die Vorgänge in Bosnien auch die Gefahr nahe, daß sich auch die so wie so sehr unzufriedenen ungarischen Serben zu einer nationalen Bewegung ermutigt

fühlen würden. Einen Aufstand im eigenen Lande konnte man aber weniger denn je gebrauchen; an zwei Parteien und an der österreichischen Gefahr war es gerade genug.

Die zweite Partei aber, die Unionisten, brachen in ein Jubelgeschrei aus, als sie das Landesschutzkomitee schon in den ersten Tagen seiner schweren, hindernisreichen Tätigkeit in diese Enge getrieben sahen, die viele Anhänger der Separatisten, die ihnen nur ihr erster großer Erfolg zugeführt, wieder zum Abfall brachte. Gleichzeitig stimmten ihre Preßorgane, die sich stets durch eine sehr offene Sprache ausgezeichnet hatten, einen noch kräftigeren Ton an, der die Einleitung zu einer regelrechten Separatistenhetze und zugleich die zu einem eifrigen Liebeswerben um die streng verfassungstreuen Deutschen Ungarns war, gegen die sie sonst die schärfste Sprache geführt hatten.

Die Wirkung blieb nicht aus. Wie sehr sich auch die Verfassungstreuen früher bestrebt hatten, die Deutschen zu unterdrücken und zu schädigen, sie, denen selbst alles daran gelegen war an der Intakterhaltung des Dualismus, verbündeten sich ihnen jetzt zum gemeinschaftlichen Vorgehen gegen die „staatszerstörenden Elemente". Die Kleinmütigen unter den Separatisten und alle jene, bei denen die wirtschaftlichen Interessen schließlich doch die nationalen überwogen, gingen ebenfalls schleunigst ins feindliche Lager über. Und dieser Übertritte wurden es immer mehr, als alle Versöhnungsversuche, die beim König gemacht wurden, scheiterten, als er unentwegt bei dem Ausspruch blieb, den er bei seiner letzten Abreise von Budapest getan: „Ich lasse an das zwischen Österreich und Ungarn bestehende Verhältnis nicht rühren, werde es nötigenfalls mit Gewalt aufrechtzuhalten bemüht sein."

In Cisleithanien gingen indessen die Dinge ihren Gang weiter.

Am 5. Juni schon erging an die Reservisten des II. Aufgebots der Einberufungsbefehl, und am folgenden Tag forderte der Kriegsminister von der Volksvertretung einen außerordentlichen Kredit für die „in Bosnien notwendig gewordenen militärischen Maßnahmen und zwecks Vorkehrungen für den Fall ernster Verwicklungen."

Trotz der vielen beruhigenden Wendungen, deren er sich bediente, machte die Rede doch den Eindruck, als wäre er persönlich von dem Bevorstehen kriegerischer Ereignisse überzeugt. Daran milderte auch die Erklärung seines Kollegen vom Auswärtigen nichts, daß der Kaiser einen Krieg nicht wünsche, und daß alles zu seiner Hintanhaltung geschehen werde, was mit der Würde der österreichisch-ungarischen Monarchie — er ignorierte die Unabhängkeitserklärung Ungarns — vereinbar sei. Dann teilte er dem Hause mit, es wäre nach Belgrad das Ersuchen abgegangen, den Grafen von Krajina zur unverweilten Heimkehr zu veranlassen, ihn ferner von allen Abenteuern abzuhalten, die Österreich-Ungarns Hoheitsrechte verletzten, und eine weitere Unterstützung der aufständischen Bosnier durch serbische Freiwillige zu verhüten.

„Ob man diesen billigen Forderungen zu entsprechen geneigt oder nur in der Lage ist, läßt sich nicht entscheiden. Seit längerer Zeit schon haben die Großserben, wie im ganzen Lande, so auch in der Skuptschina die führende Stellung errungen, sie halten selbst einige der wichtigsten Regierungsposten besetzt, und ihnen ist die Neigung zu abenteuerlichen Unternehmungen wohl zuzutrauen, wenn ihre nationalen Wünsche und Leidenschaften mit im Spiele stehen."

Diese Ausführungen waren sehr geeignet, den Abgeordneten ein anschauliches Bild von dem Ernst der Lage zu geben und sie von der unabweisbaren Notwendigkeit der im Interesse der Gesamtmonarchie geforderten Opfer zu überzeugen. Wie stets, so fehlte aber auch diesmal den Slawen der gute Wille, einzutreten für Österreichs Macht und Ehre. Während die Deutschen aller politischen Schattierungen heute einmütig zusammenstanden zugunsten des geforderten außerordentlichen Kredits, nahmen die tschechischen und übrigen slawischen Delegierten eine schroff ablehnende Haltung an und ergingen sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Deutschen, gegen das Deutsche Reich und den Dreibund.

Der Abgeordnete und Großindustrielle Ritter von Džworny, der kaiserlicher Huld seinen Adel dankte, forderte Österreichs Rücktritt vom Bund, seinen engsten Anschluß an Rußland und Frankreich, den „natürlichen Freunden eines vorwiegend slawischen Staates" und die bedingungslose Anerkennung des Grafen von Krajina als König von Bosnien. Unter dem lauten Beifall seiner Volksgenossen rühmte er sich selbst des endlosen Jubels, den die Nachricht von der „Erhebung der bosnischen Brüder" in Prag erregt hatte. „Wir Tschechen, wir Slawen alle stehen mit unseren ganzen Sympathien, mit unseren heißesten Wünschen auf ihrer Seite, und wie es heute ist, so wird es allezeit sein!"

„Pfui! — Hochverrat!" schrien die Deutschen.

„Bravo! Bravo!" und die Slawen setzten ein wütendes Händeklatschen in Szene.

Als es wieder leidlich ruhig wurde, rief eine höhnende Stimme: „Schade, daß Sympathien und fromme Wünsche blutwenig ausrichten, wenn Kugeln die erste Geige spielen!"

„Tschechischer Schandbube!"

„Das ist der hochgerühmte Ausgleich mit Böhmen!"

„Der Dank für den bewilligten Dualismus nach dem berühmten ungarischen Muster!"

„Der Kaiser hat ihn noch nicht sanktioniert!"

So grollte und schrie es in allen Tonarten wild durcheinander, Fäuste ballten sich, Stühle stürzten um, sogar die stets slawenfreundlichen Klerikalen und Feudalen wie auch ein großer Teil der Polen erklärten sich durch lautes Zischen, Pfeifen, Pfuirufen und Stampfen mit Füßen und Stöcken gegen den Ritter von Dzworny, der sich tapfer hinter einigen Gesinnungsgenossen verkroch. Und in dieses Toben einer gerechten Entrüstung bimmelte unaufhörlich das Präsidentenglöckchen hinein, natürlich nur, um ebenso unbeachtet zu verhallen wie die Ordnungsrufe.

Es wäre wohl zu einer regelrechten Schlägerei gekommen, hätte nicht ein steirischer Abgeordneter seinen Stuhl bestiegen und durch wütende Gestikulationen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

„Meine Herren Abgeordneten," apostrophierte er sie, „ich bitte Sie zu fragen, ob dieser klägliche Bursche wert ist, daß das hohe Haus über seinen Infamien der eigenen Würde vergißt?"

„Wahrhaftig nicht!"

Des Präsidenten Glocke tobte — raste — vergebens. Jetzt schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie mit überschlagender Stimme: „Ich mache den Herrn Redner aufmerksam, daß unparlamentarische Ausdrücke und Beleidigungen nicht gestattet sind!"

„Und ich frage den Herrn Präsidenten," brüllte schlagfertig der Steirer, „ob die Ausdrücke, deren sich der Herr Vorredner und seine Parteigenossen in der heutigen Debatte bedienten, parlamentarisch waren?"

„Freilich waren sie es, denn es waren gemeine Schmähungen der Deutschen!“ rief es dazwischen.

„Und Beleidigungen an die Adresse der Regierung, sogar des Kaisers!“ setzt der Steiermärker hinzu.

„Ich entziehe dem Abgeordneten Weinberger das Wort und bitte um Ruhe!“ erklärte der Präsident, der zur tschechenfreundlichen, klerikal-feudalen Partei gehörte.

„Tschech, Klerikaler oder Feudaler muß man sein, dann kann man sich alle Schweinigeleien erlauben!“

„Ich habe dem Abgeordneten Weinberger das Wort entzogen, er hat zu schweigen!“ tobte der Präsident.

„Das ist eine Schande! Die aufrechten deutschen Männer, die es ehrlich meinen mit Österreich und seinem Kaiser, werden mundtot gemacht, damit die Herren Tschechen den vollen Glanz ihrer unverschämten Halbbarbarenfrechheit entwickeln können!“ rief ein Deutsch-Böhme aufspringend.

„Beim Ritter von Džworny hätte der Herr Präsident von diesem seinem Recht weit zweckmäßigeren Gebrauch machen können!“ schrie der Wiener Advokat Dr. Schwendner.

Die einen lachten, die andern schimpften. Zwischen hinein gellten ungezählte: „Bravo!“ — „So eine Gemeinheit!“ — „Zur Ordnung!“ — „Pfui!“

Ein neuerlicher Tumult brach los, und der Präsident, dem der atemraubende Zorn aus jedem Zug seines Gesichtes sprühte, erklärte schroff: „Ich bin genötigt, die Sitzung für heute zu schließen!“

Stürmischer Unwillen brach los; die Slawen triumphierten.

Schwendner war der erste, der den Protest der Deutschösterreicher in Worte kleidete.

„Die Sitzung in einem so wichtigen Augenblick schließen, ehe die Tagesordnung erledigt ist! Die Abstimmung über

den außerordentlichen Kredit noch einmal verschleppen, damit die kostbare Zeit ungenützt verstreicht? — Das geschieht nicht, wir Deutsche dulden es nicht und wir erinnern den Herrn Präsidenten daran, daß er im Begriff steht, die ihm verliehene Macht zu mißbrauchen, zum Schaden der Krone und des Reiches zu mißbrauchen!"

Der Präsident hob und senkte die Schultern.

„Die Schuld daran tragen die Herren Abgeordneten selbst, ihr Auftreten ist ein derart unparlamentarisches, daß es alle gedeihlichen Verhandlungen unmöglich macht", sagte er geringschätzend.

„Wenn der Herr Präsident gegen die slawischen Abgeordneten etwas geringere Nachsicht geübt hätte, wären die allerdings skandalösen Auftritte, die sich heute wiederholt abspielten, unterblieben. Wir haben —"

„Schließen! Schließen!" rasten die Tschechen.

„Wir haben die Skandale weder angefangen noch in irgend einer Weise heraufbeschworen," fuhr Schwendner fort, den unterbrochenen Satz wieder beginnend, „und nehmen weder Vorwürfe entgegen noch lassen wir uns maßregeln! — Wir sind im Rechte und werden es behaupten." — Und sich gegen die Versammlung wendend, rief er eindringlich: „Alle unentwegt zusammenstehen, die es gut meinen mit dem Kaiser und Österreich! Alle zusammenstehen, die nicht wollen, daß unsere Monarchie auseinanderfällt! — Ich beantrage, sofort zur Abstimmung zu schreiten!"

„Schließen!" suchten Tschechen und Slawen den Redner niederzuschreien.

Aber schon erklang es im gewaltigen Chor: „Abstimmen!"

Auch die Polen, die es ausnahmsweise für gut befanden, sich der Regierung gnädig zu erweisen, schlossen sich dem Schwendnerschen Antrag an.

Eine Stimmenzählung ergab, daß er eine kleine Mehrheit für sich hatte, der Präsident fügte sich, die Tschechen und Slowenen verließen unter wüstem Geschrei den Sitzungssaal, und zwei Stunden später war der außerordentliche Kredit dank der deutschen Treue und Zähigkeit bewilligt.

Der heute bis zum Schluß der Sitzung ausharrende Ministerpräsident dankte namens der Regierung für die ihr gewährte Unterstützung in dem Bemühen, Österreichs Ansehen und Machtstellung zu wahren. Wieviel ihm an der Bewilligung gelegen hatte, ließen die warmen Worte erkennen, die er fand. Unangenehm fiel nur auf — das schweigende Übergehen der Verdienste, die sich die Deutschösterreicher um den außerordentlichen Kredit erworben hatten, und ihr selbstloses Zusammengehen in dieser für die Regierung so hochwichtigen Frage.

Und so wenig wie er ein Wort der Anerkennung für die Deutschen, so wenig hatte er eins des Tadels für die Tschechen und Slowenen.

Es war 10 Minuten nach Mitternacht, als er an der Seite des gleichfalls bis jetzt ausharrenden Kriegsministers aus dem Portal des Reichsratsgebäudes trat und die breite Freitreppe hinunterschritt.

„Ich vermute, die Niederwerfung Serbiens und Bosniens soll verhältnismäßig nicht halb so viel Arbeit und Mühe machen, als heute das Durchdrücken des Kredits. Eine infame Bande, diese stiernackigen Tschechen!" sagte der Kriegsminister.

Der „versöhnliche" Ministerpräsident hob und senkte die Schultern. „Von ihrem Standpunkt aus, Exzellenz —"

„Ach was! — Für den Österreicher soll und darf es nur einen Standpunkt geben — den österreich-ungarischen, und läge es bei mir, so würde ich ihn ihnen mit Pulver

und Blei beibringen, statt fortwährend Zuckerln in ihre breiten Mäuler zu stopfen!"

„Himmel Donnerwetter! — Slawenpack, verfl —!" entfuhr es ihm.

Eine Anzahl Pflastersteine hatten seinen und des Ministerpräsidenten Kopf umschwirrt! — Dieser wankte und wäre auf den Stufen zusammengebrochen, hätte ihn sein Kollege nicht rasch gefaßt.

„Sind Sie verwundet?"

Es kam keine Antwort, die slawenfreundliche Exzellenz hatte das Bewußtsein verloren.

Unten aber erhob sich ein wahnsinniges Toben und Kreischen, hinter der Rampe, hinter Bäumen und Sträuchern sprangen dunkle, knüttelschwingende Gestalten hervor und ein erneuter Steinhagel verfolgte den Kriegsminister, als er seinen ohnmächtigen Kollegen mit Hilfe herbeigeeilter Abgeordneter hinter einen schützenden Mauervorsprung schleppte.

Mit jedem Augenblick wurden es der Angreifer mehr, doch auch der Verteidiger, denn jene Abgeordneten, die noch im Saal und in den Boulars gezögert, strömten jetzt herzu, und es entwickelte sich eine regelrechte Straßenschlacht zwischen den deutschen und slawischen Volksvertretern, bei der Pflastersteine, Stöcke, aufgelesene Prügel und ausgerissene Stauden als Waffen dienten. Vereinzelt fielen auch Revolverschüsse.

Als aber von der nahen Alserkaserne her die taktmäßigen Tritte der Hoch- und Deutschmeister, der sogenannten „Wiener Kinder" erklangen, rissen die Tschechen und Slowenen so flott aus, daß nur fünf von ihnen arretiert wurden. —

Ein Schrei höchster Entrüstung ging durch Wien, durch Österreich, als am Morgen die Zeitungen über die Schlacht vor dem Reichsratsgebäude berichteten, als man erfuhr, daß

der Ministerpräsident eine schwere Gehirnerschütterung erlitten hatte, an deren Folgen er im besten Falle monatelang tragen werde.

Die deutsch-nationalen Zeitungen aber besprachen auch des Ministerpräsidenten Zurückhaltung gegenüber den verdienstvollen patriotischen Deutschen und geißelten sie mit den schärfsten Worten. Die Haltung, die er nach Bekanntwerden des Abstimmungsergebnisses beobachtet, sei ein abermaliger Beweis für das unverantwortliche und die Monarchie schwer schädigende Schonungssystem, das man bei den slawischen Völkerschaften, diesem Hemmschuh im Räderwerk des Staatsbetriebs, für nötig erachte. Für Österreichs Deutsche bedeute es aber eine schwere und unverdiente Kränkung, daß den obersten Reichsbeamten der Mut fehle, sie als das zu bezeichnen, was sie in Wirklichkeit wären: die staatserhaltende Macht! Die Lenker des Staates müßten sich dieser schmachvollen Zaghaftigkeit schämen. Übrigens dürfe sie als ein untrügliches Zeichen für das rasche Herannahen jenes Tages angesehen werden, an dem die Regierung zur bitteren Reue über ihren vieljährigen Liebesbund mit den zerstörenden Elementen der Monarchie erwachen würde. Das einzige Erfreuliche an dem kommenden „großen Krach" werde sein, daß jene, die Schulter gegen Schulter stemmen, um ihn nur ja baldigst herbeizuführen, schwerer unter ihrem „Siege" leiden würden als die Besiegten.

Das Neue Wiener Tageblatt schrieb zum Schluß seiner der gegenwärtigen innern Lage gewidmeten Betrachtung: „Daß der Abfall Ungarns den leitenden Kreisen noch nicht genügte, daß sie daraus nicht ersehen haben, wohin übertriebene Nachgiebigkeit gegenüber unbegründeten Ansprüchen und skrupelloser Frechheit führt, beweist, daß sie mit unheilbarer Blindheit geschlagen sind."

Die nächste Folge der tschechisch-slowenischen Heldentat war die sofort verfügte Auflösung des Reichsrats und die Ankündigung der Regierung, daß sie alle bis zum Wiederzusammentritt des neu zu wählenden Reichsrates notwendigen Maßregeln, gestützt auf § 14 der Verfassung, auf dem Wege kaiserlicher Verordnung veranlassen werde.

Dieser schon aus der Zeit des Ministeriums Badeni bekannte § 14 hat folgenden Wortlaut:

„Wenn sich die dringende Notwendigkeit solcher Anordnungen, zu welchen verfassungsmäßig die Zustimmung des Reichsrates erforderlich ist, zu einer Zeit herausstellt, wo dieser nicht versammelt ist, so können dieselben unter Verantwortung des Gesamtministeriums durch kaiserliche Verordnung erlassen werden, sofern solche keine Abänderung des Staatsgrundgesetzes bezweckt, keine dauernde Belastung des Staatsschatzes und keine Veräußerung von Staatsgut betreffen. Solche Verordnungen haben provisorische Gesetzeskraft, wenn sie von sämtlichen Ministern unterzeichnet sind und mit ausdrücklicher Beziehung auf diese Bestimmungen veröffentlicht werden. Die Gesetzeskraft dieser Verordnungen erlischt, wenn die Regierung unterlassen hat, dieselben dem nächsten nach deren Kundmachung zusammentretenden Reichsrate, und zwar zuvörderst dem Hause der Abgeordneten, binnen vier Wochen nach diesem Zusammentritte zur Genehmigung vorzulegen oder wenn dieselben die Genehmigung eines der beiden Häuser des Reichsrates nicht erhalten. Das Gesamtministerium ist dafür verantwortlich, daß solche Verordnungen, sobald sie ihre provisorische Gesetzeskraft verloren haben, außer Wirksamkeit gesetzt werden."

Durch die Auflösung des Reichsrates, dessen Neuwahl immerhin eine gewisse Zeit beanspruchte, sich auch hinauszögern ließ, und durch die Möglichkeit, bis dahin jederzeit

von den Bestimmungen des § 14 Gebrauch zu machen, hatte sich die Regierung vorläufige Unabhängigkeit von den Tschechen und Slowenen gesichert, leider war damit aber auch der Willkür zeitweilig ein ziemlich weiter Spielraum geöffnet, und das war in einem Augenblick wie der gegenwärtige doppelt bedauerlich.

Die unverwüstliche Neigung der Tschechen, die Beweisführung für die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche mit Fäusten und Prügeln anzutreten, hatte dieses Werk von mindestens zweifelhaftem Wert vollbracht, das ihnen im Gedächtnis der übrigen österreichischen Volksstämme ein neues Denkmal setzte.

Meuterei.

Am 12. Juni überschritten drei in Kroatien-Slawonien stationierte Brigaden bei Brod und Gradiška die bosnische Grenze. Weitere Truppen sollten in Bälde folgen.

An diesem selben Tage ging der Wiener und der Budapester Regierung die Nachricht zu, daß sich der nach Belgrad gerichteten Warnung zum Trotz weitere serbische Freiwillige, ungefähr 10000 Mann, mit den Bosniern und ca. 12000 Montenegriner mit den Leuten der Herzegowina vereinigt hätten gegen Österreich-Ungarn. Diese Hilfsscharen sollten sich in aller Stille gesammelt und die Berge überstiegen haben. Der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad teilte jedoch der Regierung gleichzeitig mit, daß sich nach seiner persönlichen und auch nach der Überzeugung vieler Serben eine bedeutende Anzahl Reservisten und Landwehrleute der Königlichen Armee darunter befänden, die sich wohl infolge eines geheimen Befehles in den Dienst der bosnischen Revolution gestellt hätten. Unter den Montenegrinern aber wurden zahlreiche Albanesen und Türken vermutet. Ob die Regierungen von Belgrad, Cettinje und Stambul an diesen Unternehmungen beteiligt seien, ließ sich vorerst nicht feststellen. Zahllose einander widersprechende Gerüchte durchschwirrten die Stadt und nur eins wäre mit Sicherheit zu konstatieren: Der Jubel der Serben über die in Bosnien entstandenen Schwierig-

keiten, ein Jubel, den man trotz der äußerlichen strengen Zurückhaltung in den leitenden Kreisen wohl teilen dürfte.

Ebenso war man weder in Wien noch in Budapest über die wahre Stärke des revolutionären Volksheeres unterrichtet. Die eine Meldung bezifferte sich auf 60000—70000, die andre auf 100000—120000 Mann. Zuverlässiges war vorläufig auch kaum zu erfahren, denn die Aufständischen hielten sich vorsichtig in ihren Bergwäldern, aus denen nur einzelne Abteilungen hervorbrachen, um kleinere Garnisonen zu überfallen oder um Lebensmittel und Futter zu requirieren. Alles, was man mit voller Bestimmtheit wußte, war, daß sich das bosnische Volksheer von seinem Stützpunkt aus, den Bergen um Sarajewo, einerseits gegen Dalmatien, andererseits gegen Kroatien-Slawonien weiterentwickelte, ohne aber aus dem Schutze der Wälder herauszutreten.

Die Höhenbeherrschung durch die Insurgenten machte die Lage der einmarschierenden kaiserlichen Truppen zu einer gefahrvollen, hemmte ihre Bewegungsfreiheit und ließ sie nur langsam vorrücken. Wollte man nicht Gefahr laufen, an engen Talstellen mit einem Hagel niedersausender Geschosse und Steine begrüßt zu werden, so durfte kein Schritt vorwärts getan werden, ehe vorauf schwärmende Kundschafter die seitlichen Waldhöhen abgestreift hatten.

Nachdem die Brigade Steinherr in Brod noch einige Eskadronen Husaren an sich gezogen, war sie unter kurzer Benutzung der von den Insurgenten größtenteils zerstörten Bahn die Bosna entlang gezogen, um sich vor Sarajewo mit den Brigaden Szimanyi und Kopitsch zu vereinigen, die beide von Gradiška kamen. Den Truppen war die Säuberung der Hauptstadt von den Rebellen und der „königlich bosnischen Regierung“ zur Aufgabe gestellt.

Privatbriefen aus Sarajewo zufolge sollte dort ein unvorstellbar wüstes Treiben herrschen, wartete die Bevölkerung sehnsüchtig auf die Ankunft der Österreicher, von denen sie Befreiung von ihren „Befreiern" erhoffte. Der noch in der Stadt weilende König tue es hierin allen zuvor, bekümmere sich nicht im mindesten um die Regierung und verbringe seine Zeit bei Gelagen, am Spieltische oder in der Gesellschaft zweideutiger Frauen. —

Stets in der durch die Straßenverhältnisse gestatteten Breiteentwicklung marschierend, war die Brigade Steinherr dem Städtchen Zenica schon bis auf wenige Kilometer nahegekommen, als der General halten ließ, wie er es vor jedem Orte tat, den er passieren mußte.

Zwar hatte man noch keinen einzigen Insurgenten zu Gesicht bekommen, auch keine Anzeichen, die auf ihre Nähe schließen ließen; Vorsicht war aber doch geboten, denn unterwegs angehaltene Landleute hatten während der beiden letzten Tage mehrmals starke Militärabteilungen marschieren gesehen, die Geschütze mitgeführt hatten. Ebenso war länger andauerndes, lebhaftes Gewehrfeuer gehört worden. —

Die Rast mochte eine halbe Stunde gewährt haben, als die erste der auf Kundschaft ausgeschickten Patrouillen, bestehend aus zwei Husaren und einem Vizewachtmeister, wieder heransprengte. Der von Ungeduld verzehrte Brigadier nahm die Meldung des Patrouillenführers persönlich entgegen.

Er berichtete die Auffindung eines arg verstümmelten alten Franziskanermönches im Walde vor Zenica, der trotz seiner schweren Wunden und seines elenden Zustandes bei vollem Verstande wäre.

„Weiter, weiter!" drängte der General den sehr erregten

Mann, der etwas stockend und doch weitschweifig erzählte.

Der Vizewachtmeister gab sich einen Ruck und fuhr, sich zusammennehmend, fort: „Zu Befehl, Herr General. — Der Pater — er hat es miterlebt — gibt an, daß in der vorvergangenen Nacht 10000—12000 Insurgenten vom sogenannten Volksheer das Städtchen Zenica überfallen und von den christlichen Einwohnern, deren Häuser sie plünderten, mehr als die Hälfte niedergemacht haben. Wer nicht auf der Stelle tot war, dem haben sie die Glieder abgeschnitten, die Ohren ausgerissen, den Leib aufgeschlitzt und derlei mehr, um ihn dann hilflos liegen zu lassen — die Bestien, die! Auch in das von den Paters in aller Eile verrammelte Kloster sind sie gedrungen und haben darin so scheußlich gehaust wie in der Stadt. Zu entfliehen, meint Pater Chrysostomos, werde nur wenigen gelungen sein, er wenigstens hat von den übrigen Mönchen noch keinen wiedergesehen. Und es waren nicht allein Türken, die sich an diesen Niederträchtigkeiten beteiligt haben, auch Christen —"

„Was ist aus den Insurgenten geworden, wo sind sie?" unterbrach der General nochmals.

„In Zenica sitzen sie und scheinen keine Ahnung zu haben, daß wir ihnen auf den Pelz rücken."

„Ist das sicher, Wachtmeister?"

„Zu Befehl, Herr General. Wir haben uns mit eigenen Augen überzeugt, daß das Gesindel in den Feldern und Wiesen faul herumliegt. Einen ordentlichen Sicherheitsdienst scheint es nicht eingerichtet zu haben, wenigstens sind wir ziemlich dicht herangekommen, ohne auf Vorposten zu stoßen.

„Und wie sieht es zwischen hier und der Stadt aus, Wachtmeister?"

„Es hat sich nichts Verdächtiges gezeigt, Herr General."

„Sorgfältig abgesucht — auch die Wälder?"

„Zu Befehl, Herr General."

Die übrigen, rasch nacheinander zurückkehrenden Reiterpatrouillen erstatteten beinahe gleichlautende Meldungen. Nur die letzte unter einem Leutnant war bemerkt worden und hatte durch einen Gewehrschuß ihren Führer verloren, das erste Opfer im Kampfe der Rächer gegen die Aufständischen und ihre Verbündeten. Die Reiter hatten, als sie noch einmal nach dem Getöteten zurückschauten, mehrere Geschütze bemerkt, die gerade außerhalb Zenica aufgefahren wurden.

„Den braunen Schuften muß die Zeit für die Verteidigungsvorbereitungen möglichst beschnitten werden", sagte der Brigadier, als er die äußerste Beschleunigung des Weitermarsches anordnete.

Während sich die Mannschaften wieder zu Marschkolonnen ordneten, sammelten sich die Offiziere um den Höchstkommandierenden, der, soweit tunlich, den Angriffsplan entwickelte und jedem seine spezielle Aufgabe zuwies.

Die Vorhut, bei der sich zwei Eskadronen Husaren und die Feldgeschütze befanden, war schon seit einer Weile hinter der nächsten Straßenbeuge verschwunden, als für die Hauptmacht der Abmarschbefehl gegeben wurde.

Die Trommeln rasselten, die Signalhörner schmetterten, jeder Bataillonskommandant rief sein von den Subalternoffizieren und den Unteroffizieren flink weitergegebenes „Marsch!" Die an der Spitze befindlichen Husaren trabten an, die Leute der beiden anschließenden Bataillone standen wie die Mauern.

„Marsch!" wiederholte Major Forbinger lauter.

Die Mannschaften rührten sich nicht von der Stelle,

aber die Gewehre setzten sie, finstern Trotz in den Mienen, bei Fuß.

Jetzt sprengte der Major mit hochrotem Gesicht unter drohendem: „Was soll das — Widersetzlichkeit vorm Feind —?“ die Reihen seines Bataillons entlang.

„Wir schießen nicht auf unsre Brüder!“ klang es aus Hunderten von Kehlen zurück, und kein Mann bewegte den Fuß.

„Meuterei!“ donnerte Major Forbinger.

„Meuterei!“ schrie in fast dem gleichen Augenblick Major Praschа, der das zweitvorderste Bataillon führte.

Beide Bataillone waren Teile eines slawonischen Regimentes, die der Brigadier von Steinherr sozusagen in der letzten Stunde noch an sich gezogen hatte. Ihre Mannschaften hatten weder beim Verlassen ihrer bisherigen Garnison noch unterwegs Schwierigkeiten gemacht, nur ihr finsteres Schweigen war aufgefallen, das in grellem Gegensatz stand zu der begeisterten Kampfeslust ihrer deutschen Kameraden.

Von allen Seiten sprengten jetzt Offiziere herbei, die sich die Stockung an der Spitze nicht zu erklären wußten, und schließlich erschien der Brigadier selbst, dem von der ausgebrochenen Meuterei schleunigst Meldung erstattet worden war.

Wie aus Bronze gegossen saß er auf seinem Rappen, und seine Stimme klang ehern, als er so laut, daß auch weit hinten Stehende jedes Wort verstehen konnten, sagte: „Wer dem ausgegebenen Befehl nicht sofort gehorcht, wird auf dem Fleck, auf dem er steht, ohne Verhör und Urteil niedergeschossen. Nach Kriegsrecht habt ihr euer Leben bereits verwirkt, wenn ihr euch aber auszeichnet in den bevorstehenden Kämpfen, werde ich euch dennoch der Gnade

Seiner Majestät des Kaisers empfehlen, damit ihr straflos ausgeht. — Mar—rrr—rsch!"

Das persönliche Eingreifen des obersten Befehlshabers, seine strengen und doch wohlwollenden Worte hatten gewirkt, hatten den Widerstand der Meuterer gebrochen. Sie nahmen, finster zwar und schweigend, doch wenigstens ohne Zögern den Weiterzug auf und die ganze Truppenmasse floß nach und nach in der Richtung nach Zenica ab.

Durch die Schuld der Slawonier war aber mehr als eine halbe Stunde der ohnehin so kostbaren Zeit verloren gegangen, und das war um so schlimmer, als die Vorhut bereits in ein heftiges Gefecht mit den Insurgenten verwickelt sein mußte, denn seit etwa 10 Minuten schon hörte man in der Ferne ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer, in das sich jetzt das erste Brüllen der Geschütze mischte.

Man marschierte auch noch nicht lange, als der erste Meldereiter heransauste. Oberst von Bachmayer, der Führer der Vorhut, bat dringend um Verstärkung. Einen halben Kilometer vor Zenica wäre der Zusammenstoß mit den Insurgenten erfolgt, die sofort das Feuer eröffnet hätten und es mit einer Ausdauer unterhielten, die seinen Leuten das Aufwerfen von Schützengräben unmöglich machte. Sie kämpften auf freiem Felde, ohne jede Deckung und litten furchtbar unter den feindlichen Geschossen.

Ernstlich beunruhigt über das Schicksal der verhältnismäßig schwachen Vorhut, der er nur die Aufgabe zugewiesen, ein hinhaltendes Feuer zu eröffnen, bot der General alles auf zur Beschleunigung des Marsches. Die Slawonier aber versuchten mit der gleichen Energie immer wieder, einen langsamen Schritt anzunehmen, wenn die Kolbenstöße der voll Ungeduld nachdrängenden deutschen Truppen für Augenblicke nachließen. Es konnte bald kein Zweifel mehr be-

stehen, daß sie das Eintreffen der Reserven auf dem Kampfplatze zu verzögern, die Vernichtung der vorausgegangenen Kameraden herbeizuführen suchten. —

Der Kanonendonner wurde von Minute zu Minute immer heftiger, ein Reiter nach dem anderen meldete die wachsende Not der kämpfenden Österreicher, die nur durch das wirksame Feuer ihrer Batterien, durch die schlechte Geschützbedienung auf feindlicher Seite und durch den Heldenmut der Radetzky-Husaren bisher vor gänzlicher Vernichtung bewahrt geblieben wären.

So oft ein Meldereiter eintraf, eiferten die Offiziere ihre Leute zu noch größern Anstrengungen an, rann ein zähneknirschendes: „Die verd— slawischen Bestien!" durch die Reihen der deutschen Mannschaften. Und neue Kolbenstöße trafen die Rücken der Slawonier, geführt mit der Wucht grimmen Zorns.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Oberst Hacker zog die Uhr und sagte zu einem neben ihm stehenden Hauptmann, der das Auswerfen eines noch unvollendeten Schützengrabens leitete: „Noch fünf Minuten; sind die Reserven auch dann nicht zur Stelle, so ziehe ich die Leute aus der Gefechtslinie. Für uns allein ist die Lage doch unhaltbar, und so wäre eine Verlängerung dieses mörderischen Kampfes nur zwecklos!"

Der Hauptmann nickte.

„Es muß ein unvorhergesehener Aufenthalt eingetreten sein, sonst wäre der Brigadier längst hier", antwortete er.

„Nieder!" schrie der Oberst überlaut.

Ein dunkles Pünktchen flog in gerader Linie durch die Luft einher.

Der Hauptmann sah es ebenfalls und tat einen gewaltigen Sprung zur Seite.

Ein nervenerschütternder Schlag, alles umhüllende wirbelnde Wolken — die Granate war genau an dem Fleck krepiert, an dem der Hauptmann soeben noch gestanden hatte, er aber war unverletzt geblieben inmitten aller ihn umsausenden Eisensplitter.

Auch den Oberst hatte das Geschoß geschont; nur vom linken Ohr rann ein dünnes Blutfädchen, ein Granatsplitterchen hatte es gestreift.

Rings um die beiden füllten aber blutige, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Menschenleiber zu einem Knäuel geballt den Graben, jammerten und schrien Verwundete, stöhnten Sterbende — die Offiziere standen im Blute, das Geschoß hatte furchtbar aufgeräumt unter den Mannschaften im Graben.

Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe sich die beiden Offiziere von der durch die Explosion verursachten Erschütterung und dem stinkenden Pulverqualm soweit erholt hatten, um wieder Herr ihrer Sinne zu werden.

Und nun flog eine Granate um die andre daher, von denen freilich die meisten in ziemlicher Entfernung vom Graben in den Boden fuhren, und ein unaufhörlicher dichter Hagel surrender und pfeifender Schrapnells fegte herüber. Wie Sturmgeheul brauste es in der Luft, bis wieder die gewaltigen Bässe der Batterien ihre schauerlichen Stimmen erhoben.

Freilich gelangten nur die wenigsten Geschosse an ihr Ziel, meist flogen sie über den Graben hinaus oder sie fielen schon weit von seinem vorderen Rande; die ihn erreichten, genügten jedoch, um zusammen mit den krepierenden Granaten entsetzliche Verheerungen in der Schützenlinie anzurichten. Breite Lücken entstanden, die mangels von Reserven nicht wieder auszufüllen waren.

Plötzlich erhoben sich laute Hurras — die braven Artilleristen hatten zwei feindliche Geschütze für immer zum Schweigen gebracht. Wahrscheinlich auch alle Insurgenten, die sich in ihrer Nähe befunden hatten.

Ungeachtet dieses Vorteils ordnete Oberst Hacker den Rückzug in der Richtung an, aus der die Reserven heranziehen mußten. Das Feuer der Batterien sollte ihn decken.

Zu spät!

Berittene Insurgenten sprengten über das Gefechtsfeld, ihnen folgte im Laufschritt ihre Infanterie, die Geschütze verdoppelten das Feuer.

„Verloren!" stieß der längst wieder im Sattel sitzende Oberst heiser heraus.

Es waren seine letzten Worte — — ein Granatstück hatte ihm in der nächsten Sekunde den Kopf halb vom Rumpfe gerissen. Jetzt hing er hin und her baumelnd seitwärts auf die Schulter nieder, über die das Blut strömte.

Lähmendes Entsetzen bemächtigte sich aller, die diesen schauerlichen Anblick hatten, die das wildgewordene Pferd mit dem kopflosen Reiter querfeldein in rasender Flucht davonstieben sahen, und das Grauen des Krieges rann ihnen wie ein Eisstrom durch die Glieder, durch die Nerven, bis in den aufbäumenden Magen, bis ins Herz hinein.

Aber schon war der Oberstleutnant an die Stelle seines Vorgesetzten getreten und kommandierte mit eiserner Ruhe: „Alle Glieder schließen sich fest zusammen! — Dem Anprall standhalten, eine andere Rettung gibt es nicht!"

Und die an einen fast automatenhaften Gehorsam gewöhnten Leute gehorchten der Stimme — jetzt wirklich nur mechanisch, ohne dabei etwas zu denken, beinahe ohne etwas zu fühlen, nur vom Instinkte der Selbsterhaltung

getrieben, der sie warnte, dem Feinde den Rücken darzubieten.

„Feuer! Immer drauf! Feuer! Aber vorsichtig — langsam!“ kommandierten wieder die Leutnants.

Und die Mannschaften, halb betäubt von dem dumpfen Sausen und Brausen um sie herum, von dem durch die Sonnenwärme verschärften Blutdunst von unbeschreiblichem Ekel gehorchten auch ihnen, willenlos, halb unbewußt. Ein einziges Bild steht vor aller Augen, schwankend, umschleiert, und gerade dadurch vielleicht noch grauenvoller — in wenigen Minuten wird man mit dem Feinde Brust an Brust stehen, wird kämpfen, ringen, sich wehren bis zum äußersten, bis man zusammenbricht, und dann werden die Nachfolgenden über die Gefallenen wegstürmen, die rauhen Stiefelabsätze in ihre Wunden bohren, sie zertreten, auf ihren blutigen Leibern stehend den Kampf weiterführen, bis auch sie der Vernichtung anheimfallen und das gräßliche Spiel sich zum drittenmal wiederholt.

Jetzt dröhnt der Boden von Pferdegetrappel — undurchdringliche Staub- und Sandsäulen steigen wirbelnd in die Höhe. Die Husaren, die bisher regungslos vor der Front gestanden, jagen in toller Karriere der bosnischen Volksreiterei entgegen — sie versuchen den Ihrigen Luft zu schaffen, durch einen tollkühnen Chok zu retten, was vielleicht noch zu retten ist.

„Hurra! — hurra!“

Und das Blut kreist schneller, die Brust hebt sich freier, die Muskeln straffen sich — an die Stelle der instinktiven Triebe tritt der klare Wille zu siegen oder wenigstens Österreichs Fahnenehre zu retten!

„Hurra! — hurra!“

Den Säbel weit vorgestreckt, den Karabiner über dem

Kopfe schwingend, rennen die braven Radetzky-Husaren mit so überwältigender Wucht gegen den fast dreimal stärkern Feind, daß seine Glieder brechen, hier- und dorthin stäuben. Und ehe sie noch Zeit haben, sich wieder zu sammeln und zu reihen, tragen die verwegenen Husaren die Verwirrung und Unordnung auch in die Massen des gegnerischen Fußvolkes hinein, das niedergemäht wird von ihren Säbeln, von ihren Kolbenschlägen, indes die österreichischen Geschütze an seinen Flügeln schwere Breschen schlagen.

Neu belebt stürmt die Infanterie hinter ihren Husaren her, und nach mörderischen Minuten gelingt es ihren vereinten Kräften, die Insurgenten zum Weichen zu bringen.

Eine glänzende, eine ruhmvolle Waffentat haben die Österreicher vollbracht, aber ein vollständiger Sieg über die bosnischen Horden war ihnen nicht vergönnt. Dezimiert, erschöpft, waren sie unfähig, den errungenen Vorteil auszunützen, mußten sie sich langsam zurückziehen vom Feinde, ihm Zeit lassen, in seine alten Stellungen zurückzufliehen.

Wo nur die Reserven blieben?

Es war wohl nicht einer da, in dessen Herzen sich jetzt nicht der Schrei nach den helfenden Armen der Kameraden auslöste, die so nötig waren wie noch nie seit Beginn des Gefechtes.

Da schmetterten in ihrem Rücken Trompeten, wirbelten dumpf die Trommeln, dröhnte der Schall von Pferdehufen, von Tausenden von Menschentritten, der Radetzkymarsch ertönt, und ein befreiendes, ein jubelndes „sie kommen! — sie kommen!" dringt aus jeder Brust.

Den tapfern Kriegern einen Gruß zurufend, sprengt der General von Steinherr heran.

Rasch sammeln sich die Offiziere um ihn. Er nimmt

ihre Meldungen entgegen, sie seine Befehle, unbekümmert um die Schrapnells und die vereinzelten Artilleriegeschosse, die wieder von neuem das Gefechtsfeld bestreichen, und der Aufmarsch der Truppen beginnt unter dem feindlichen Feuer, das allerdings an Intensität viel verloren hat. Die Reste der Vorhut, die solange das Feld behauptet, ziehen sich hinter die Linien der Reserven zurück, um auszuruhen von den überstandenen Strapazen oder in den Sanitätswagen Aufnahme zu suchen, denn mehr als einer hat weitergefochten, den Leib mit Wunden bedeckt.

Erst jetzt, wo es hinter ihnen liegt, kommt allen zum rechten Bewußtsein, was sie gelitten haben in dieser einen kurzen Stunde, und wer sich unverletzt wiederfindet hinter der Front, dem ist es, als wäre ein Wunder an ihm geschehen.

„Aber schießen können die braunen Halunken nicht, ihre Treffsicherheit ist unter dem Hund, sonst wäre nicht ein Mann ihrem höllischen Feuer entronnen!"

Das Gefecht bei Zenica.

Um die Insurgentenscharen sah es noch schlimmer aus als um die Vorhut der kaiserlichen Truppen. Ihrer fast erdrückenden Übermacht hatte auf der andern Seite die Gewöhnung an strenge Disziplin, die tüchtige militärische Ausbildung und die zielbewußte Führung ausgleichend gegenübergestanden, und so war es gekommen, daß ihr Feuer geringern Schaden angerichtet hatte, als das der Österreicher.

Jetzt aber, nach dem Eintreffen der Hauptmacht, die den Kampf mit ungebrochenen Kräften aufnahm, ihnen auch an Zahl etwas überlegen war, befanden sich die Insurgenten im entschiedenen Nachteil, zumal sie minderwertige Geschütze führten und die Vorhut sie überrascht und das Feuer eröffnet hatte, ehe es ihnen gelungen war, eine Anhöhe zu besetzen.

Ihr Führer mochte das Ungünstige der Situation auch klar erkennen, denn ausgeschickte Kundschafter sowie mehrere Offiziere, die durch ihre Görzgläser die Bewegungen der Bosnier beobachteten, meldeten übereinstimmend, daß sie sich langsam nach Zenica zurückzögen und Anstalten zu ihrer Verschanzung in den Häusern träfen. In des Brigadiers Absicht lag es aber nicht, diesen Plan zur Durchführung gelangen zu lassen und sich dadurch den Sieg schwieriger und verlustreicher zu gestalten. Er traf sofort seine Vorbereitungen zum Angriff, ließ das nur mäßig erwiderte hinhaltende Feuer der vordersten Schützenlinie einstellen und das Angriffssignal geben.

Die Reihen der Infanterie lockern sich, und gedeckt durch ein fortgesetztes Vollfeuer ihrer gleichfalls vorrückenden Batterien nähert sich die erste Schützenlinie in aufgelöster Ordnung, sprungweise unter immer wiederholtem Feuern dem Feinde. Die übrigen Reserven rücken in Abständen nach, bis an die Grenze der feindlichen Feuerlinie heran, um zur Hand zu sein, wenn es Lücken auszufüllen gilt, Weichende aufzunehmen. General von Steinherr hat nichts versäumt, was zur Sicherung der Angreifer dient.

Das Feuer wird heftiger, Salve folgt auf Salve, der Feind zieht sich langsam auf Zenica zurück, da beginnt im Rücken ein Knattern — ein surrendes Sausen — winzige schwarze Pünktchen schießen daher — gellendes Aufschreien — in der vordersten Schützenreihe bilden sich Lücken, die Leute sind vornüber zusammengebrochen, decken mit dem Gesicht das Feld!

„Verräter! — Mörder! — die verd— Slowaken! — die slawischen Bestien!"

Grenzenlose Wut, wahnsinniger Haß, ein Abscheu ohne gleichen gellt aus diesen Rufen, erstickt, verschlingt die sich kreuzenden Kommandos der Offiziere, die den wahren Sachverhalt ebenso rasch begriffen haben, wie die von den eigenen Kameraden bedrohten Soldaten. Und als unmittelbar danach viele hunderte dunkler Gestalten über das Gefechtsfeld rasen, über die Schützenlinie hinausschießend, immer weiter, in immer tollerer Flucht, da wissen alle, daß es die Meuterer, die feigen Mörder sind, und hinter ihnen her pfeifen die Kugeln, jagen die Husaren, jeden, den sie erreichen, mit dem Säbel oder dem Karabiner niederschlagend. Nur Minuten liegen zwischen der empörenden Schuld und der Strafe.

Und als sie vollstreckt ist, gibt es kein Halten mehr.

Diese aufgeregten Scharen kämpfen nicht mehr allein für ihren Kaiser, für ihre Soldatenehre, sie haben sich in Rächer eines scheußlichen Verrates, in Rächer ihrer meuchlings niedergeschossenen Kameraden verwandelt! Wie ein Wirbelsturm fegt die ganze Masse der Infanterie, jagen die Batterien auf Zenica zu, in blinder, in sinnloser Wut, die ihnen unglaubliche Kräfte verleiht, alles niederrennend, was in ihrem Wege steht.

Diese von einem einzigen Gedanken beseelte, leidenschaftdurchglühte Masse in ihrem Laufe aufzuhalten, zum Stillstand zu bringen, ist unmöglich. Stählerne Arme umfassen die sich ihnen entgegenwerfenden Insurgenten, pressen, zermahlen sie, Säbel und Gewehrkolben sausen auf ihre Köpfe nieder, Geschütze rasen mitten zwischen sie hinein, über Hügel von Toten, Verwundeten und am Boden Ringenden, deren Blut an ihnen hochspritzt, deren Glieder unter dem Gewicht der Räder knirschend splittern.

Und „vorwärts! — vorwärts! Treibt sie aus den Häusern, laßt keinen entkommen!" spornen die Offiziere die Leute an, mitten unter ihnen kämpfend.

„Nicht nachlassen! Rächt eure gemordeten Kameraden! — Rächt die Opfer von Sarajewo!" ruft auch der Brigadegeneral selbst, dessen hellgrüner Federbusch überall da weht, wo das Gefecht mit besonderer Heftigkeit tobt, wo das Getümmel am dichtesten ist.

Das ist freilich der Ordnung zuwider, die dem obersten Truppenführer, der Seele des Ganzen, Schonung der eigenen Person zur Pflicht macht. Aber heute ist ja alles anders als sonst, und auch in Steinherr flammt der germanische Zorn, auch er fühlt sich als Rächer!

Die Barikaden, die den Zugang ins Städtchen sperren, sind im Nu genommen oder eingerissen, Bomben und

Granaten mit Aufschlagzündern zerfetzen die elenden Lehmmauern der Häuser, in denen die Insurgenten und die mit ihnen kämpfende mohammedanische Bevölkerung Zuflucht und Schutz gesucht hat. Die Infanteristen aber klettern wie die Katzen an den glatten Wänden in die Höhe, von den untenstehenden Kameraden geschoben und gehoben. Auf ihren Schultern stehend, feuern sie durch jede Öffnung in das Innere der Häuser, donnern ihre Gewehrkolben gegen Fensterladen, Türen und Tore, unbekümmert um die glühenden Balken und Sparren, die von den brennenden Dächern niederstürzen, um die lohenden Flammen, die aus Türen und Luken herausschlagen, sie selbst wie ihre lebenden Stützen mit dem Tode bedrohend; unbekümmert um den beißenden, stickenden Qualm, der in massigen Wolken aufsteigt. Auch unbekümmert um die schwirrenden Schrapnells, um die zischenden Artilleriegeschosse, die durch die Gassen schießen, im Krepieren einen weithin sich ausbreitenden Sprühregen glühender Eisenteilchen versendend, der rings in seinem Bereiche Angstgeschrei und schrille Jammertöne auslöst.

Und diese selben Menschen, denen zu gewöhnlichen Zeiten das Blut gestockt hätte bei diesen Lauten, bei diesem Schmerzensgeheul, beim Anblick der ineinander geknäulten bluttriefenden, zerfetzten Menschen, von denen oft nur noch der in toller Qual zuckende und schnellende Rumpf übrig war, diese selben Menschen haben jetzt weder Auge noch Ohr dafür. Sie stürmen durch Lachen noch warmen Blutes, sie schieben die verstümmelten, zerfleischten Körper von Freund und Feind zur Seite, überspringen sie, alles ohne ein Empfinden für die Leiden, die sie bereiten, ohne einen Gedanken an das Schicksal, das ihrer selbst harren, das ihnen schon die nächste Minute bereiten kann.

Nur vorwärts — vorwärts! — Nur so viele Gegner niederschlagen als möglich ist!

Ein unstillbarer Blutdurst glüht in ihnen, zerfrißt sie, die Vernichtungswut rast durch ihre Adern.

Und immer wieder von neuem lodern die Flammen des Hasses, der Empörung, des unbezähmbaren Racheverlangens. Von neuem, als den in die Kirche des Franziskanerklosters Eindringenden vom Ablaßkreuz der im Todeskampf gräßlich entstellte Prior entgegenstarrt, den die Unholde lebend an das Kreuz geschlagen und dann als Zielscheibe für ihre Schießübungen gebraucht hatten, zu denen sie eine Art Vogelflinte benutzt haben mußten, denn die Kutte wie der Körper des Unglücklichen wiesen hundertfache Spuren winziger Schrotkügelchen auf.

„Und unser Prior war ein Wohltäter der ganzen Gegend, auch der Mohammedaner, der einzige Arzt weit und breit, und wo immer ein Kranker nach ihm verlangte, war es auch mitten in der Nacht, im tiefsten Winter, er legte ohne Besinnen stundenweite Wege zurück, um ihm Hilfe zu bringen, ob er Mohammed, ob er Christus verehrte. Die Armen hat er gespeist, den Gesunden Arbeit und Erwerb geschafft, für ihre Kinder Werkstätten eingerichtet in unserem Kloster. — Wenn je ein Mann, so hätte er die Liebe und Verehrung aller verdient!"

So schloß der junge, durch die Insurgenten des Augenlichts beraubte Mönch, der den Truppen Aufschluß erteilte über die Vorgänge im Kloster.

Und abermals lodern die Flammen des Racheverlangens, als die Soldaten vier Meuterer halberstickt aus einem Dunghaufen ziehen, in den sie sich in feiger Furcht vergraben haben. Der ganzen Autorität eines zufällig hin-

zutretenden Stabsoffiziers bedarf es, um die Slawonier dem Urteilsspruch ihrer berufenen Richter zu erhalten.

Und wieder wird ein energisches Einschreiten der Vorgesetzten nötig, als es gilt, die Leute von der weitern Verfolgung der Bosnier abzuhalten, die sich in regelloser Flucht zu retten suchen, die Geschütze und den Train hinter sich lassend.

Steinherr selbst hat sich nur schwer entschlossen, auf die Verfolgung zu verzichten, aber Zenica ist nur eine Marschepisode, und vor ihm liegt die Wiederbesetzung von Sarajewo, die noch schwere Opfer kosten kann, und seine Kräfte sind empfindlich geschwächt. Nach einer oberflächlichen Schätzung haben ihm die Meuterer und das Gefecht gegen 4000 Mann gekostet.

In einer kurzen Ansprache sagt er das auch zu den Mannschaften, denen ein Rasttag angekündigt wird, den sie freilich großenteils zur Bestattung der Toten und zur Bergung der Verwundeten und Sterbenden benutzen müssen.

Die Transportfähigen werden in Sanitätswagen nach Brod zurückbefördert, wo ein Lazarett errichtet wurde, die übrigen bringt man in den wenigen, noch leidlich erhaltenen Gebäuden des nahezu gänzlich in Trümmern liegenden Städtchens unter. Mit der Pflege werden die christlichen Bewohner betraut, die sich in die Wälder und in die Tiefen des Bergwerks hatten retten können, jetzt aber nach und nach wieder in das Städtchen zurückkehren.

Als am frühen Morgen des folgenden Tages die Brigade abzieht, bleiben zum Schutze der Verwundeten und der Einwohner 800 Mann zurück, meist Leichtverwundete. Sie sollen Zenica gegen einen etwaigen zweiten Überfall durch streifende Insurgentenbanden schützen.

In Sarajewo.

Während vor Zenica Österreicher und bosnische Insurgenten verzweifelt rangen, sich von den Schauern des Kriegsschreckens durchrieselt ihre Geschosse zuschickten, während viele Hunderte wie unter einem Blitzstrahl niederbrachen, um nie wieder aufzustehen, viele andre Hunderte auf dem Felde schmerzgefoltert verbluteten, und das Städtchen selbst in Ruinen sank, wurden in Sarajewo prunkende Schaustellungen der neuen Königsmacht veranstaltet, denen freilich eine schlecht übergekleidete Schäbigkeit, etwas Talmigoldenes anklebte.

Am späten Abend eingelaufene Depeschen hatten die Vereinigung der serbischen und montenegrinischen Hilfsscharen mit der Südarmee gemeldet und die Vertreibung der österreichischen Besatzung aus mehreren kleineren Garnisonsorten. Diese freudigen Ereignisse wurden am anderen Morgen, zu frühester Stunde schon den Sarajewoern durch Maueranschläge kundgemacht, die die Überschrift trugen: „Sieg über die Österreicher!" Gleichzeitig wurden sie aufgefordert, ihrer Freude durch Beflaggen der Häuser in den Farben Bosniens, Serbiens und Montenegros Ausdruck zu geben und sich „recht zahlreich" an dem Dankgottesdienst zu beteiligen, der um 11 Uhr vormittags außerhalb der Stadt unter freiem Himmel abgehalten werden sollte.

Eine ganz kurze Spanne Zeit erst war verflossen seit dem Putsch, der Sarajewo und einen Teil des Landes in

die Gewalt der Aufständischen geliefert hatte, seit man unter der Botmäßigkeit einer nationalen Regierung stand, und trotzdem hatte sie vollauf genügt, um die Sarajewoer an den pünktlichsten Gehorsam zu gewöhnen, um ihnen klarzumachen, daß „auffordern" befehlen heißt und die Nichtbeachtung eines Befehls strenge geahndet wird.

Die türkischen Zeiten waren in verschlimmerter Form wiedergekehrt. Wer die Macht dazu besaß, und bis zu einem gewissen Grade besaßen sie alle Beamte, der tat, was ihm gefiel, und sprang mit der nicht beamteten Bevölkerung nach seinem Ermessen um.

Deshalb prangte die Stadt schon eine Stunde nach Erscheinen der Maueranschläge in reichem Flaggenschmuck, deshalb strömte gegen 11 Uhr fast die gesamte Einwohnerschaft zum Tedeum und zu der Truppenschau, die der König nach dem Gottesdienst über die aus der „Königsgarde" und andern „Elitetruppen" bestehende Garnison abhalten wollte. Deshalb durchbrausten, wie bei jeder Gelegenheit, jene endlosen „begeisterten" Hurras die Luft, auf die alle slawischen Blätter der Welt mit stolzer Genugtuung, alle deutschen und ungarischen aber in heller Entrüstung hinwiesen, während das übrige Europa lächelnd die Achseln zuckte, wie überhaupt zu der ganzen serbisch-bosnischen Farce.

In den Herzen der Sarajewoer sah es schon lange nicht mehr hurramäßig aus. Furcht, Schrecken, Zukunftssorge und Groll herrschten darin, denn die Habsucht der neuen Machthaber kannte so wenig eine Grenze wie ihre Willkür. Seit es keine öffentlichen Kassen, keine Depots mehr zu leeren gab, seit es unmöglich war, bei den Kreditinstituten weitere Zwangsanleihen zu erheben, hielten sich die Herren von der Regierung, die Behörden noch eifriger als bisher an das Privateigentum. Fast jeder Tag brachte das Aus-

schreiben einer neuen außerordentlichen Steuer, die sogleich und in der rücksichtslosesten Form beigetrieben wurde, und niemand war mehr seiner persönlichen Freiheit und seines Eigentums sicher. Die Fälle, wo Verhaftungen lediglich zu Gelderpressungszwecken und Haussuchungen vorgenommen wurden, bei denen die behördlichen Organe alles vorgefundene Bargeld, alle Wertpapiere und Gegenstände mit der Erklärung, es sei beschlagnahmt, einfach fortschleppten, häuften sich erschreckend, und es gewann mehr und mehr den Anschein, als wären Raub, Diebstahl und Erpressung der eigentliche Zweck des ganzen Aufstandes, als hätte man es gar nicht mit einer echten Volkserhebung zu tun.

Beschwerden waren zwecklos, sie wurden gar nicht angehört, höchstens mit ein paar unbestimmten Redensarten abgefertigt. Man mußte jede Unbill, jede Greueltat schweigend hinnehmen und fleißig Hurra rufen. Wem die Lust ankam, die beliebte Regierungsmethode einer Kritik zu unterziehen, den mahnte ein „im Interesse des Vaterlandes und der öffentlichen Ordnung" mitten auf dem Hauptplatz aufgerichteter Galgen an seine Pflichten als Bürger des neuen Königreiches Bosnien.

Selbst jene, die aus ehrlicher Überzeugung ihre Stimme gegen Österreich-Ungarn erhoben hatten, waren bereits zu der trostlosen Erkenntnis erwacht, daß der Fortbestand der gegenwärtigen Zustände das Land ruinieren, in eine Barbarei, ein Elend stürzen müßte, schlimmer, als man es je gekannt hatte. Sie schauten jetzt nicht minder sehnsüchtig nach Österreich aus als ihre politischen Gegner. Leider drang aber von dorther fast keine Kunde zu ihnen. Die Regierung hielt alle einlaufenden Depeschen geheim, die Stadt war für auswärtige Zeitungen gesperrt, die lokalen standen unter der schärfsten Zensur, Briefe und Depeschen

an Privatadressen wurden zu Hunderten von Amts wegen vernichtet, der Handels- und Personenverkehr zwischen den insurgierten Gebieten und der übrigen Welt hatte vollständig aufgehört. Man mußte sich mit Gerüchten begnügen, deren Wert nicht festzustellen war.

So wurde noch von beschlossenen Truppenanhäufungen in den Grenzgebieten gesprochen, als die Brigaden Steinherr, Szimanyi und Kopitsch bereits auf bosnischem Boden standen, selbst als das Gefecht bei Zenica längst beendet war.

Die Nachricht von der erlittenen Niederlage ging übrigens auch dem König und dem Kriegsminister erst nach ihrer Heimkehr von der Truppenschau zu.

Kapitän Metkovičs, jetzt Generalkapitän der bosnischen Garden, Inhaber des Regiments „Königsgarde" und Oberst-Intendant des Königlichen Hauses, war übrigens der einzige, der über diese Unglücksbotschaft nicht den Kopf verlor. Er hatte sie erwartet, hatte fortgesetzt vor einem offenen Kampf mit den Österreichern gewarnt, vorhergesagt, daß er mit einer gänzlichen Niederlage enden würde.

„Sire wollen die Gnade haben, die Minister zu berufen. Sarajewo muß noch heute abend geräumt werden, denn es ist sehr denkbar, daß die ersten Österreicher schon gegen Mitternacht hier sind."

Der König, weniger besorgt als ärgerlich und unbehaglich, verzog das Gesicht.

„Der Teufel hole die Bande! — Na, Metkovičs, arrangieren Sie die Sache nach Belieben, berufen Sie in meinem Namen die Minister und vertreten Sie mich bei der Sitzung — gebe Ihnen plein pouvoir."

„Wenn gnädigster Herr die persönliche Teilnahme zu ermöglichen vermöchten —"

„Geht nicht, die Abhaltung ist zu wichtig! — Und

wozu auch? Der Ministerrat wird in keinem Fall anders beschließen, als dem Generalkapitän Metkovičs genehm ist."

„Verzeihung, Sire, die Niederlage bei Zenica, die sich so leicht hätte vermeiden lassen, und die tolle Wirtschaft, die uns in Mißkredit gebracht, beweisen das Gegenteil. Nie hätte ein derartiges Treiben geduldet werden dürfen!" erwiderte der Generalkapitän ernst.

Der König hob und senkte die Schultern. „A la guerre comme à la guerre!" sagte er, die Augenbrauen hochziehend.

„Gewiß; nur leben wir mit Österreich-Ungarn im Krieg, nicht mit Bosnien, das wir beschützen sollen! Die Herren alle aber behandeln Sarajewo schlechter als eine eroberte Stadt, und ein solches Vorgehen wirft seine Schatten auch auf die Krone! — Ich habe Euer Majestät Aufmerksamkeit wiederholt darauf gelenkt —"

„Wenn Sie dagegen nichts ausrichteten, was sollte dann ich tun! — Übrigens kommen ja wieder ruhigere Zeiten, und dann vergessen sich diese Geschichten. — Wann ist unsre Abreise?"

„Ich würde für 7 Uhr stimmen, Sire."

„Das ist sehr früh!"

„Ich glaube nicht, Sire, daß es ratsam wäre, länger zu warten."

Nach flüchtigem Überlegen nickte der König: „Gut. — Wenn der Ministerrat geschlossen ist, lassen Sie sich bei mir melden. — Aber nur Sie, sonst will ich niemand sehen."

„Wie mein allergnädigster Herr befiehlt", antwortete Metkovičs.

Er war entlassen und ging, um die zur Berufung des Ministerrates und zur sofortigen Verlegung des königlichen Hoflagers erforderlichen Weisungen zu geben. Die Vor-

kehrungen dazu hatte er schon in der Nacht nach dem Putsch getroffen; wenn es sein mußte, unvorhergesehene Ereignisse es nötig machen sollten, konnte die Abreise schon in einer Stunde erfolgen.

Während Metkovičs die Reihe der Königsgemächer und die Korridore durchschritt, lag seine Stirn in schweren Falten, und mancher Gruß, den ein vorübergleitender Diener oder ein kleiner Hofbeamter ihm bot, blieb unerwidert, weil unbemerkt, und die Leute raunten heimlich: „Es muß etwas faul sein, der Generalkapitän bemerkt nicht einmal, wenn man ihn grüßt."

Und schlimm stand es wirklich. Wie die Sarajewoer das Verderben für ihr Land klar vor Augen sahen, das die neue Regierung gewissenlos heraufbeschwor, so sah er das Verderben für seine Sache voraus, für den Gedanken, dem er sein Leben, seine Kräfte gewidmet hatte. Ihn widerte das Treiben der Minister und der untergeordneten Behörden überdies auch persönlich an, aber er konnte ihm kein Ziel setzen, war trotz seines eifrigen Bemühens, Abhilfe zu schaffen, dagegen machtlos, denn der einzige, dem die Mittel zur Herbeiführung eines Wandels zu Gebote standen — der König — versagte gänzlich. — Warum? — Aus Gleichgültigkeit oder —! Er, den man in Paris hatte aus den Händen seiner Gläubiger lösen müssen, um ihm die Abreise zu ermöglichen, schwamm jetzt in Gold und warf es achtlos weg!

Er hatte kaum seine eigenen Zimmer wieder erreicht und war ans Telephon getreten, um in die Ministerien seinen Ruf im Namen des Königs ergehen zu lassen, als ihm der Reis ül Ulema gemeldet wurde.

Im Gesicht des alten Mannes lag ein Zug banger Besorgnis.

„Ich grüße dich, Herr," redete er den Generalkapitän an, und ich komme zu dir, um dich zu fragen, ob bei Zenica wirklich ein Treffen geliefert wurde, und ob es wahr ist, daß wir geschlagen wurden?"

Der Generalkapitän nickte stumm.

Eine kurze Stille trat ein, dann sagte der Reis ergeben: „Gott ist groß, mein Freund, wir müssen uns in seinen heiligsten Willen fügen! Er weiß, weshalb es so ist — wozu es so gut ist!"

„Ich wollte, wir wüßten es auch, wüßten, wozu Gott Menschen erschafft, wie die, mit denen wir uns herumschlagen müssen!" rief der Generalkapitän grimmig.

„So hohe Erkenntnisse sind unsrem armseligen Verstande verschlossen, Freund, unsre schwachen Sinne umhüllt der Staub der Erde. — Milovan Borosović ist mir begegnet — er redet ähnlich wie du, nur meint er die Leute von Sarajewo, die er der Undankbarkeit zeiht. Er behauptet, wir dürften das Bekanntwerden der Niederlage bei Zenica nicht abwarten, weil dann keiner mehr seines Lebens sicher wäre. Er ist ein Christ und kennt nicht die vollständige Ergebung in Gott!"

Daß auch der Reis ül Ulema sie nicht gänzlich beherrschte, bewies die jähe Röte, die über sein alttestamentlich geschnittenes Gesicht hinflog.

„Er mag recht haben", erwiderte Metkovičs, ein Lächeln unterdrückend, denn er durchschaute den Alten, las seine geheimen Gedanken.

„Wenn du so denkst — wirst du den König in Sicherheit bringen?"

„Das werde ich."

„Und die Minister, die geistlichen und weltlichen Würdenträger?"

„Darüber wird der Ministerrat beschließen, der um 3 Uhr zusammentritt."

Wieder trat ein kurzes Schweigen ein, dann sagte der Mohammedaner: „Als erster Präsident des Nationalkomitees werde ich an der Sitzung teilnehmen."

„Das steht bei dir, Vater Ibrahim."

Der Alte wollte dabei sein, um die Mitnahme der „geistlichen und weltlichen Würdenträger" zu sichern. Metkovičs durchschaute seine Motive, aber keine Macht hätte ihn zu der Trostspende bewogen: „Ihr alle dürft mit!" Er haßte die Heuchler, und Ibrahim heuchelte in diesem Augenblick eine Gottergebenheit, die ihm sehr fern lag.

So blieb der Reis ül Ulema bis zur Stunde des Ministerrats der Ungewißheit über sein nächstes Schicksal überlassen.

Die Sitzung verlief ziemlich glatt. Im allgemeinen waren alle Teilnehmer für die schleunigste Räumung der Stadt, und wenn dieser und jener Bedenken äußerte, so geschah es nur der Form zuliebe. Der Justizminister, der die Errichtung des Galgens auf dem Hauptplatz veranlaßt, hatte Sarajewo sogar schon geräumt und sich in die beschauliche Einsamkeit des Gebirges zurückgezogen.

Allein der General Andreano, der neue Stadtkommandant, trat mit Nachdruck für eine Verteidigung ein.

„Wenn wir feige das Feld räumen, werden wir uns nicht allein mit Schmach bedecken, es wird auch alles bisher geflossene Blut verloren sein. Die Bevölkerung fällt sofort ab, um zu den Österreichern überzulaufen!"

Metkovičs hob und senkte die Schultern, als er im höflichsten, aber auch im beißendsten Ton erwiderte: „Nach den bisher mit uns gemachten Erfahrungen kann man es

ihr nicht verdenken. — Übrigens halte ich diese Gefahr für wenig bedeutend. Gelingt Österreich-Ungarns Bezwingung, können wir es für immer aus Bosnien hinausdrängen, wie ich auch jetzt noch hoffe, so ist die Hauptstadt so wie so unser; unterliegen wir, so kann auch ihre Treue nichts helfen."

„Sehr richtig, ich stimme dem Herrn Generalkapitän vollkommen bei. Daß es die Garnison nicht mit drei Brigaden aufnehmen kann, ist sicher, und so entscheide auch ich mich für den Rückzug. Natürlich werden wir alle dem König ins Hauptquartier folgen, denn in so schwierigen Zeiten gehören die obersten Kronräte an seine Seite!" erklärte pomphaft der ehemalige Großexporteur und jetzige Finanzminister Milovan Borosović, der heimlich „der Millionär der letzten Tage" genannt wurde.

Selbst unter seinen Freunden und Kollegen fehlte es nicht an Böswilligen, die sich zuraunten, er hätte die Tage seiner Macht zu nützen verstanden und sein Vermögen seit dem Putsch mindestens vervierfacht.

Schon nach kaum halbstündiger Beratung war die Räumung der Stadt zum Beschluß geworden, und der Aufbruch des Königs und seines gesamten Gefolges für 7 Uhr abends festgesetzt. Das Regiment „Königsgarde" sollte die Bedeckung des Zuges übernehmen, der Auszug der übrigen Garnisonstruppen, deren Zahl sich auf ungefähr 12000 Mann belief, eine Viertelstunde später beginnen.

Der Finanzminister war mit diesen Bestimmungen nicht ganz einverstanden, die Reisestunde erschien ihm zu weit hinausgeschoben, „denn es ist wohl nicht ausgeschlossen, daß die Brigade Steinherr, hat sie unmittelbar nach dem Ge-

fecht ihren Marsch wieder aufgenommen, zum Teil noch vor 7 Uhr vor Sarajewo erscheint."

„Möglich," versetzte Metkovičs trocken.

„Ja — was dann?"

„Dann, mein Herr Minister, verläßt sich jeder, der den Österreichern aus dem Wege zu gehen wünscht, auf die Schnelligkeit der eignen Beine."

Die Rückkehr der Österreicher.

Vom Ministerrat weg hatte sich Metkovičs nach den Gemächern des Königs begeben, um den befohlenen Bericht über die gefaßten Beschlüsse zu erstatten. Er war die einzige Persönlichkeit, die jederzeit empfangen wurde, und sein Erscheinen, auch zu ungewohnter Stunde, nichts Seltenes. Heute aber trat ihm der erste Kammerdiener, ein aus Paris mitgenommener Franzose, der die Stelle des dort zurückgebliebenen Mirtičs bekleidete, mit verlegenem Lächeln entgegen.

Majestät befänden sich eben an der Tafel und hätten Damengesellschaft, rückte er zögernd heraus.

Des Generalkapitäns Stirnader schwoll. — Deshalb also war dem König die Teilnahme am Ministerrat unmöglich gewesen! — Kein Wunder, daß unter diesem Herrn das tollste, schamloseste Treiben sich breit machte.

„Wer ist bei Majestät zu Gaste — ich meine, wer die anwesenden Damen sind?" fragte er kurz, heftig, um dann gelassener hinzuzusetzen: „Oder ist die Namensnennung untersagt?"

„Durchaus nicht, Herr Generalkapitän — es sind Damen von der Wiener Operettengesellschaft, die Fräuleins Schuhinger, Riegast und Wallner."

„Na, dann können Sie mich getrost melden. Ich bin zu Majestät befohlen, und es ist dringend. — Und noch etwas, Bonville, wir verlassen noch heute abend Sarajewo,

die Abfahrt vom Konak erfolgt Punkt Sieben, und ich verlasse mich auf Sie wegen Vermeidung eines Aufenthaltes."

Der Kammerdiener verbeugte sich geschmeichelt.

„Ich werde mein möglichstes dazu tun, Herr Generalkapitän, leider ist das alles, was ich vermag."

„Ich weiß es, mein lieber Bonville."

Der Kammerdiener war noch nicht lange ins königliche Speisezimmer verschwunden, als des Königs Stimme durch die damastenen Türvorhänge in den Vorsaal drang: „Kommen Sie, Metkovičs!"

Er fand den König an der Tafel und in Gesellschaft zweier Adjutanten und der drei Operettensängerinnen, deren Gesellschaft schon seit Ende April im Sarajewoer Theater Vorstellungen veranstaltete. Die Stimmung war eine höchst animierte. Die Wangen glühten, die Augen brannten, und eine bildhübsche Blondine wiegte sich, in der einen Hand einen hochgehobenen Champagnerkelch, die andere auf des Königs Schulter gestützt, auf seinen Knien.

„Metkovičs, kommen Sie zum Abzug zu blasen?" rief ihm der Herrscher entgegen.

„Noch nicht, Sire —"

„Meinetwegen kann es jede Minute losgehen, die Lori und die beiden anderen Damen willigen ein, sich mit uns in die Berge zu verkriechen — als Samariterinnen natürlich!" und er brach in ein tolles Lachen aus.

Des Generalkapitäns ohnehin nicht sehr hell blickende Augen verfinsterten sich noch mehr, und er sagte ernst, so kurz wie es der Respekt vor dem Allerhöchsten nur gestattete: „Sire, ich bitte um die Gnade eines kurzen Gehörs unter vier Augen."

„Sie möchten Ihre Ministerratsgeschichten an den Mann bringen? — Nein, nein, mein Lieber, dafür danke

ich, habe von derlei gerade genug bekommen, seit Sie sich mir als Kronenhändler vorstellten! Es kommt doch nie viel Gescheites dabei heraus, und ich bin auch sicher, daß Sie nichts genehmigt haben, was nicht zweckentsprechend ist. — Die Schönheit und die Jugend sollen leben! — Hier, stoßen Sie an!" und der König schob ihm einen der überschäumenden Champagnerkelche zu, die Loris Kolleginnen eben kredenzten.

Der Generalkapitän sah steinern aus, als er den dargebotenen Kelch ergriff und an die der anderen klingen ließ, und als er ihn an die Lippen hob, netzte er sie kaum mit der perlenden Flüssigkeit.

Von neuem brach der König in ein unmäßiges Gelächter aus.

„Sehen Sie Metkovičs, den Mann der eisernen Pflicht an, meine Damen, er verschmäht den Sekt, gibt uns ein glänzendes Beispiel edler Mäßigkeit! — Sie Narr! Man lebt doch nur einmal, ist doch nur einmal jung! — Oder sind Sie gekränkt, weil ich dem Gesalbader der würdigen Herren Minister so bescheidenes Interesse entgegenbringe? Dann tun Sie mir doppelt leid!"

„Sire, es hat nicht in meiner Absicht gelegen, Sie mit einem ausführlichen Sitzungsbericht zu langweilen. Ich wollte aber den Entwurf zu einem Manifest unterbreiten, bestimmt, jede Mißdeutung der schnellen Abreise Eurer Majestät und der einstweiligen Verlegung des Regierungssitzes hintanzuhalten", erwiderte Metkovičs, so sehr es ihm widerstrebte, sich in Gegenwart der Operettensängerinnen über derlei Dinge zu äußern.

„Das heißt, ihr möchtet den Leuten weismachen, daß unsere Flucht keine Flucht ist, wohl aber eine sehr kluge Staatsaktion!" gab der König lustig zurück.

Und die blonde Lori, die seinen Hals umklammert hielt, immer heftiger auf den Knien wiegend, sang er:

„Hopp, Pferdchen, hopp!
Wir reiten im Galopp,
Wir reiten über Stock und Stein —"

Hier brach er jäh ab und rief dem mit noch fester aufeinander gepreßten Lippen dastehenden Generalkapitän zu: „Na, her mit dem Manifest! Ich unterzeichne den Unsinn unbesehen."

„Verzeihung, Sire, ich muß jedoch im Namen aller dringend bitten, daß Sie zuerst von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen geruhen. Wir alle sind verantwortlich —"

Der König stieß einen schrillen Pfiff aus, dann sagte er lachend: „Auf ein bißchen mehr oder weniger kommt's nicht an; wenn ihr alle eure — eure Transaktionen, wollen wirs nennen — verantworten wollt, dürfte es euch heiß werden!"

„Mit meiner Person, Sire, muß ich bitten gnädigst eine Ausnahme machen zu wollen. Ich bin in der glücklichen Lage, jeden meiner Schritte und ebenso jeden, der mit meiner Zustimmung geschehen ist, verantworten zu können. Vor Ihnen, Sire, und vor den Bosniern.

Und sich tief verneigend, legte er den Entwurf zu dem Manifeste vor den König hin, und verließ gegen alle Regeln der Etikette das Gemach, ohne entlassen zu sein.

Der Generalkapitän Athanasius Metkovičs durfte sich das erlauben. Er war in dem ganzen Regierungsapparate der einzige, der sich tatsächlich keinen Vorwurf zu machen hatte, jeden Augenblick Rechenschaft ablegen konnte über alle seine Handlungen, und sein Einfluß auf die Truppen, wenigstens auf die der Garnison von Sarajewo, war in diesen beiden Wochen zu einem ungeheuern geworden. —

Dem König mochte dieser rasche Abgang wohl auch etwas ungemütlich sein, denn nach einem kurzen, nervös klingenden Auflachen rief er: „Ein verrückter Bursch, dieser Metkovičs, nimmt alles gleich tragisch!" — Dann sich zu einem der Adjutanten wendend, sagte er: „Holen Sie ihn zurück, Oberst, er muß unter allen Umständen mit Ihnen gehen!" —

Eskortiert von der „Königsgarde" unter Führung ihres Inhabers Metkovičs hatten die Wagen des Königs und seines Gefolges kurz nach 7 Uhr die Stadt in südlicher Richtung verlassen, um eine Strecke weit draußen die Wagen der Minister, der Nationalkomiteemitglieder, hervorragender „Patrioten", die sich stark kompromittiert hatten, und den Wagen der Wiener Operettensängerinnen aufzunehmen. Auch der Reis ül Ulema befand sich im Zuge. Wie es offiziell hieß, begab er sich zum Volksheer, um den mohammedanischen Streitern die Verheißungen Gottes und seines Propheten zu verkündigen und so ihren Kampfesmut zu stärken für die heilige Sache des Vaterlandes.

In sehr gemäßigtem Tempo, als wäre von Eile keine Rede, bewegte sich der Zug den Höhen der Navna-Planina entgegen — Metkovičs hatte es so angeordnet, um die Abreise des Charakters einer Flucht zu entkleiden — und dadurch wurde es dem reitenden Boten, der hinter dem Zug einherraste, verhältnismäßig leicht, ihn einzuholen, als die Straße stärker bergan zu steigen begann.

Dieser Bote war ein Leutnant der Gardereiter, der eine soeben in Sarajewo eingelangte Depesche für den Generalkapitän brachte.

Ein Strahl des Triumphes überflog seine Züge, als er ihren Inhalt überflog. Dann riß er sein Pferd herum und

sprengte die Reihen seiner Reiter entlang bis an den Wagen des Königs.

Auf seinen Wink hielt dieser an, während er aus dem Sattel sprang.

„Sire," flüsterte er erregt in den Wagen hinein, „die Vorkehrungen zu einem allgemeinen Militär-Aufstand sind geschlossen, spätestens heute in acht Tagen wird er eine vollendete Tatsache sein und zugleich das Signal für eine Massenerhebung der Groß- und Allserben! Das bedeutet einen gänzlichen Wandel der Politik, das bedeutet für uns Serbiens ausgiebigste Hilfe und einen relativ leichten Sieg über Österreich! Von seinen slawischen Kronländern hart bedrängt, mit Ungarn in Feindschaft, wird es gegen uns nicht mit dem erforderlichen Nachdruck vorgehen können. Wie die Dinge im Innern liegen, ist es gezwungen, seine Streitkräfte bedenklich zu zersplittern, denn auch die Ungarn werden den günstigen Zeitpunkt benützen, um von den bisherigen Scheingefechten zu energischen Angriffen vorzugehen. — Ich beglückwünsche Eure Majestät!"

„Hoffen wir, daß Ihre guten Wünsche in Erfüllung gehen, Generalkapitän! — Jedenfalls wäre es höchst angenehm, wenn wir nicht lange in Ihren Bergen zu nisten brauchten. Wird eklig langweilig werden! Ein Glück, daß wenigstens drei nette Mädel mitmachen!"

Metkovič wendete sich mit kurzer, jäher Bewegung zu seinem Pferde zurück. Allemal beschlich ihn wieder das nämliche Gefühl des Widerwillens und Zorns, wenn er des Königs Geist in den wichtigsten Augenblicken immer wieder ab- und zu nebensächlichen, nichtigen Dingen überspringen sah.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Abreise des Königs, seiner Minister und sonstiger

Würdenträger war in Sarajewo nicht unbemerkt geblieben und regte allerlei Vermutungen an, die sich bald zu Gerüchten verdichteten. Die Leute raunten sie sich aber nur ganz leise zu, und nur solchen, deren sie durchaus sicher waren, denn Gewisses wußte niemand, und die „Befreier" konnten möglicherweise morgen schon wiederkehren. Erst, als gegen acht Uhr der Auszug der übrigen Garnisontruppen seinen Anfang nahm, und man sie die gleiche Richtung einschlagen sah wie den König, wagte die Stadt ein kräftigeres Aufatmen, wandelten sich die unbestimmten Vermutungen in die Überzeugung, daß die Österreicher im Anmarsch begriffen seien.

Und nun ging ein Freuen durch die Hauptstadt, ein Lachen und ein Spotten! — Ihren König an der Spitze, waren die kühnen Nationalhelden samt ihrem Volksheere kurzer Hand ausgekniffen vor dem geschmähten Feind, und man durfte hoffen, die „Befreier, die Kämpfer für den nationalen Gedanken, die nationale Größe" für immer losgeworden zu sein!

Aber nicht lange, so wurden die geschwätzigen Zungen wieder stille, die Mienen der Menschen wieder bedrückt und sorgenvoll. Die einen war man los geworden — aber die anderen, die Österreicher, was stand von ihnen zu erwarten! — Würden auch sie zur Strafe dafür, daß Sarajewo seinem neuen, nationalen Herrn anfänglich aus tiefem Herzen zugejubelt, eine Schreckensherrschaft einführen?

Die Sarajewoer hatten kein gutes Gewissen.

Und ihre Besorgnisse steigerten sich mit jeder Stunde. Die gesamte Kaufmannschaft der Stadt trat noch zu sehr später Stunde zu einer Beratung über die erforderlichen Maßregeln zusammen, und es wurde beschlossen, den Österreichern eine Deputation entgegenzuschicken. Sie sollte den

Höchstkommandierenden der treuen Ergebenheit Sarajewos im allgemeinen und der der Kaufmannschaft im besondern versichern, zugleich auch um seinen Schutz bitten. — Ähnliche Beschlüsse faßten die Gewerbetreibenden und sogar die Stadtverwaltung, deren Mitglieder in der Nacht des Putsches am lautesten gerufen hatten: „Nieder mit Österreich!" — „Es lebe König Georg von Bosnien!"

Die einzigen, die den kaiserlichen Truppen in unvergällter Freude, in Ruhe entgegensahen, waren die Katholiken, von denen sich kaum ein Prozent an dem Putsch der Nationalen beteiligt hatte. — Was es an Laub, Reisig und Blumen zu erraffen gab, wanden sie zu Kränzen, um ihre Häuser damit zu schmücken, und als ihr Kirchturmwächter gegen 3 Uhr morgens das ferne Aufsteigen mächtiger Staubwirbel meldete, als ein dumpfes Rollen und Dröhnen, wie weitab grollender Donner hörbar wurde, zogen sie dem nahenden Militär entgegen.

Es war eine Stunde später, als die Geschütze der als erste in die unverteidigte Stadt einziehenden Brigade Kopitsch durch die Straßen rasselten.

Nach wieder einigen Stunden zog Szimanyi ein, den die Kunde von dem bei Zenica stattgehabten Gefecht und die von der Räumung der Hauptstadt unterwegs erreicht hatten. Gegen Abend endlich folgte Steinherr, der auch die gefesselten Meuterer mit sich führte, soweit ihre Festnahme gelungen war.

Die Wiederbesetzung von Sarajewo hatte keinen Tropfen Blut gekostet, nicht ein Schuß war gefallen, die Truppen hatten selbst einen warmen, teilweise einen jubelnden Empfang gefunden.

Laute Grüße wurden ihnen zugerufen, und sie hatten auf dem Hauptplatz und in den dazu geeigneten Straßen

kaum ihre Zelte aufgeschlagen, als ihnen von allen Seiten Lebensmittel und Getränke zugetragen wurden. Viele erboten sich sogar zur Aufnahme von Soldaten in ihre Häuser. Freilich war dieses liebevolle Entgegenkommen nicht bei allen der Ausfluß reiner Freude, es steckte auch ein gut Teil Schlauheit und Heuchelei dahinter, die gute österreichische Gesinnung zeigen wollte, um jeden Verdacht einer Beteiligung an den revolutionären Vorgängen zu verhüten.

Auch die Deputation der Kaufmannschaft, die Steinherr auf dem Marsche zurückgewiesen und für den andern Mittag bestellt hatte, zeigte sich von dem Streben beseelt, ihm im Kleide der Unschuld zu erscheinen.

Ihr Sprecher Ahmed, der Senior der Sarajewoer Kaufmannsgilde, sagte in seiner Ansprache:

„Herr, als Gesandter des zweiköpfigen Aars, der mit seinen weitgebreiteten Schwingen viele Länder beschirmt, hast du die Macht, uns niederzutreten und verbluten zu lassen unter deinem Fuße. Wir glauben und hoffen aber, daß der hohe General des großmächtigen Kaisers von Österreich, der so gerecht ist wie die Engel Gottes, scharf unterscheiden wird zwischen Schuld und Schein.

Das bosnische Volk hat sich nicht erhoben gegen deinen Herrn, unsern Kaiser, den es liebt und ehrt, nicht gegen Österreich, das es gleichfalls liebt, das die Sonne seiner Gerechtigkeit gleichmäßig ausstrahlt über alle Bürger des Landes. Es hat sich erhoben wider die Ungarn, denn sie liebt es nicht und sie fürchtet es. Die Worte, die der Magyar spricht, fließen schön über seine Lippen, aber sie dringen nicht aus seiner Seele. Er nennt die Slawen, die in seinem Lande leben, Brüder und würgt sie ab wie der Wolf die Schafe. Er raubt ihnen ihre Schulen, ihre

Sprache, sie sollen verlernen zu ihrem Gott zu sprechen in den Lauten ihres Volkes, sie sollen aufhören Slawen zu sein und Magyaren werden, was sie doch niemals können. — Und wie sie die Slawen vergewaltigen, so vergewaltigen sie, Herr, auch deine Brüder, die Deutschen! Sie sind ein ungetreues Volk.

Solange der österreichische Adler uns schützte, schliefen wir getrost, denn wir wußten uns sicher; als die Ungarn aber mit Pfeilen nach ihm schossen, um allein zu herrschen über sich selbst und über uns, da preßte die Furcht auch uns die Waffen in die Hand!"

„So legt sie beruhigt wieder dorthin, wo ihr sie hergeholt habt, denn es heißt auch heute noch Österreich-Ungarn, und dieser Name wird erhalten bleiben. — Alles weitere, was ihr zu wissen braucht, wird euch meine Proklamation sagen, die in den nächsten Stunden zum Anschlag gelangt. Wenn ihr euch daran haltet, wird euch kein Haar gekrümmt werden", antwortete General Steinherr ruhig und neigte entlassend den Kopf.

Die Audienz war zu Ende.

Besondere Befriedigung hatten die Kaufleute aus Steinherrs Antwort nicht gezogen. Sie war sehr kurz und sagte nichts, und aus der Proklamation, die zwei Stunden später schon an allen Straßenecken zu lesen war, zog auch niemand Befriedigung.

Steinherr, der schon unterwegs sein Beförderungsdekret zum Divisionär und Kommandierenden von Sarajewo in der Tasche gehabt, sagte darin mit militärisch kurzen Worten: daß bis zur Wiederherstellung der alten Ordnung alle Militär- und Zivilgewalt von ihm ausgeübt würde, und daß jedermann, der sich irgend welcher politischen Umtriebe schuldig mache, die Insurgenten und ihre Anhänger, in

welcher Weise es auch wäre, unterstütze oder aber ihnen bei sich Unterstand gewähre, ja selbst nur Beziehungen zu ihnen unterhalte, Waffen, Munition, Kleidungsstücke oder Lebensmittel liefere, es sei unentgeltlich oder gegen Bezahlung, nach militärischen Gesetzen abgeurteilt und mit mindestens fünf Jahren schweren Kerkers, unter Umständen selbst mit dem Tode bestraft werden würde.

Diejenigen Personen dagegen, die sich der vorgenannten Handlungen enthielten und ruhig ihrer beruflichen Tätigkeit nachgingen, hätten nichts zu fürchten und würden bei ihm, dem General und Landeskommissär, jederzeit Schutz finden gegen etwaige Übergriffe und Rechtsbeschneidungen.

Untersagt wurden ferner bei schwerer Strafe: alle öffentlichen Lustbarkeiten, alle Versammlungen, alle Märkte, ausgenommen die für Lebensmittel, das Tragen von Waffen und das Zusammenstehen von mehr als drei Personen auf offener Straße. Alle Kaffeehäuser, Restaurants usw. mußten Punkt 10 Uhr abends geschlossen und durften vor 6 Uhr morgens nicht wieder geöffnet werden. Die Zeitungen und alle sonstigen Druckwerke wurden neuerdings unter strenge Zensur genommen; Berichte über die Vorgänge im Lande, wie über die Bewegungen der kaiserlichen Truppen und des Volksheeres wurden aber nicht verboten.

Einen noch tiefern Eindruck als die sehr ernste Sprache der Steinherrschen Proklamation und der Verbotsliste machte es, als zwei Tage danach die meuternden Slawonier, im ganzen 65 Mann, auf dem Hauptplatz in Reih und Glied aufgestellt und nach Verlesung des kriegsgerichtlichen Urteils erschossen wurden. Manch einer mag heimlich die Faust geballt haben, nach außen aber drang keine Mißfallensbezeigung. Sarajewo war und blieb vollkommen ruhig. —

In den maßgebenden Kreisen von Wien und Budapest gab man sich trotzdem keiner Täuschung hin über den Ernst der Lage, ebensowenig in denen von Szegedin, wohin das Landesschutzkomitee seinen Sitz verlegt hatte. Hatte der „König" mit seinen Räten, hatte die Garnison auch die Flucht ergriffen vor den anrückenden Österreichern, war die Haltung des Volkes auch überall da, wo österreichisches Militär im Orte selbst oder in dessen Nähe lag, eine tadellose, so durfte der Aufstand doch noch lange nicht für beendet angesehen werden.

Von der ungarischen und slawonischen Grenze bis gegen Sarajewo zu befand sich das Land zwar wieder in der Gewalt der kaiserlichen Truppen, war es von den Insurgenten ziemlich frei, dafür aber standen sie im Süden und Osten um so dichter, auch in den Bergen um die Hauptstadt. Wie es hieß, wimmelten die Romania- und die Ravna-Planina, die Jakovira und die Trescavica-Planina von Soldaten des Volksheeres und von serbischen Freiwilligen. Tatsache war, daß sie alle Übergänge und Straßen besetzt hielten, so daß man jeden Postverkehr einstellen mußte.

Voraussichtlich ging man einem langwierigen und wechselreichen Kleinkrieg entgegen, der nicht allein beträchtliche Menschen- und Geldopfer fordern, sondern auch die wirtschaftlichen Interessen der Gesamtmonarchie schwer schädigen würde, was bei den ohnehin schon seit Jahren sehr gedrückten Geschäftsverhältnissen doppelt schlimme Folgen nach sich ziehen mußte.

Dazu kamen die fortwährenden Unruhen unter den Tschechen Böhmens und Mährens und unter den übrigen Slawen. Auch unter den ungarischen, die sich nicht mehr mit einer herausfordernden Haltung begnügten, bald hier,

bald dort zu Tätlichkeiten übergingen, deren Objekte die Magyaren und die Deutschen waren. Auch die Kroaten, deren Vertreter im Parlament sich einstimmig zugunsten der ungarischen Unabhängigkeit erklärt hatten, kehrten jetzt wieder ihren alten Magyarenhaß heraus. Ihre Zeitungen redeten eine sich stets verschärfende Sprache und zur Entwicklung des Landesschutzheeres trugen sie kaum bei, weder durch Geldsendungen, noch durch die Stellung von Freiwilligen. Wohl aber traten verschiedentlich, wie auch unter den ungarischen Serben, sehr deutliche Anzeichen revolutionärer Umtriebe zutage, und wenn manche Kenner der Verhältnisse behaupteten, sowohl die Kroaten als auch die Serben rüsteten heimlich gegen Ungarn, so wagte man schon nicht mehr, es ohne weiteres in das Reich der Fabel zu verweisen.

Und diesen bedenklichen Erscheinungen stand die nur teilweise noch anerkannte königliche Regierung ebenso machtlos gegenüber wie das separatistische Landesschutzkomitee, das seine Besorgnisse schließlich zur Einberufung eines außerordentlichen Reichstags nach Szegedin bewog, der binnen einer Woche zusammentrat. In Budapest folgte man diesem Beispiel schon nach wenigen Tagen und berief auch dorthin einen außerordentlichen Reichstag, der Welt ein seltenes Schauspiel innerer Zerfahrenheit und Auflösung bietend.

In Cisleithanien aber wurde mobilisiert, wenn auch nicht ohne manche Schwierigkeiten und Mißerfolge. Viele slawische Reservisten und Landwehrpflichtige warfen den Einberufungsbefehl einfach ins Feuer und blieben ruhig, wo sie eben waren, bis sie mit Gewalt geholt und nach ihrem Sammelplatz gebracht wurden. Eine noch größere Anzahl aber entzog sich durch die Flucht der zwangsweisen Ein-

reihung in die Regimenter und blieb zunächst unauffindbar. Bei den Magyaren ereigneten sich direkte Gehorsamsverweigerungen nur vereinzelt, alle Dienstpflichtigen brachte man aber auch nicht zusammen, denn viele Einberufungsbefehle erwiesen sich als unbestellbar — die Betreffenden standen beim Landesschutzheer.

Dabei verschlechterten sich die allgemeinen Verhältnisse fast von Tag zu Tag. Die Börse kam aus der Panik nicht mehr heraus, die Kurse waren in einem unaufhörlichen Aufwärts- und Abwärtsschnellen begriffen, die Geschäfte stockten fast vollständig, die Zahl der entlassenen und gekündigten Arbeiter schwoll unheimlich an, und es konnte der Tag nicht mehr fern sein, wo Millionen Menschen nach einem Bissen Brot schreien würden, wie es gegenwärtig schon viele Hunderttausende taten.

Diese traurigen Zustände aber nützten die Sozialdemokratie und die Internationale zur Entwicklung einer rastlosen, einer heftigen Agitation aus. Ihr Feldgeschrei lautete: „Vor allen Dingen: Aufteilung des gesamten Großgrundbesitzes in beiden Reichshälften, Aufteilung aller Privatvermögen von über 5000 Kronen! — Wir brauchen keine Kapitalisten, keine Rentner, sie sind ohnehin nur die Schmarotzer, die Giftpilze der menschlichen Gesellschaft! Arbeiten, sich ihren Lebensunterhalt verdienen sollen sie, wie wir anderen es auch müssen!“

Tschechische Patrioten.

Die Kunde von den Vorgängen bei Zenica hatte bei den slawischen Völkerschaften, besonders aber bei den Tschechen, den freudigsten Widerhall geweckt. Man war stolz auf die „braven Slawensöhne, die lieber den Tod erlitten, als einen Brudermord begangen hätten", man rühmte sich ihrer „echt nationalen Tat von edelster Selbstlosigkeit", man erschien sogar in Trauerkleidung zu Ehren der „Märtyrer von Zenica".

Und auch von noch drastischeren Kundgebungen seiner Gesinnungen und Empfindungen ließ man sich durch keinerlei Bedenken zurückhalten. So wurden in Prag unter den Fenstern der Behörden, unter denen des Statthalters und des Stadtkommandanten Hochrufe ausgebracht auf das bosnische Revolutionsheer, auf die Könige von Bosnien und Serbien, auf die „Opfer von Zenica". In den rauhen Lauten der tschechischen Sprache gellte es durch die Straßen: „Nieder mit Österreich! — Nieder mit den österreichischen Henkern!" Radikale Abgeordnete beantragten in der Landtagssitzung sogar eine Depesche an den König von Bosnien, den „edlen Sproß von slawischem Fürstenstamm", in der ihm selbst, dem bosnischen Volksheer und allen bosnischen Patrioten „die wärmsten Sympathien und die innigsten Wünsche" der Böhmen tschechischer Nation ausgedrückt wurden.

Und an diesen Ausschreitungen beteiligte sich nicht allein

das von den Nationalen seit langem systematisch verhetzte Volk und die skandalsüchtige studierende Jugend — auch das Bürgertum, akademisch gebildete Männer, die sich ihr Wissen größtenteils an deutschen Universitäten geholt, die Lehrerschaft, die jungtschechischen Abgeordneten und selbst einige Magnaten taten mit.

Die berüchtigte polizeiliche Langmut brach aber nicht. Nur wenn die antideutschen Kundgebungen offen in antidynastische übergingen, schritt die Polizei milde ein. Die hochverräterischen Ruhestörer wurden wie Märtyrer behandelt. Am 16. Juni kam es so weit, daß Militär aufgeboten werden mußte zum Schutze des deutschen Konsulates, das von diesem Tage an ständig unter Bewachung blieb.

An diesen Zuständen hatte sich noch nichts geändert, als am 23. Juni die ersten Wetterstrahlen niederfuhren. Wegen seiner antidynastischen Haltung wurde der Landtag aufgelöst, der Kaiser verweigerte der vom Reichsrate genehmigten Vereinigung Mährens mit Böhmen, dem Dualismus des erweiterten Königreiches mit Österreich die Sanktion.

Die Tschechen waren in Ungnade gefallen!

Der ersten Bestürzung über den gänzlichen Zusammenbruch ihrer hochgespannten Erwartungen folgte bei den Tschechen eine kaum jemals dagewesene Erbitterung, ein Ausbruch sinnloser Wut. Gegen die verschiedensten Persönlichkeiten wurden Verdächtigungen und Anklagen erhoben, am lautesten, heftigsten gegen den Statthalter, der zwar selbst ein Tscheche, aber mit einer Wiener Komtesse von deutschem Blute verheiratet war. Binnen wenigen Stunden gewann Prag das Ansehen einer Stadt, in der jeden Augenblick das Wüten eines Aufruhrs losbrechen kann.

Die abgedankten Landtagsabgeordneten von gestern

entwickelten in der Massenaufreizung eine unglaubliche Rührigkeit und Phantasie. Lärmende Umzüge mit den obligaten Skandalszenen als Einlage wurden veranstaltet, Volksversammlungen einberufen, in der die „unerhörte Vergewaltigung der tschechischen Nation", die außerordentliche Gefahr, „in der das Vaterland schwebe", in der gehässigsten Weise dargestellt, in den grellsten Farben gemalt wurden. Und so oft ein Redner die Tribüne verließ, erhoben die Zuhörer unter tobendem Geschrei Protest gegen den Gewaltmißbrauch, als dessen unschuldige Opfer sie sich fühlten, brüllte die gesamte Versammlung: „Nieder mit Österreich — nieder mit den Deutschen!"

Bei einer solchen Versammlung in der königlichen Weinberge schloß der Jungtscheche Dr. Sžribek seine Rede mit der Aufforderung: „Tschechen, helft euch selbst! — Wer von allen verlassen ist, wessen Rechte mit Füßen getreten werden, dem bleibt nur ein Rettungsmittel — die Selbsthilfe!" —

Er gehörte zu jenen Ultra-Tschechen, die ihr Land mit einer chinesischen Mauer umbauen möchten, damit kein Hauch deutscher Gesittung eindringe.

In dem heillosen Lärm, der dem Sžribekschen Vortrag folgte, rief eine grollende Stimme: „Zum Statthalter! Er hat uns verraten, er hat die Sanktion hintertrieben; so soll er uns auch Rede stehen, sich verantworten!"

Und sofort heulte es hundertstimmig: „Zum Statthalter! — Zum Statthalter!"

„Bravo, Leute, das ist ein mannhafter Entschluß! Festhalten an seinen Forderungen, nicht unterducken, darauf kommt alles an. Wenn das Volk zusammensteht, ist es unüberwindlich, kann ihm keiner Gesetze vorschreiben!" erklärte Dr. Sžribek seinen Beifall.

Die nachfolgende Aufforderung, eine Deputation zu

wählen, Männer, die den Mut hätten, an hoher Stelle „Wahrheitsworte" zu reden, kam jedoch zu spät, die Anwesenden hörten nicht mehr darauf.

Unter dem unaufhörlichen Geschrei: „Zum Statthalter!" schoben und drängten sie ins Freie, und ein gewaltiger Menschenstrom, der unterwegs immer wieder Zuflüsse aufnahm, wälzte sich nach der Prager Kleinseite.

Die Exzedenten trafen sämtliche Eingänge zur Statthalterei fest verschlossen, das Gebäude selbst von Polizisten umzogen, die ihnen zwar die Revolver entgegenhielten, im übrigen aber recht freundschaftlich mit ihnen verkehrten.

„Macht's kane Dummheiten, geht's ham, die Draguner kummen, san's schun telephunisch b'stellt, und wann's euch dawischen, kennt's Blut euriges aufschlecken!" hieß es gemütlich.

Diese gutgemeinte Warnung verschlimmerte jedoch das Übel, die Wut der Menge stieg ins Schrankenlose, kehrte sich selbst gegen die so liebevoll ihres Amtes waltende „Polizei".

Was — Dragoner? Das fehlte noch! — „Ane sulchene Bagaschi!" — den um ihre alten unverbrüchlichen Rechte kämpfenden Tschechen zum Schutze der Landes- und Volksverräter Militär in den Weg zu werfen! Das brauchte man sich nicht gefallen zu lassen!

Angeführt von Dr. Sžribek, der mit etlichen Komiteeherren auf Umwegen der Menge vorangeeilt war, warf sich ein Haufe von etwa hundert Mann unter wütendem Geschrei gegen das Haupttor des Statthaltereigebäudes. Stand hielt es dem Anprall, aber es erzitterte krachend in allen seinen Fugen. Andere schlugen die Fenster im Erdgeschoß ein, kletterten in die Bureauräume, wieder andere rissen die abwehrenden Polizisten zu Boden und

mißhandelten sie, ohne der Revolverkugeln zu achten, die der eine und der andere in das unheimliche Menschengewirr hineinpfeifen ließ.

„Eins! — zwei! — drei!" kommandierte Sžribek.

Und wieder ächzten, knarrten, bogen sich die schweren Torflügel unter dem ungeheuren Druck der sich dagegenstemmenden Menschenleiber — sie richteten trotzdem wieder nichts aus.

„Eins! — zwei! — drei!"

Ein dritter Ansturm — ein furchtbares Krachen und Poltern — ein hundertfacher Aufschrei. Das Tor war niedergebrochen, die Stürmenden fielen und kollerten über, zwischen die Trümmer; was hinter ihnen gestanden, flutete rücksichtslos über sie weg, hinein in das Gebäude.

Die aufgebotene Polizeimannschaft, von der überdies viele bereits kampfunfähig waren, vermochte nichts auszurichten gegen die nach Tausenden zählende rohe Menge, hatte wohl auch nicht den ernsten Willen zu energischem Vorgehen gegen den rabiaten Bruder Tschech.

Da erdröhnte das Straßenpflaster unter den Hufen galoppierender Pferde. Es erhob sich ein wahnsinniges Geschrei, ein verderbenbringendes Drücken und Pressen entstand, nutzlos obendrein, denn wer mitten in diesem verworrenen Knäuel steckte, für den gab es kein Entrinnen vor den von zwei Seiten heransprengenden Dragonern, die, den Säbel geschwungen, alles niederritten, was nicht flink weichen wollte oder konnte.

„Anhalten!" — „Den Säbel hinein!" — „Wollt ihr eure Brüder morden?" — „Denkt an die Edlen von Zenica!"

So schrie und heulte es von allen Seiten den Reitern entgegen.

Diese aber dachten an den geleisteten Fahneneid und an den Rock des Kaisers, der sie schmückte.

Nach einer halben Stunde war es vor der Statthalterei still und öde, war kein „Protestierender" mehr zu sehen, ausgenommen die Toten, Verwundeten und jene, die im Gedränge das Bewußtsein verloren hatten, und das waren zumeist Weiber. Sie alle wurden von der Nachlese haltenden Sanitätswache in die Spitäler verbracht.

Der noch sehr junge Rittmeister, der die Säuberung des Platzes geleitet hatte, kommandierte jetzt die halbe Eskadron zur Durchsuchung des Gebäudes, in dem noch viele Exzedenten vermutet wurden.

Leer und öde lagen die schon seit Stunden geschlossenen Amtsstuben, leer und öde war auch des Statthalters Privatwohnung, unheimliches Schweigen ringsum, nichts, was die Nähe lebender Wesen verkündigt hätte. Sollten sämtliche Hausbewohner geflohen sein vor den Eindringlingen? — Das war doch kaum anzunehmen. Und wo war der Statthalter selbst? Er hatte auf seinem Posten ausgeharrt, das war sicher. Von innerer Unruhe getrieben, wendete sich der Rittmeister mit seinen Leuten nach einem langen Korridor, an dessen anderem Ende das Arbeitszimmer lag.

Vor der Tür stand eine weiße Gestalt, die sich in dem hier herrschenden Zwielicht nur allmählich zu der eines hell gekleideten jungen Mädchens entwickelte. Die Arme weit ausgebreitet, als wollte es jedem den Zutritt wehren, stand es davor und machte auch beim Erscheinen der Soldaten keine Bewegung. Das Gesicht blutlos, die Augen weit aufgerissen und mit wirrem Ausdruck starrte es den jungen Offizier an, der plötzlich zurückwich und entsetzt herausstieß: „Fanny! — Um des Himmels willen, was ist geschehen!?"

Er bekam als einzige Antwort ein hohl klingendes: „Zurück!"

Wie gebannt stand der Rittmeister, er fand keine Erklärung für diesen Auftritt.

„Aber, Fanny — ich werde doch eintreten dürfen bei deinem Papa — dein alter Vetter Fred! —"

„Zurück — hier tritt keiner mehr ein!"

Es war der nämliche dumpfe, hohle Ton, in dem sie schon vorhin gesprochen hatte.

„Aber ich — ich —"

„Ich kenne Sie nicht. — Keinen Schritt näher oder —" und in des Mädchens Hand blitzte ein kleiner Dolch. Der Statthalter, des Offiziers Vaterbruder, hatte sich gewöhnlich anstatt eines Papiermessers seiner bedient.

Sie war irre geworden — wahrscheinlich infolge eines heftigen Schreckes —, sie kannte nicht einmal ihn, den sie seit Jahren tagtäglich gesehen hatte! — Schreckliche Szenen mußten sich hier abgespielt haben — die Fanny war von jeher ein starkes Mädchen gewesen. Eiskalt durchrieselte es den Rittmeister.

Einige rasche Schritte, eine flinke Armbewegung, und er hatte die Hand mit dem Dolche gefaßt. „Fanny, Cousinchen," bat er überredend und neigte das Gesicht dicht zu ihr, „sieh mich doch nur genau an, wir sind ja die besten Freunde, sind nahe Verwandte — du wirst mir gewiß nicht verwehren, bei meinem Onkel einzutreten —"

Ein grelles, nervenerschütterndes Auflachen. — Dann: „Er will beim Onkel eintreten! — Da, tritt ein, Bestie!"

Ein Ruck, und sie hatte ihre Hand aus seinen Fingern befreit und mit einem zweiten Ruck die Tür aufgerissen und so heftig zurückgeschleudert, daß sie krachend gegen die Wand polterte.

„Da! — da!" gellte das Mädchen und wollte sich mit hochgehobenem Dolche auf ihn stürzen.

Aber der Wachtmeister, der in Fannys Mienen deutlicher gelesen als sein furchtbar erregter Vorgesetzter, sprang herzu und riß ihren Arm nieder, entwand ihr die Waffe.

Von alledem hatte der Offizier nichts bemerkt. Regungslos, lautlos, von Entsetzensschauern geschüttelt, stand er an der Schwelle des Arbeitszimmers und schaute unverwandt auf den Statthalter nieder. Er lag auf dem Fußteppich — in einer Blutlache — mit klaffender Schädelwunde, aus der das Gehirn hervorquoll! — Das linke, ausgerissene Ohr war mit der Klinge eines Federmessers an seine Brust geheftet — ein grauenvoller Anblick!

Von dem Wachtmeister festgehalten, schlug die Tochter des so schmählich Ermordeten wie rasend mit den Armen um sich, unter lautem, wahnsinnigem Kreischen. Der alte Soldat war aber auf seiner Hut, es gelang ihr trotz der verzweifeltsten Anstrengungen nicht, sich zu befreien.

Diese Schurken! — Einen Mann so hinzuschlachten, der alles — alles aufgeboten hatte, um den höchsten Herrn den Wünschen des Volkes geneigt zu stimmen, Böhmen die gleiche Unabhängigkeit zu erwirken, deren sich Ungarn schon seit fast einem halben Jahrhundert erfreuen durfte! — Die Schurken!

Inzwischen hatte der Wachtmeister zwei Soldaten zu Wächtern der Wahnsinnigen bestellt und trat jetzt dicht an seinen Vorgesetzten heran.

„Kommen Sie, Herr Rittmeister — zu helfen ist ja doch nicht mehr!" sagte er in mühsam bewahrter Ruhe. Dann schaute er um und rief hinter sich: „Klapka, die Tür zumachen und von außen zusperren. Der Schlüssel wird mitgenommen."

Der gerufene Dragoner trat herzu, der Offizier ließ sich von seinem Untergebenen widerstandslos von der Schwelle zurückziehen. Er war wie entgeistert, seiner selbst nicht mächtig, unfähig zum Wollen, zum Denken.

„Die Lebendigen habens Vorrecht, Herr Rittmeister, ihnen kann noch geholfen werden. Wir wollen lieber nachschauen, was aus Ihrer Exzellenz geworden ist und allen denen, die ins Haus gehören", redete ihm der Wachtmeister zu.

Und diese Erinnerung brach den Bann des Entsetzens, der sich über den Offizier gelegt hatte, brachte ihn wieder zu sich selbst.

Ja, die Tante! — Wo war sie, wo war Cousine Marietta —?

„Haliczek," sagte er aus rauher Kehle zu dem Wachtmeister, „wir teilen uns. Sie durchsuchen mit der einen Hälfte der Leute das Haus nach unten, ich mit der anderen nach oben. Entkommen darf keiner von denen, die wir etwa aufstöbern! — Und ihr, wendete er sich zu den beiden Dragonern, die das geistesgestörte Mädchen zwischen sich hielten, „ihr führt die Komtesse hinunter und in ein Bureauzimmer. Haltet sie gut im Auge, seid aber nicht grob."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Er durfte ohne Sorge sein, die Burschen betrachteten die Unglückliche in teilnehmender Scheu.

„Vorwärts, Leute — blank gezogen und niedergeschlagen, was sich zur Wehr setzt!" kommandierte der Offizier, sich an die Spitze seiner Abteilung setzend.

Die Razzia begann.

Nach ungefähr einer bangen, an traurigen Entdeckungen reichen Stunde formierten sich die Dragoner wieder in Marschkolonne. Zwischen sich verteilt, führten sie gegen

60 gefesselte Männer und Weiber vom Platze, die aus dem Keller, unter dem Dache, aus Winkeln, Kammern und Schränken und aus allen erdenklichen anderen Verstecken hervorgezogen waren.

Der Rittmeister befand sich nicht bei der Eskadron, sie wurde von einem Leutnant geführt. Er selbst hielt Wache bei der Witwe seines Onkels, die mit mehrfach gebrochenen Gliedern im Hofe lag. Von einem halben Dutzend sinnlos wütender Tumultuanten aufs äußerste bedroht, hatte sie den Sprung aus einem Fenster des ersten Stockes gewagt, um sich ihren Mißhandlungen zu entziehen. Um sie beschäftigt waren ihre jüngste Tochter, die sich rechtzeitig in einen Wandschrank geflüchtet hatte, und deren Erzieherin. Komtesse Fanny kauerte abseits und war bemüht, die Fesseln abzustreifen, die ihr Vetter ihr hatte eigenhändig anlegen müssen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als am andern Tage die Sonne abwärts gegen Westen sank, wurde den Bewohnern von Prag unter dumpfem, wirbelndem Trommelschlag verkündet, daß über ihre Stadt und deren Umgebung im Umkreis von zwei Stunden das Standrecht verhängt worden sei, und schon ein paar Stunden später grüßte vom Hradschin ein Galgen herunter — für die Prager kein ganz ungewohnter Anblick mehr. —

Jetzt wurde es ruhig in der Stadt. — Aber es war eine trügerische Ruhe. Die Tschechen ballten die Faust zur Abwechslung in der Tasche und sannen eifrig auf neue Infamien gegen Österreich und seine Deutschen, die sich selbst im Schatten des Galgens ohne persönliche Gefahr und ohne Nachteil verüben ließen. —

Die Wiener Neue Freie Presse aber schrieb zwei Tage

danach: „Am 12. August 1879, dem Tage, an dem das famose ‚Versöhnungs-Ministerium' Taaffe ins Leben trat, hat die österreichische Verfassungspartei den entscheidenden Stoß erhalten, nahm die zielbewußt und systematisch betriebene Verdrängung der Deutschen Österreichs ihren Anfang, ward der Grund gelegt zu dem bald schon für das Habsburgerreich so verderblich werdenden Bündnis der Regierung mit den Slawen, denen ihre Sonderinteressen ungleich höher standen und heute noch stehen, als das allgemeine Staatsinteresse, dessen Wahrung ganz andrer Maßregeln bedurfte, als die noch heute beliebten. An diesem 12. August wurde dem zentralisierenden System der Krieg erklärt, wurde die zu nur allzu rascher Blüte gelangende föderalistische Richtung angenommen, die uns in den Abgrund führen, die Österreich, das große, mächtige Österreich, in eine Reihe wenig bedeutender Einzelstaaten auflösen wird und muß, die unter sich keinen oder nur einen äußerst losen Zusammenhang haben werden, was weder der wirtschaftlichen noch der intellektuellen Entwicklung der Gesamtheit, noch unsrer Wehrkraft und unserm Ansehen im Auslande förderlich sein kann.

Taaffe war ein freigebiger Mann. Mit offenen Händen hat er seine Saatkörner unter die Tschechen, unter die Slowenen, unter die Klerikalen und die Feudalen gestreut, und auch die lächerlich hohen Preise, die sie für die ihm erwiesenen Liebesdienste berechneten, vermochten seine Großmut nicht zu erschöpfen: eine Konzession von weitgehendster Bedeutung folgte der andern.

Die Saat schoß üppig auf, ohne daß sie jemals zu schönen Hoffnungen berechtigt hätte, und als sie reif war, krochen Schlangen aus den Ähren heraus — gierig züngelnde Vipern, die mit giftigem Stachel nach dem Herzen des

Reiches streben — die erstarkten Jungtschechen! Diese übermütigen Friedensstörer, die sich prinzipiell gegen die Regierung stellen, gegen alles, was deutsch und deutschen Ursprungs ist, die unermüdlich um die Volksgunst werben, indem sie allen schlimmen, allen niedrigen Instinkten der Massen schmeicheln, denen sie Erlösung aus den Banden des ihnen geistig und sittlich so überlegenen Deutschtums verheißen!

Die vom Ministerium Taaffe begangenen Fehler aber werden von den leitenden Persönlichkeiten zu Österreichs Unglück bis heute nicht erkannt, alle die verschiedenen Nachfolger, die es gehabt, haben ihr Bestes getan, um mit möglichster Beschleunigung weiterzuschreiten auf der immer abschüssigeren Bahn, und ihnen allen ist es zu danken, daß sich gegenwärtig kein Deutscher mehr in den Straßen einer vorwiegend tschechischen Stadt sehen lassen darf, will er nicht den rohesten Insulten, Bosheiten und Tätlichkeiten preisgegeben sein! Auf dem Lande stehen die Dinge um nichts besser. Und nicht genug daran — die tschechische Axt liegt bereits an der Wurzel der wirtschaftlichen Existenz unsrer Deutschen, bohrt sich tiefer und tiefer in sie hinein!

Auf dem in Böhmen ansässigen deutschen Arzt, auf dem Advokaten, auf dem deutschen Fabrikanten, dem Kaufmann, dem Gewerbtreibenden lastet die Achtserklärung der Tschechen! Fühlbar ist sie ihnen schon seit langem, nunmehr hat sich die Lage aber derart verschlechtert, daß der deutsche Arzt an kein tschechisches Krankenbett mehr gerufen, dem Advokaten kein Prozeß mehr übergeben wird, daß keines Tschechen Fuß die Kontors, die Verkaufsläden und die Werkstätten betritt, an deren Tür ein deutscher Name steht! — Wohl ist nicht jeder Tscheche mit diesem in seiner Art beispiellosen Boykottverfahren einverstanden,

das hindert aber nicht, daß die meisten sich den geheimen Weisungen der terroristisch auftretenden ‚Nationalen' bereitwillig fügen, denn wer nicht durch dick und dünn mit ihnen geht, der wird als Volksfeind verschrien, gegen den auch das schändlichste Kampfmittel gestattet und selbst am Platze ist.

So gelangten während der letzten zehn Monate über 100 Fälle zur Anzeige, in denen tschechische Dienstboten sich das Nachtdunkel zunutze machten, um die Felder und Gärten ihrer deutschsprachigen Dienstherrschaft — Gutsbesitzer wie Bauern — zu verwüsten und das Vieh im Stalle an seiner Gesundheit zu schädigen! Charakteristisch für die Unparteilichkeit tschechischer Gerichtshöfe ist folgendes: Kam ein derartiger Fall vor einen tschechischen Richter, so wurden die Übeltäter fast nie entdeckt. Kam er aber vor einen deutschen, so gelang ihre Auffindung beinahe stets, so große Anstrengungen ihre Freunde machten, um die Schuldigen zu decken. Zudem ergab die Untersuchung wiederholt, daß es Nationale waren, die Knechte und Mägde zu diesen Schandtaten bestimmt, ihnen eine nicht unbedeutende Geldprämie zum Lohne gegeben hatten. —

Und wie sieht es auf den Jahr- und Wochenmärkten tschechischer und gemischtsprachiger Gemeinden aus? Der Deutsche wird dort nur noch als Käufer geduldet, dem man zuweilen selbst die geforderte Ware verweigert, wenn er sich der Landessprache unmächtig erweist. Versucht der deutsche Händler und der deutsche Bauer die willkürlich errichteten Schranken zu brechen und seine Waren auf den Markt zu bringen, so sieht er sich stets sehr bald genötigt, den Fäusten des tschechischen Pöbels zu weichen.

So ist der Deutsche in Böhmen, in das er die Kultur und die wirtschaftliche Blüte hineingetragen, zum rechtlosen

Paria heruntergedrückt, denn die Polizei, die sich natürlich aus Landeskindern tschechischer Abstammung rekrutiert, und die vertschechten Behörden schauen diesen Kämpfen in olympischer Ruhe zu und freuen sich im stillen, wenn die Deutschen den Kürzern ziehen!

Und das letzte Wort in dieser Frage steht noch aus. Es wird noch schlimmer kommen, erwacht in den leitenden Kreisen nicht bald die Einsicht, daß es so nicht weiter gehen kann, daß ihre ganze innere Politik nichts taugt, nur dazu dient, über Österreich wie über Ungarn das Verderben heraufzuführen.

Wohin ein zu weitgehendes Entgegenkommen gegenüber nationalen Wünschen, eine zu weitgehende Selbständigkeit der einzelnen Glieder eines Staates führen, dafür liefern die gegenwärtig in Ungarn herrschenden Zustände ebenfalls ein recht illustratives Bild.

Zum Äußersten ist es glücklicherweise nicht gekommen; die österreichisch-ungarische Tragikomödie hat wenigstens noch kein Zenica zu verzeichnen, auch keine menschenverschlingenden Schlachten — nichts weiter als ein recht harmloses Scharmützel an der Westgrenze, bei dem das Blut nur tropfenweise floß. Dafür aber haben sich die Serben Ungarns die Aufgabe gestellt, alles zu verwüsten, was deutscher und ungarischer Fleiß innerhalb ihres Bereiches geschaffen haben, Leben und Besitz ihrer Mitbürger zu bedrohen, ihre Ansiedlungen, ihre Häuser, ihre Vorrats- und Warenlager einzuäschern. Die neuesten Berichte aus dem Torentáler Komitate lauten geradezu grauenerregend, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß auch unter den Ruthenen und selbst unter den sonst so friedfertigen ungarischen Rumänen sich eine Erhebung vorbereitet, die niederzuwerfen dem Landesschutzkomitee und seinem frei-

willigen Heer — in dem übrigens anarchistische Zügellosigkeit herrschen soll — einige Schwierigkeiten bereiten dürfte.

Und wie trostlos lauten die Nachrichten, die aus Mähren, aus Kärnten und Krain, aus dem Küstenlande, aus Triest, Fiume und aus Südtirol einlaufen? — Überall dieselbe Begehrlichkeit, dieselbe frech herausfordernde Haltung. Überall Krawalle und systematisch betriebene Rechtsverletzungen. Überall der gleiche glühende Deutschenhaß, der dumm-gutmütige Michel in der nicht sehr erhebenden Rolle des Prügelknaben, auf dessen Rücken die nationalen Leidenschaften sich austoben!

Und das Traurigste bei dieser internationalen Tragikomödie ist, daß sie nach außen hin das Ansehen der Monarchie, ihren Einfluß in der bedenklichsten Weise herabdrückt, im Innern die schwerste Schädigung ihrer wirtschaftlichen Interessen im Gefolge hat, den Volkswohlstand untergräbt.

Wir stehen im Zeichen einer allgemeinen Unsicherheit. Die Unternehmungslust ist auf Null gesunken, wer über Kapitalien verfügt, beeilt sich, sie nach Möglichkeit aus dem Verkehr zu ziehen, Industrie, Handel und Gewerbe stocken infolgedessen immer mehr. Eine Fabrik, eine Werkstätte um die andere schließt oder schränkt zum mindesten den Betrieb empfindlich ein. Mitten im Sommer werden in allen großen und größeren Städten, in allen Industriebezirken Tausende von Arbeitern entlassen, und wenn es so weiter geht, so werden wir bald mit einer zweiten Revolutionsarmee zu rechnen haben: mit den brotlosen Arbeitern, denn Sozialdemokraten und Anarchisten können sich keine besseren Werbeoffiziere wünschen, als den Hunger und das Elend!

Die Herren am Ruder aber sind blind, sie sehen die sturmverkündenden Wolken nicht, die sich über uns zusammenballen — sie sind auch taub, denn sie hören ebensowenig das dumpfe Grollen der brandenden Volksseele. Sie hören nur auf die Stimmen ihrer eigenen Phantasie, die sich in nicht ferner Zeit in Rauch und Flammen auflösen werden.

Armes Österreich — von deinen natürlichen Freunden, deinen berufenen Schützern hast du keine Rettung mehr zu hoffen!"

Serbien rührt sich.

Am Mittag des 26. Juni waren in den Städten Österreichs und Ungarns — gegenwärtig kein seltenes Straßenbild — Schaufenster und Anschlagsäulen von Leuten umdrängt, die einen Blick in das soeben erst ausgehängte Extrablatt zu erhaschen suchten.

Die neueste Meldung lautete:

„Belgrad, 26. Juni, 10 Uhr vormittags. Der schon länger befürchtete Militäraufstand ist heute nacht zum Ausbruch gekommen. Der König, die königliche Familie, mehrere Minister und das gesamte österreichisch-ungarische Gesandtschaftspersonal nebst Familien und Dienerschaft befinden sich in der Gewalt der Empörer. Dem Vernehmen nach wurden sie sogleich nach Semlin gebracht und dort wieder in Freiheit gesetzt. Blut ist nicht geflossen. Es soll ein Regentschaftsrat eingesetzt werden, zu dessen Präsidenten der bekannte großserbische Agitator Marco Ludiewič gewählt werden dürfte.

Die Bevölkerung zeigt lebhafte Befriedigung. In den Straßen ertönt der begeisterte Ruf: „Hoch Großserbien! — Hoch die braven Bosnier! — Wir wollen gegen Ungarn, gegen Österreich marschieren!" — In der Festung und auf der Kriegsinsel wird seit Tagesanbruch in fieberhafter Hast gearbeitet. Auch in den Kasernen herrscht ein außergewöhnliches Treiben. Seit 9 Uhr sind die höheren Offiziere um den Kriegsminister versammelt. Man erwartet die offizielle Kriegserklärung stündlich."

Der Wortlaut eines gegen 6 Uhr abends ausgegebenen Extrablattes war die Bestätigung des ersten. Außerdem meldete es die glückliche Ankunft des abgesetzten Königs, der Minister und der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Semlin und die Wahl Marco Ludiewičs zum Präsidenten des schon funktionierenden Präsidentschaftsrates. Er hatte sie mit den Worten angenommen: „An der Glut unseres Patriotismus wird Österreich-Ungarn zu einem Nichts zerschmelzen!"

Auch in Österreich und in Ungarn wurde die serbische Kriegserklärung stündlich erwartet, aber — sie kam nicht.

An Extrablättern mangelte es auch an den beiden folgenden Tagen nicht, aber sie wußten nur von antiösterreichischen Kundgebungen und von bombastischen, haßerfüllten Reden zu berichten, die der Börse den Atem raubten, vom Volke jedoch belächelt wurden, wie überhaupt das tapfere Säbelrasseln Serbiens.

Der Morgen des 29. Juni löste endlich die allgemeine Spannung.

Neunzigtausend Mann reguläres Militär hatten während der vorhergegangenen Nacht, von „überwältigender Begeisterung getragen", die bosnische Grenze überschritten „gegen die Absichten und ohne Wissen der Regierung", um Seite an Seite mit dem Volksheer gegen den schlimmen Nachbar zu kämpfen. In derselben Nacht hatten starke montenegrinische Banden, unter denen man Tausende fürstlicher Soldaten vermutete, Cattaro überfallen, waren aber mit starken Verlusten über die Grenze und bis tief in ihre Berge hineingetrieben worden.

In Deutsch-Österreich war die Empörung über dieses dem modernen Völkerrecht hohnsprechende Vorgehen eine grenzenlose.

Niemand dachte mehr an die Schrecken des Krieges, an die Verluste an Menschenleben und Werten, die er mit sich bringen mußte, selbst die allgemein trostlose Geschäftslage war vergessen. Mochte das mühsam Bewahrte auch noch draufgehen, wenn nur die „schuftigen Serben" den gebührenden Lohn erhielten! — „Den Buschkleppern tüchtig die Finger klopfen!" Das war der herrschende Gedanke, das war das heiße Verlangen aller.

Am gleichen Nachmittage noch zogen viele Tausende auf den Platz Am Hof vor das Kriegsministerium, auf den Ballhausplatz vor das Ministerium des Äußeren und in die Hofburg unter die Fenster des Kaisers, um einstimmig hinaufzurufen: „Mobilmachen!" — „Serbien den Krieg erklären!" — Und viele andere Tausende, junge Burschen, die noch nicht, und ältere Männer, die nicht mehr dienstpflichtig waren, stellten sich den Militärbehörden für den bevorstehenden Feldzug zur Verfügung. Sie baten, sofort eingereiht zu werden.

Und wie in Wien, so war es auch in Graz, in Innsbruck, Salzburg, in Linz, überhaupt in allen deutschen und teilweise von Deutschen bewohnten Städten.

Das Bewußtsein der schweren Gefahr, in der Österreich schwebte, der Zorn über den heimtückischen Überfall, der Gedanke an die während Jahrzehnten fortgesetzten Bosheiten und Schandtaten der Slawen stellte das deutsch-österreichische Volk hoch über die eigenen Sorgen, das eigne Wohl, die eignen Interessen. Ein edler Abscheu vor so viel Lüge und Tücke raubte ihm die Empfindung für die persönlichen Gefahren, für materielle Schädigungen. In jedem einzelnen glühte das Verlangen, vor den Augen der Welt durch das eigne Beispiel darzutun, daß der Deutsche, wird er auch von allen Seiten zugleich angegriffen, nicht verzweifelt, daß

er für das Vaterland, für seinen Kaiser zu sterben weiß, wenn er nicht siegen kann, daß er selbst unter den trostlosesten Verhältnissen dem deutschen Namen Ehre macht!

„Dem frechen Raubgesindel sollen die ‚Pereat Austria!' bald genug im Halse stecken bleiben!"

So rief einer dem anderen zu in diesen Tagen, daheim, im Salon, in den Restaurants, auf offener Straße.

Und alle die tapferen, kaisertreuen Freiwilligen wurden angenommen — gern angenommen —, um als Reserven bereitgestellt zu werden.

Aus den revoltierenden Kronländern Cisleithaniens, und das waren bis auf die Deutschen, bis auf Galizien und die Bukowina alle, durften keine Truppen herausgezogen werden, sollten sich die dort lodernden Flammen nicht zu einer alles verschlingenden Feuersbrunst entwickeln. Die slawischen Regimenter aber kamen kaum in Betracht für einen Krieg gegen Serbien und zur Bekämpfung der aufständischen Slawen, das hatte der Fall von Zenica bewiesen. Selbst gegen Ungarn, dessen Grenzen man ebensowenig von Truppen entblößen konnte, waren sie höchstens verwendbar, wenn man sie wie Keile zwischen Deutsche einschob.

So hatte Österreich dem Feind nicht die ganze Macht entgegenzuführen, die zur Sicherung eines raschen und glatten Verlaufs seiner militärischen Operationen auf einem so ausgedehnten Gebiete wie Bosnien und Serbien zusammen erforderlich gewesen wäre. Darum war den Militärbehörden jeder einigermaßen Waffentüchtige willkommen, der zur Erhöhung der Wehrkraft beitrug.

Eine ganz andere Wirkung hatten die jüngsten Ereignisse in Ungarn, und zwar war sie in den verschiedenen Teilen des Landes eine sehr verschiedene. Bis auf die Kroaten und Dalmatiner, die sich ganz indifferent verhielten,

jubelten die Slawen aller Stämme genau so laut wie ihre cisleithanischen „Brüder" bei der Kunde von dem Einfall serbischer Truppen in Bosnien, und die Serben im südöstlichen Ungarn, die nicht minder gemaßregelten Rumänen im östlichen und in Siebenbürgen hoben die Fahne der Revolution immer höher. Es verging kaum noch ein Tag, an dem man nicht von Gewalttaten hörte, die sie gegen Magyaren, die Serben natürlich auch gegen Deutsche, verübt hatten, von räuberischen Überfällen deutscher und magyarischer Ortschaften. Der Magyaren aber, unter sich in zwei große, einander feindliche Parteien gespalten, bemächtigten sich lebhafte Besorgnisse.

In Budapest und Szegedin dehnten sich die Reichstagssitzungen ins Endlose, mitunter bis in die Morgenstunden. Einen großen Erfolg hatten sie aber nicht, es kam zu keinem Beschluß, der wirkliche Abhilfe zu schaffen versprach.

Nachdem zahllose Vorschläge gemacht und wieder verworfen waren, erließen die Unionisten einen an die „magyarische Nation" gerichteten Aufruf, in dem sie eindringlich zur Einigkeit ermahnt wurde und zum engsten Anschluß an Österreich zum Zweck eines gemeinsamen Vorgehens gegen Serbien wie auch gegen die den Fortbestand beider Länder bedrohenden Slawen im Inlande. Es wurde darin auf die Vorgänge in Böhmen hingewiesen und das Treiben der Tschechen als ein so unerhörtes bezeichnet, daß es sie ausscheide aus den Reihen der Kulturvölker. — Die Separatisten dagegen ließen es bei einer Depesche an den König bewenden, worin sie zum gleichen Zwecke ein Bündnis mit Österreich anboten, die treuesten, opferwilligsten Dienste sowohl der Honvedarmee als auch die des freiwillig zusammengetretenen Landesschutzheeres in Aussicht stellten.

Aus Wien traf die Antwort sehr rasch ein, aber sie lautete rund ablehnend.

Österreich sei nicht in der Lage, mit Ungarn ein Bündnis zu schließen, denn die beiden Länder wären ohnehin Glieder eines Körpers, der Kaiser-König fordere die Magyaren „noch einmal" auf, zum Gehorsam zurückzukehren, widrigenfalls die bisher beobachtete Schonung und Milde den schärfsten Maßregeln weichen würde.

Verstärkt wurde der Eindruck dieser Antwort durch eine ihr unmittelbar folgende Truppenbewegung, deren Zweck und Ziel bisher unbekannt war.

Von den sechs Armeekorps, die nach Rückzug der ungarischen Truppen aus Ungarn an seiner Westgrenze Aufstellung nahmen, war nur das 3. Korps allmählich bis Budapest vorgegangen, wo es die verlassenen Quartiere der früheren Garnison bezog. Die übrigen waren bisher in ihren Lagern an der Grenze verblieben, die kaum ab und zu ein einzelner Soldat heimlich überschritt. Gestern hatte das Korps die Hauptstadt verlassen, um zwischen Czegled und Kecskemet ein Biwak zu beziehen, die übrigen fünf Korps aber hatten die Grenze passiert und zogen die Donau langsam abwärts.

Den Kaiserlichen vom 3. Korps in nicht zu bedeutender Entfernung gerade gegenüber standen die separatistischen Truppen zwischen Szegedin und Czegled.

Die große, alle Gemüter beschäftigende Frage war: gegen wen richtet sich diese Bewegung? — Marschieren die sechs Armeekorps gegen Serbien — gegen Bosnien oder — gegen die Separatisten — stand eine große Schlacht bevor, sollten jetzt die Würfel fallen, die über Ungarns Unabhängigkeit entscheiden würden? — Niemand wußte eine Antwort darauf zu geben, ernstlich beunruhigt aber

waren alle, zumal die Befürchtung nahe lag, daß die Serben und die Rumänen sofort eine Vereinigung mit den Österreichern versuchen würden.

Die Sorge vor einem Angriff trat um so heftiger auf, als sie unerwartet kam. In separatistischen Kreisen hatte man sich in dem Glauben gewiegt, das von allen Seiten eingeengte und angegriffene Österreich werde hastig nach der dargebotenen Hand greifen. Daß es nicht geschehen, daß der König einen so schroffen Bescheid gegeben, war unbegreiflich. „Wer sich nicht rühren kann, darf den Mund nicht so voll nehmen und andren drohen!"

„Können wir uns besser rühren? — Sind wir weniger übel daran mit den unzuverlässigen Kroaten zur Seite, den Rumänen und Serben im Rücken, die wieder zur Erinnerung an die Maßregelungen, an die Unterdrückung ihres Volkstums erwacht sind, die sie unsererseits erfahren haben? — Was haben wir allen diesen Feinden entgegenzustellen? Ein bunt zusammengewürfeltes, unausgebildetes und sehr schlecht disziplintiertes Herr von 130 000 Mann, dem es obendrein an vielen technischen Hilfsmitteln mangelt, die in einem modernen Feldzuge geradezu unentbehrlich sind."

So sagten wieder die Schwarzseher und alle jene, deren separatistische Begeisterung vor all den ringsum auftauchenden Schwierigkeiten nicht recht Stich halten wollte, und gerade sie gewannen nach und nach immer mehr Anhänger. Schließlich erwog man sogar die Übersiedelung des Reichstags und des Landesschutzkomitees von Szegedin nach Fünfkirchen.

Serben und Separatisten.

Auch in Groß-Kikinda, der einstigen Hauptstadt der ehemals mit besonderen Privilegien begabten serbischen Distrikte war die Mine nationalen Hasses explodiert.

In der Nacht vom 6. zum 7. Juli waren die dortigen Serben unversehens in die Behausungen der unter ihnen wohnenden Magyaren und Deutschen gebrochen und hatten sie ohne großes Geschrei aus der Welt befördert. Auf Alter und Geschlecht hatten sie bei dieser Arbeit keine Rücksicht genommen. Danach wurden die Häuser der Gemordeten einer gründlichen Räumung unterworfen, in Flammen gesetzt und den behördlichen Gebäuden die gleichen Aufmerksamkeiten erwiesen. Was magyarisch und deutsch war, durfte der Vernichtung nicht entrinnen. Nur das Stadthaus wurde verschont und dafür mit einer Fahne in den Farben Serbiens geschmückt.

Damit war für sämtliche Serben des Torontáler und der übrigen Grenzkomitate das Zeichen zur offenen Empörung gegen Ungarn gegeben und zugleich das Zeichen zum Einschwärmen zügelloser Banden aus Serbien, die schon lange auf eine Gelegenheit zum Überschreiten der Grenze gelauert hatten. Die „Befreiung der geknechteten Brüder" war ein Schild, hinter dem sich Mord- und Raublust bequem verstecken ließen. Die übrigen inländischen Serben und die Rumänen, die gleichfalls die Magyarisierungssucht der ungarischen Regierung nicht vergessen

hatten, beeilten sich natürlich, dem gegebenen Beispiel nachzuahmen.

Entronnen waren dem „heiligen Sühnopfer" nicht viele, es war zu überraschend hereingebrochen. Die gegenseitige Abneigung und Geringschätzung hatte man sich zwar schon seit langem zu erkennen gegeben, man hatte sich bei Streitigkeiten ärger geprügelt als sonst, man hatte sich mit Messerstichen bedacht, in den letzten Wochen war es zu einzelnen Überfällen, Totschlägen und Brandstiftungen gekommen, an einen Massenmord, an eine regelrechte Ausrottung der unlieben Elemente hatte aber niemand gedacht.

In Groß-Becskerek und in den übrigen Orten des Komitates waren aber die nachgehaltenen „Sühnopfer" für die Serben etwas weniger erfreulich verlaufen. Gewarnt durch das Blutbad in Groß-Kikinda, hatten sich Magyaren und Deutsche rechtzeitig in Verteidigungszustand gesetzt und die Angreifer mit Flinten- und Revolverschüssen empfangen, die sie manchen Kampfgenossen kosteten.

Das stachelte ihre Wut und Rachsucht jedoch noch heftiger an, und in Groß-Becskerek wurde der mißlungene Überfall zur Einleitung eines regelrechten Miniaturkrieges innerhalb der Stadt selbst. Die Oberstadt hielten die Verbündeten — die Deutschen hatten sich großenteils den Magyaren zugesellt —, die Unterstadt die Serben besetzt, die während der beiden letzten Tage stärkeren Zuzug aus ländlichen Nachbargemeinden erhalten hatten und seither langsam zwar, doch stetig an Terrain gewannen.

Die Folge davon war, daß die meisten Fabriken, die bisher noch gearbeitet, gänzlich stille standen, zwei noch mit halber Kraft arbeiteten. Allein der mechanischen Teppichweberei von Szeps und Glasenbeck war es gelungen, den Vollbetrieb wiederherzustellen. Sie beschäftigten zumeist

ältere besonnenere Leute, viele Auswärtige, sie zahlten die höchsten Löhne und gewährten ihren Arbeitern die meisten Vergünstigungen weit und breit. Das erwies sich selbst in dieser aufgeregten Zeit als ein fester Kitt, und als den Leuten erklärt wurde: jeder, der die Arbeit nicht sofort wieder aufnähme, hätte sich als entlassen zu betrachten und bei Massenwidersetzlichkeit würde die Wegverlegung der Fabrik allsogleich vorbereitet werden, kamen sie zur Besinnung. Am folgenden Morgen standen Punkt sechs Uhr die 900 Serben, Deutschen, Magyaren und Slawen, Männer wie Weiber, des Einlasses harrend, am Fabriktor.

Und diese selben Menschen, die sich am Abend in den Straßen mit Steinen beworfen, die aufeinander schossen, standen täglich neun lange Stunden, fleißig arbeitend, nebeneinander, ohne sich andres zuzuschleudern als böse Blicke und gelegentlich auch böse Reden. Doch nicht allzu häufig, denn die bewaffneten und an Zahl bedeutend vermehrten Aufseher zirkulierten fortwährend zwischen ihnen, und auch die Chefs gingen fleißig durch die Arbeitssäle.

Die einzige Konzession an die serbischen und slawischen Arbeiter, zu der sich Herr Szeps verstanden, war das Einziehen der ungarischen Flagge, die sonst auf dem Dachgiebel geweht hatte. Jetzt lehnte sie zusammengerollt in einer Ecke des Hauptsaales, in dem die Webstühle klapperten — ein Dorn in den Augen der Serben und Slawen.

Der Werkmeister Kiß, ein älterer, wegen seiner Unparteilichkeit allgemein geachteter und beliebter Mann, trat an einen Webstuhl und winkte dem Arbeiter, er solle ihn abstellen. Dann neigte er sich vornüber, um den in Arbeit befindlichen Teppich — es war ein Smyrnagewebe feinster Qualität — in Augenschein zu nehmen.

„Sie müssen besser aufpassen, Providnik, hier im dritten

Karree der Kante haben Sie zweimal einen Stich versetzt. Dadurch büßen wir an dem Teppich ein, Stücke mit Webefehlern können nicht als Prima abgegeben werden", sagte er zu dem slowakischen Arbeiter.

„Die Maschine hat die Fehler gemacht, nicht ich", gab dieser trotzig zurück.

„Unsinn! Die Maschine arbeitet so, wie sie geführt wird. Nehmen Sie sich also in acht."

„Du Hund, du magyarische Bestie — du möchtest mich hinausbeißen! Wart' nur, ich tränk' dir's ein!" zischte der Arbeiter.

Seine rechte Hand zuckte in die Höhe — ein Funkeln — ein Niederstoßen — ein Messer hatte des Werkmeisters Hals mit solcher Wucht getroffen, daß er lautlos und schon blutüberströmt zusammenbrach, ehe ihm Hilfe geleistet werden konnte.

„Mord!" — „Nein, er lebt noch!" — „Is nicht wahr!" — „Was is geschehen? — „Der Providnik hat den Kiß erstochen!" — „Recht, ein Magyarenhund weniger!" — „Selbst Hund, verfl— Slawak!"

Das schwirrte, gellte, kreischte, brüllte in allen Sprachen — ein ohrenbetäubender Lärm. Der Tote oder Verwundete — niemand wußte Bestimmtes — aber lag unbeachtet auf dem Boden. In der Aufregung dachte keiner daran, nachzusehen, ob vielleicht doch noch Hilfe möglich wäre.

Alle Webstühle standen jetzt still, aus den Nebensälen strömten die Arbeiter und Arbeiterinnen herein. Bald kamen auch die Unterbeamten, zum Schluß Herr Szeps selbst.

Doch nicht einmal er war imstande, sich Gehör zu verschaffen bei diesem Toben; er konnte vorerst nichts weiter tun, als den Niedergestochenen aus dem Saal schaffen zu

lassen. Die gesamte Arbeiterschaft hatte sich geteilt. Hier standen die Magyaren und die Deutschen, beide Teile gesondert, drüben die Serben und die Slawen.

Plötzlich sprangen diese auf die Gegner los, die, schwächer an Zahl, im ersten Augenblick wankten.

„Ruhe! — Jeden Augenblick können die Kaiserlichen hier sein, und finden sie euch bei solcher Arbeit, so werdet ihr vor ein Kriegsgericht gestellt, das kein langes Federlesen macht! — Faßt den Mörder — bindet ihn!" befahl Herr Szeps, den gespannten Revolver hochhebend.

Die Kaiserlichen! — Serben und Slawen stutzten, sie wurden stille. — Wenn sie wirklich kämen, dann hätte die schöne „Herrenzeit" ein Ende, und die Vergeltungsfreude auch!

„Ihr Narren, laßt euch nichts weismachen, 's Militär is weit!" schrie einer aus dem Haufen heraus.

„Ihr werdet zu eurem Schaden sehen, daß ihr irrt —"

„Wir brauchen's nicht, können uns selber der Hammelfresser und Mistfinken erwehren! — Ungarn und Deutsche, zusammen los gegen die nixnutzige Bande, wie sich's gehört!"

Es war ein Deutscher, der so rief, ein blonder Hüne von 20—22 Jahren.

Er hatte die ungarische Fahne aus ihrer Ecke geholt und schwang sie mit solcher Macht, daß ihr rot-weiß-grünes Tuch, sich aufrollend, ihn wie ein Mantel umwallte.

Die Magyaren brachen in begeisterte Rufe aus, als sie ihre Fahne, die Fahne des heiligen Stefansreiches, wehen sahen, und von den Deutschen, die nicht schon ohnehin an ihrer Seite standen, traten jetzt die meisten über.

„Vorwärts, zeigt ihnen, wer in Ungarn die Herren sind!“ schrie der Jüngling wieder, hastig vortretend.

Da drängte sich aber ein ältlicher Mann durch die Menge bis zu ihm und suchte ihn am Rockschoß zurückzuziehen.

„Laß sein, Paul, komm, laß sein, misch dich nicht in fremde Streitigkeiten!“ raunte er ihm eindringlich zu, immerfort an ihm zerrend.

Der junge Mann aber befreite sich mit raschem Griffe und rief entrüstet: „Seinlassen, Wagner! — Nein! Wir haben in Ungarn eine Heimat gefunden, wir essen ungarisches Brot, und wenn die Ungarn angegriffen werden, dann verteidigen wir sie, dann gehen wir mit ihnen durch dick und dünn! — Hoch Ungarn! — Hoch die Magyaren!“

„Bravo! — bravo!“ — „Eljen, Hilm, eljen! — So denkt ein braver Bursch!“ tönte es aus den Reihen der Magyaren.

Der alte Wagner aber — er gehörte zu den Neutralen — flüsterte: „Denk an deine Mutter, die noch vier kleine Kinder und keinen andern Verdiener hat als dich!“

„Macht nix, d' Ehr geht vor!“

„Wenn dir aber was passiert?“

„Dann wird der lieb' Gott für d' Mutter und d' kleinen Geschwister sorgen! — Vorwärts, ihr Leut, packt's an!“

Und seine Fahne schwingend, als wäre sie nichts als ein Riesenstreichholz, stürmte Paul Hilm gegen die Serben und Slawen, die sich an der gegenüber befindlichen Saalwand zusammengedrängt hatten und den Ansturm mit tückisch-lauernden Blicken und gezückten Messern erwarteten. Der Haufe der Magyaren und der Deutschen folgte unter dem Ruf: „Für deine Familie sorgen wir, Hilm!“

„Zurück! — Ruhe!“ donnerte Herr Szeps, der seine

Fabrik nicht in ein Schlachtfeld verwandelt sehen wollte, und die Aufseher, die Werkmeister, die Beamten warfen sich mit hobgehobenen Revolvern zwischen die kämpfenden Parteien, sie auseinanderhaltend.

„Die Messer eingesteckt! — Der erste, der angreift, den schieße ich nieder! — Hier ist eine friedliche Arbeitsstätte, kein Tummelplatz nationalen Haders!"

Es war wieder Herr Szeps, der es rief.

Der Anblick der vielen aus unmittelbarer Nähe auf sie gerichteten Revolver zähmte die Wildheit der Serben und Slawen, die Messer senkten sich, und als der Fabrikherr es sah, befahl er: „Ihr andern tretet sofort zurück!" — Und Sie, Hilm, die Fahne dorthin geschafft, wo Sie sie hergeholt haben!"

Dumpfe Trommelwirbel — der Klang von Signalhörnern — Militär war in Groß-Becskerek eingerückt. — Jedenfalls die Honveds, deren Schutz er gestern telegraphisch erbeten hatte! Der Fabrikant atmete auf.

Die Magyaren und die Deutschen hatten seinem Befehl gehorcht und waren zurückgetreten, die Kampfstellung behielten sie aber bei und die Gegner verloren sie nicht für eine Sekunde aus den Augen.

„Hört, ihr Leute," wendete sich Szeps zu den Friedensbrechern, „ihr wißt, daß die Fabrikordnung das Mitbringen von Messern und derlei Instrumenten streng untersagt. Ebenso kennt ihr die auf Übertretung dieses Verbotes gesetzten Strafen, deren schärfste die Entlassung ist." —

Niemand antwortete. Finster, trotzig starrten die braunhäutigen Gesellen vor sich hin. Jede Muskel an ihnen bebte in verhaltener Wut, und nur die noch immer drohenden Waffen hielten sie im Zügel.

Von der Straße her vernahm man ein aufgeregtes

Stimmengewirr, ein Dröhnen wie von den Tritten taktmäßig Marschierender.

Szeps hatte einen Augenblick hinausgehorcht, jetzt wendete er sich wieder zu den Arbeitern und fuhr fort: „Diesmal will ich von jeder Strafe absehen mit Rücksicht auf die in der Stadt herrschende Unsicherheit. Dagegen soll aber jeder, der das gedachte Verbot nochmals übertritt, vom Fleck weg entlassen werden. Den Beamten, Werkmeistern und Aufsehern steht innerhalb des Fabrikbezirkes jederzeit das Recht zu, euch zu visitieren. Wer sich ihnen widersetzt, den trifft gleichfalls augenblickliche Entlassung. Ihr seid gewarnt, richtet euch danach. — Providnik soll vortreten!"

Niemand regte sich.

„Wo ist der Mann? Bezeichnet ihn, wenn er zu feige ist, sich zu melden."

Wieder bei allen dieselbe Unbeweglichkeit.

Da rötete sich des Fabrikherrn Gesicht, die Stirnader schwoll ihm und er rief im höchsten Zorn: „Feiglinge und Schufte seid ihr alle, wenn ihr einen Menschen schätzt, der seinen Nächsten ohne jeden Anlaß niedersticht, nur weil er zufällig ein Magyar ist!"

„Der Providnik is nimmer hier", erwiderte jetzt eine grollende Stimme.

„Wo ist er?"

„Weiß me nit, wird sich san furt'gangen während Spetakel grußes."

„Das heißt, ihr habt ihn entwischen lassen, habt ihm zur Flucht verholfen, ihr Schurken!"

„Haben's mir nix 'tan, wissens mir nit, wo ise hinkummen Providnik —"

Die weitere Rede erstarb ihm auf der Zunge, durch

seine Genossen ging eine Bewegung, alle horchten hinaus, triumphierend leuchteten die Mienen der Magyaren und der Deutschen. — Alle diese Erscheinungen wurden durch schwere Tritte hervorgerufen, die über die Treppe heraufpolterten.

Die Truppen! — Und sich wieder zu den unruhig werdenden Slawen wendend, sagte Szeps befehlend: „Kerls, zum letztenmal — wo ist der Mörder? Wenn ihr es nicht auf der Stelle sagt, macht ihr euch zu seinen Mitschuldigen, und ich lasse euch alle festnehmen!"

„In Kleiderkasten ise krochen!" riefen in dieser letzten Minute mehrere Stimmen zugleich.

Grollend, knurrend, voll Widerstreben kamen diese Angaben von ihren Lippen, nur erpreßt von der Furcht vor Prozeß und Strafe.

Ein kurzes hartes Pochen an die Saaltür und herein trat ein Offizier des Landesschutzheeres in der dunkelgrünen Attila mit den prunkenden roten Samtaufschlägen und etwa fünfzig Mann, die sich so durch den Saal verteilten, daß ihr Vorgesetzter von allen Seiten gegen eine etwaige Bedrohung geschützt war.

Laute Eljen der Magyaren begrüßten die Ankömmlinge, scheue Unterblicke der Slawen, aus denen der Haß sprach.

Stehenbleibend rief der Offizier befehlend: „Herr Szeps — wo ist er?"

„Hier — ich bin es selbst, Herr Leutnant!" entgegnete der Fabrikant auf ihn zutretend.

Daß er es anstatt mit den erwarteten Honveds mit den Separatisten zu tun bekam, schien ihm nicht angenehm zu sein.

„In der Stadt heißt es, in Ihrer Fabrik wäre ein

Mann erschlagen worden und ein Teil der Arbeiter revoltierte — wie verhält sich das?"

Der Leutnant war ein sehr kleiner Mann, der durch einen jetzt unangebracht herrischen Ton und gezwungen straffe Haltung zu imponieren suchte.

Szeps berichtete ruhig, was ihm über den Mordanfall bekannt war, dessen Opfer sein Werkmeister Kiß geworden, die Arbeiterrevolte aber stellte er rundweg in Abrede. Die Leute wären sehr erregt, und in solcher Verfassung entführen jedem unbedachte Reden; im allgemeinen hätten sie sich aber auch in den letzten bösen Tagen bewährt und ihm keinen Anlaß zur Beschwerde gegeben, sagte er.

„Haben Sie den Mörder dingfest gemacht?"

„Noch nicht. Nach der Aussage von Augenzeugen steckt er dort drüben im Schrank."

„Also bitte, wenn es beliebt", lud der Offizier den Fabrikbesitzer ein, ihn nach dem Schranke zu begleiten. Unmittelbar hinter ihnen folgten sechs Mann, die Gewehre im Anschlag.

Der Gesuchte, der jedenfalls diese Fragen und Antworten verstanden hatte, wartete aber nicht, bis er herausgeholt wurde aus dem breiten Schrank an der einen Längsseite des Saales, der den Arbeitern zur Verwahrung aller jener Dinge und Kleidungsstücke diente, deren sie bei der Arbeit nicht bedurften. Die Türflügel flogen auseinander, Providnik sprang heraus, das gezückte Messer in der stoßbereiten Hand, und versuchte seinen Arbeitgeber und den Offizier an seiner Seite über den Haufen zu rennen.

Die beiden waren aber flink zur Seite gesprungen, und der Mörder lief geradeswegs den Soldaten in die Hände, die sich seiner sofort versicherten.

„Handschellen anlegen!“ ordnete der Leutnant an.

Dann befahl er, daß alle, die Zeugen der Tat gewesen, sich melden sollten.

Ein paar Magyaren traten vor und Paul Hilm.

„Ihr geht mit zur Hauptwache und gebt dort alles zu Protokoll, was ihr gehört, gesehen habt und sonst noch wißt über den Mord“, gebot der Offizier.

Acht Mann wurden mit dem Transport des Arretierten beauftragt, der sogleich abgeführt wurde, ohne daß seine Stammesgenossen für ihn einzutreten oder nur ein Mißfallenszeichen von sich zu geben wagten. Mit Soldaten läßt es sich nicht spaßen, besonders wenn man nicht in der Lage ist, sich energisch zur Wehr zu setzen.

Jetzt kehrte sich der Offizier wieder zu dem Fabrikanten zurück und sagte, den Stimmton dämpfend: „Herr Szeps, ich habe mich noch mit Ihnen zu beschäftigen.“

Dieser sah ihn befremdet an. — „Sie belieben zu sprechen, Herr Leutnant.“

„Ich würde vorziehen, Ihnen meine Eröffnungen unter vier Augen zu machen — weil ich Sie schonen möchte — verstehen Sie — schonen!“

Seine Sprache war zu einem kaum noch vernehmbaren Flüstern heruntergesunken, Szeps' Überraschung stieg höher und höher, mischte sich mit Unbehagen. In den Augen des Offiziers stand ein Ausdruck, der ihm mißfiel wie sein ganzes Auftreten. Er witterte etwas besonders Unangenehmes.

Entsprochen mußte aber werden, und so bat er ihn, mit in sein Privatkontor zu kommen, das, wie alle Kontorräume, im Erdgeschosse lag.

Als er die Tür seines Arbeitszimmers hinter ihnen beiden geschlossen hatte, bot er dem Leutnant einen Sitz an

„Es ist eine streng dienstliche Angelegenheit, Herr Szeps," lehnte er kurz ab, um dann in der gleichen Weise fortzufahren: „Es ist eine Anklage wegen Landesverrats wider Sie erhoben —"

„Gegen mich —?" rief der Fabrikant in maßloser Verblüffung.

„Ja, gegen Sie, und ich habe Befehl, Sie sofort zu verhaften und ohne Aufschub nach Szegedin einzuliefern."

Ein derber Fluch. — „Das ist ja hirnverbrannt!"

„Ich bitte um Mäßigung, eine zweite Bemerkung dieser Art dürfte ich nicht überhören!" sagte der Leutnant scharf.

„Ist mir sehr gleichgültig! — Landesverrat! — Landesverrat — ich! Das übersteigt doch alles an Tollheit! — Habe mich lebenslang um nichts gekümmert als um mein Geschäft und frage den Teufel danach, ob und warum ihr euch die Schädel blutig schlagt!"

„Aber Sie haben sich nicht nach Szegedin um Schutz für die Fabrik gewendet, sondern an das Honvedkommando in Budapest —"

„Das war mein gutes Recht! Ich kann mich wenden, wohin es mir beliebt!" schrie Szeps, blutrot vor Zorn.

„In Szegedin teilt man diese Auffassung nicht und betrachtet jede antiseparatistische Handlung als eine landesverräterische —"

„Äußerst bequem!"

„Wir leben in Kriegszeiten, Herr Szeps, und hier, das heißt in Südungarn, sind wir die alleinigen Herren! — Machen Sie sich fertig."

Der Leutnant zog seine Uhr, dann sagte er: „4 ^{26} — in 34 Minuten geht der Zug ab, mit dem ich Sie nach Szegedin bringen werde, und so kann ich Ihnen höchstens noch 4 Minuten bewilligen."

„Wer befehligt die hier eingerückten Truppen?"

„Hauptmann von Szent-Miklosy."

„So verlange ich, ihm vorgeführt zu werden."

„Bedauere, der Herr Hauptmann hat mit Ihrer Angelegenheit nichts zu tun. Ich habe den Befehl, Sie festzunehmen, und kann keine Zeit verlieren. Sie werden mich nicht zwingen, die Mannschaften zu rufen und zur Gewalt zu schreiten, hoffe ich."

Mit Widersetzlichkeit war hier nichts auszurichten, der Leutnant befand sich tatsächlich in der Lage, ihn mit Gewalt nach der Bahn und nach Szegedin zu schaffen. So lenkte Szeps ein und sagte ruhiger: „Herr Leutnant, Sie sehen ein, daß es für einen Industriellen nicht so einfach ist, seine Fabrik, seine Arbeit und seine Arbeiter von einer Viertelstunde zur andern zu verlassen. In Zeiten, wie die gegenwärtigen, ist es doppelt unmöglich; eine Abwesenheit von nur 24 Stunden könnte uns schon viele Tausende kosten, selbst unheilbaren Schaden zufügen —"

Das begreife und bedauere ich — aber — aber — Stellen Sie Kaution! Ich bin zwar nicht zu ihrer Annahme befugt, will jedoch mit Rücksicht auf die Umstände die Verantwortung auf mich nehmen. — Fünfzehntausend Kronen, die verfallen, wenn Sie der schriftlichen Vorladung, die ergehen wird, nicht pünktlich Folge leisten!"

Szeps maß den Offizier, der seinen Blick fest zurückgab. Dann sagte er: „Bis heute abend werde ich die Kaution erlegen."

Der Leutnant hob und senkte die Schultern und antwortete kurz: „Die fünfzehntausend Kronen, über die Ihnen von Szegedin aus auf amtlichem Wege Bescheinigung zugehen wird, werden sofort in Gold ausgezahlt oder —" und er ging zur Tür, öffnete sie und winkte.

Draußen standen ungefähr sechzehn Soldaten mit gezogenem Bayonett und ein Unteroffizier.

Das wirkte überzeugender als die längste Rede.

Szeps' Kopf arbeitete in jagendem Tempo, die Gedanken stießen und drängten sich, das Ergebnis aber war immer wieder: daß ihm keine Wahl bleibe, als sich nach Szegedin eskortieren zu lassen und dort vielleicht 8, vielleicht 14 Tage oder noch länger festzuliegen, oder die 15000 Kronen auszuliefern, wäre es auch auf Nimmerwiedersehen. Bot er seine Arbeiter auf gegen den Leutnant und seine Leute, so konnte er sich in eine noch ungleich schlimmere Lage bringen, und es war auch die Frage, ob eine genügende Anzahl zu ihm stehen würde.

So ging er schweigend zu dem eisernen Geldschrank, schloß ihn auf und holte heraus, was sich an Bargeld darin vorfand — es war etwas mehr als 11000 Kronen, Gold und Noten.

Ehe er sie hinzählte, sagte er: „Ich bitte um Vorzeigung des Haftbefehles.

Der Offizier zog ein längliches Papier aus seiner Attila, schlug es auseinander und legte es vor Szeps auf den Tisch, ohne aber die Hand davon zu entfernen.

Die Sache hatte ihre Richtigkeit, der Befehl trug den Stempel des Landesschutzkomitees, in dessen Namen er ausgefertigt war, und trug die Unterschriften des Präsidenten und des Ministers des Innern.

„Wie sie selbst sehen, ist alles in bester Ordnung", versetzte der Leutnant höhnisch.

Szeps nickte und begann das Geld aufzuzählen, 8000 Kronen in Gold, 3000 in Banknoten. „Für den Rest," sagte er, „muß ich einen Scheck auf die österreichisch-ungarische Bank oder Wertpapiere geben."

„Kann ich nicht annehmen, ebensowenig Noten", wies der Leutnant das Angebot zurück.

„Ich habe kein Bargeld weiter, Herr Leutnant, belieben sich persönlich davon zu überzeugen", entgegnete der Fabrikant, einige Fächer der offenstehenden Kasse aufziehend.

„So verschaffen Sie sich welches. Jede Bank —"

„Seit Beginn der Krawalle sind die Banken und auch die größeren Geschäfte geschlossen."

„Kann nichts helfen; entweder Sie erlegen den vollen Kautionsbetrag in Gold oder Sie kommen nach Szegedin. Ich bitte, sich zu beeilen."

Des Leutnants Ton war wieder ein streng befehlender, und Szeps, der, weitere Unannehmlichkeiten befürchtend, durchaus keine Lust hatte, sich nach Szegedin schleppen zu lassen, entschloß sich, den Buchhalter zu rufen, so sonderbar ihm die ganze Sache vorkam.

„Innerhalb einer halben Stunde könnte die erforderliche Summe in Gold zur Stelle sein", erklärte der Angestellte.

„Können Herr Leutnant so lange warten?"

„Wenn die Beibringung des Geldes sicher ist, sonst nicht."

„Sie ist sicher, Herr Leutnant", entgegnete der Buchhalter, den die ganze Sache zu befremden schien.

„Müssen Sie das Geld auswärts holen?" fragte der Offizier.

„In der Stadt, Herr Leutnant."

„So werde ich Ihnen meinen Feldwebel und zwei Mann zur Bedeckung mitgeben; die Straßen sind nichts weniger als sicher."

Damit trat der Offizier in die Flur hinaus und erteilte seinem Untergebenen flüsternd die Weisungen. Szeps und

sein Buchhalter aber wechselten einen Blick, in dem alle die Zweifel, all das Mißtrauen sich aussprachen, die sie bewegten.

„Nichts zu wollen; lasse ich mich nach Szegedin schaffen, kann der Schaden noch viel größer sein!" flüsterte Szeps so gedämpft, daß es wie ein Hauch war.

Die halbe Stunde war kaum herum, als der Leutnant vom Landesschutzheer die Kaution von 15000 Kronen in blanken Goldstücken einstrich.

„Quittung wird Ihnen von Szegedin aus zugehen —"

„Herr Leutnant könnten mir aber die Übernahme bestätigen —"

„Bin nicht dazu befugt. Wenn Sie Bedenken hegen, kann die Sache noch rückgängig gemacht werden, können Sie selbst in Szegedin auf Kautionsleistung antragen —"

„Ich verzichte."

„Wie es beliebt. — Meine Leute bleiben unter dem Befehl des Feldwebels bis 8 Uhr abends in der Fabrik zurück, die bis dahin niemand verlassen noch betreten darf; sie haben Befehl, jeden niederzuschießen, der dieses Verbot zu übertreten versucht", und nachlässig salutierend verließ der Landesverteidiger das Kontor.

Als er draußen und die Tür wieder geschlossen war, sagte der Buchhalter leise, wehmütig: „Herr Szeps, wir sind geprellt! Was der Bursche Ihnen angegeben hat, weiß ich nicht, aber daß wir unsre schönen Goldfüchsel nimmer wiedersehen, des bin ich überzeugt!"

„Ich auch, mein lieber Rándai, der Kerl ist ein Gauner!"

„Überhaupt eine nette Bande, die Separatisten, in der Stadt wirtschaften sie wie die S—, schleppen aus allen Häusern zusammen, was sich an Eß- und Trinkbarem darin findet, schreien, johlen und tun geradeso, als wären sie bloß

zu ihrem Vergnügen hier, nicht aber, um Ordnung zu schaffen! — Wozu hat der Mensch das viele Geld verlangt, Herr Szeps?"

„Als Kaution, Rándai, er hat einen Haftbefehl gegen mich in der Tasche."

„Wird nichts weiter sein als ein großartiger Schwindel!"

„Möglich, obgleich er vorschriftsmäßig ausgefertigt war. Immerhin war es besser, dieses Geld zu riskieren, als mich nach Szegedin schleppen und dort vielleicht tage- oder wochenlang festnageln zu lassen. Wer mag wissen, was während meiner Abwesenheit hier vorgegangen wäre!"

„Das ist schon richtig, Herr Szeps, aber schändlich ist es doch auch — grausam schändlich, so eine Beluchserei dulden zu müssen!"

Es ging gegen 7 Uhr, die Arbeiter, für die der Feierabend längst angebrochen war, saßen mürrisch in den Arbeitssälen, die Beamten in den Bureaus, und warteten voll Ungeduld auf den endlichen Abzug der zurückgebliebenen separatistischen Wachen, die alle Treppen der Fabrik und alle ihre Außentore und Türen besetzt hielten. Der Fabrikant und der Buchhalter hatten sie gewarnt.

Endlich schlug es sieben, und die beiden, die in Szeps' Privatkontor beisammen saßen, zählten die Schläge der großen Fabrikuhr.

„Eine Stunde noch! — Die Schwefelbande wird hoffentlich mit dem Glockenschlag abtrollen", sagte Rándai grimmig.

„Wenn nicht, müssen wir uns fügen; sie haben uns in der Gewalt, nicht wir sie", entgegnete Szeps.

„Na, Herr Szeps, mit den paar Mann würde wohl ein Fertigwerden möglich sein!"

„Kann sein, aber jeder Gewaltschritt zöge uns die übrigen Truppen auf den Hals, und die würden noch viel zweifel-

loser mit uns fertig werden. Darum Geduld, es kommt auch wieder einmal an uns die Reihe, die separatistische Herrlichkeit ist im Erbleichen!"

Es wurde wieder still im Zimmer — dann, ganz plötzlich, horchten die Männer wieder auf. — Sie hatten einen sonderbaren Ton vernommen — jetzt wieder!

Szeps sprang auf. „Trommeln!" rief er, stieß er vielmehr heraus.

Auch der Buchhalter horchte noch schärfer. — Ja, es war ferner Trommelschlag, den sie gehört hatten — diesmal kam er aber nicht aus der Stadt heraus, sondern die Landstraße herunter, die an der Fabrik vorüberlief.

„Sollten es die Honveds sein?" flüsterte Szeps erregt.

„Wollen's hoffen!" brummte Rándai.

Und abermals — scharfer, klarer Trommelschlag.

In der Fabrik wurde es unruhig — polternde Tritte die Treppe hinunter — die Männer sprangen auf und ans Fenster, das der Straße zugewendet war.

„Herr Szeps, die Lumpen geben Fersengeld — es sind also die Honveds!" triumphierte Rándai. „Hier einer — dort noch einer — ein ganzer Schub! — Und wie die Kerls laufen!"

Und wirklich, die zurückgebliebenen Wachen verließen in rascher Folge einzeln und zu mehreren die Fabrik, rannten, das Gewehr unter dem Arm, in wilder Hast der Stadt zu. — Einen Augenblick später drangen von dorther Alarmsignale.

Rissen die Separatisten vor den Honveds aus oder sammelten sie sich zur Verteidigung?

Die Arbeiter stürmten jetzt in Scharen zu dem großen Tor hinaus, die einen, um der Stadt zuzueilen, die anderen, um vor dem Gebäude gaffend stehen zu bleiben, denn die

Trommeln wirbelten bereits sehr deutlich und in der Ferne, jenseits der letzten Straßenbiegung, erblickte man eine lange Marschkolonne.

Fünf Minuten später zogen die Honveds vorüber — es mochten zwei Bataillone sein, und als ihre Spitze den Hauptplatz erreichte, standen die letzten Separatisten im Begriff, ihn zu verlassen.

Ein paar Schreckschüsse wurden ihnen nachgeschickt, dann war alles vorüber. Nicht allein das separatistische Intermezzo, auch die Straßengefechte, die sich die hadernde Bevölkerung geliefert hatte.

„Und es waren ihrer mehr als genug, um eine Verteidigung wenigstens zu versuchen!" murrten die separatistisch Gesinnten in bitterer, grollender Enttäuschung.

„Wenn der Truppenführer so betrunken ist, daß er im Sattel festgebunden werden muß, kann's nicht anders gehen; die Mannschaft trifft keine Schuld!"

Eine Bescheinigung über die erlegte Kaution erhielt der Fabrikant Szeps nicht, sein Geld sah er ebensowenig je wieder, dafür las er etliche Tage später im „Pesti hirlap" eine interessante Notiz. Sie berichtete, daß der Leutnant Bartyvan Gyúla vom 4. Infanterieregiment des Landesschutzheeres nach Verübung verschiedener grober Betrügereien, Erpressungen, Veruntreuungen und Fälschungen flüchtig geworden sei, sich mutmaßlich der Türkei zugewendet habe und steckbrieflich verfolgt werde.

Die separatistischen Truppen, die in Groß-Becskerek vor den Honveds ausgekniffen waren, hatten dem 4. Infanterieregimente angehört.

Im Szegediner Reichstag.

In lautlosem, finsterm Schweigen lauscht der Szegediner Reichstag der Verlesung einer Depesche durch den Präsidenten des Landesschutzkomitees, an den sie auch gerichtet ist. Seine Stimme klingt hart und spröde wie splitterndes Glas.

Die Depesche kommt von dem „zu dieser Stunde in öffentliche Wirksamkeit tretenden Großkroatischen Provisorium" und enthält die formelle Absage der „Vereinigten Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien, die sich zusammengeschlossen haben zu einem unabhängigen, durch Personalunion mit Österreich verbundenen Königreich Großkroatien." Der Wortlaut ist folgender:

„Weder durch Stammesverwandtschaft noch durch Bande der Dankbarkeit oder der Sympathie mit euch, Magyaren, verbunden, sagen wir, die Völker des Königreiches Großkroatien, uns feierlich und für immerwährende Zeiten von Ungarn los und zerschneiden alle Bande und Fäden, die uns bisher mit euch verknüpft haben!

Wir aberkennen euch alle Hoheitsrechte über die Ländergebiete des Königreichs Großkroatien und seine Bewohner! Wir aberkennen euch das Recht, weiterhin Anspruch auf Leistungen irgend einer Art zu erheben! Wir aberkennen euch auch das Recht zu jeder Einmischung in unsre innern und äußern Angelegenheiten, in welcher Form es sei.

Einem Versuch, an dem Bestande des Königreiches Großkroatien, das sich dem Wunsche seiner Völker gemäß und auf Beschluß ihrer Führer in die Personalunion mit Österreich begibt, oder an seiner Verfassung zu rütteln, werden wir stets und allezeit mit Waffengewalt begegnen.

Das Großkroatische Provisorium."

Unter diesem Text steht eine lange Reihe von Namensunterschriften, die der Präsident des Landesschutzkomitees gleichfalls herunterliest. Es sind viele darunter, die dem reichsten und höchsten Adel der drei Königreiche angehören, ihren hervorragendsten Gelehrten, Politikern, Künstlern, Literaten, Industriellen und Kaufleuten.

Der Präsident faltet die Depesche, im Saal dauert das Schweigen an.

Es ist aber weder das Schweigen der Überraschung noch das der Bestürzung — es ist das Schweigen wütender Empörung, die noch keinen lauten Ausdruck zu finden vermag.

Mit einem Mal aber bricht sie los, und ein Stimmengetöse durchrast den Raum; die etwas zu sagen hätten, sind in die Unmöglichkeit versetzt, sich verständlich zu machen. Der einzige Kroate, der sich zur heutigen Sitzung eingefunden hat, ein ungarnfreundlicher Mann, wird von einigen Hitzköpfen ergriffen, aufgehoben und unter Schmähreden und Mißhandlungen an die Luft gesetzt, ohne daß er sich etwas hätte zuschulden kommen lassen.

„Das Landesschutzheer soll die revoltierenden Gebiete unverzüglich besetzen, soll niederschlagen, was nicht parieren will — die Bewegung muß im Keime erstickt werden!"

Nach langen Minuten wirren Tobens sind das die ersten Worte, die deutlich vernehmbar, die auch von allen verstanden werden. Sie finden die lebhafteste Zustimmung.

„Wir lassen uns nicht die Glieder vom Leibe reißen — Ungarn ist nicht wehrlos!" ruft ein andrer Abgeordneter.

„Es wird aber wehrlos gemacht, wenn man das ohnehin weitaus ungenügende Schutzheer, sein einziges Bollwerk gegen Österreich, zersplittert, gegen Kroatien schickt!" wendet ein Dritter mit starker Betonung ein.

„In diesem Fall hat es nichts zu sagen, weil Österreich zu uns halten muß. Der König von Ungarn kann sich die kroatisch-dalmatinische Selbstherrlichkeit nicht gefallen lassen!"

„Er ist zugleich Kaiser von Österreich, und die kroatischen Spitzbuben wissen damit zu rechnen, verlangen die Personalunion!"

„Bleibt sich gleich!"

„Doch nicht. — Österreich wird sich jedenfalls zunächst bequemen, zum kroatisch-dalmatinischen Spiel gute Miene zu machen, und wird sich, ebenso wie Anno 49, der Empörer zur Unterdrückung Ungarns und seiner Freiheit bedienen!" ruft noch ein andrer.

Jetzt reißt der Präsident des Landesschutzkomitees, der schon wiederholt versucht hatte, sich vernehmbar zu machen, das Wort an sich. Er schlägt vor, namens der gesamten separatistischen Ungarn sogleich an die Honvedarmee heranzutreten und sie um ihren tätigen Beistand gegen die drei Königreiche anzugehen.

„Eine Weigerung befürchte ich nicht," führt er weiter aus, „denn dieser Kampf kehrt die Waffen nicht gegen den König, wohl aber gegen seine Feinde. Es ist kein Kampf zugunsten des Separatismus, es ist einer für das Vaterland, für seine wichtigsten, heiligsten Interessen, für seine unverbrüchlichen Rechte an Kroatien-Slawonien und Dalmatien!"

Dieser Antrag, dessen Zweckmäßigkeit in die Augen springt, wird durch noch stürmischeren Beifall belohnt als der vorhergehende. Nur am äußersten Ende des Saales, an seinem Ausgange, ruft jemand: „Unverbrüchliche Rechte? Das ist Unsinn! Die Kroaten und die Dalmatiner halten sich an unser Beispiel! In Österreich faseln sie heute wie sonst von ihren ‚unverbrüchlichen Rechten' an Ungarn, und sie haben genau so guten Grund dazu wie wir in betreff der drei Königreiche!"

Diese einfache, aber unangenehme Wahrheit will jedoch niemand als solche erkennen.

Entrüstetes Geschrei ist ein billiges Mittel, und es wird reichlich angewendet, bis ein neuer Zwischenfall den erhitzten Köpfen und Gemütern andre Arbeit zuweist.

„Vaterlandsverräter!" — „Unionist!" — „Wer hat das gesagt?" — „Wo ist der Kerl?" — „Hinaus mit ihm!"

So ruft es durcheinander, und alle springen von den Sitzen, alle drängen nach dem Eingang, neben dem man vorhin einen Herrn hatte stehen sehen.

Jetzt ist er aber verschwunden, und der Türsteher in der Vorhalle versichert, während der letzten Viertelstunde wäre keine Seele in oder aus dem Saal getreten.

Um so schlimmer, der Verräter befindet sich also noch inmitten der hohen Versammlung, unkennbar — unfaßbar. — Es wird weiter geschimpft und gezetert.

Da gleitet ein Diener in den Saal und legt ein noch druckfeuchtes Extrablatt auf den Präsidententisch. Seine Miene ist feierlich — trübselig, man sieht ihm an, daß er der Träger einer Hiobsbotschaft ist.

Alle Hälse strecken sich vor und zahllose: „Was ist's!" — „Lesen!" schwirren durch den Raum.

Der Präsident übergeht flüchtig den Inhalt des bis an

den untern Rand bedruckten Extrablattes, dann sagt er sehr ernst: „Meine Herren Abgeordneten, in Österreich haben sich sehr bedeutungsvolle und wahrscheinlich auch folgenreiche Wandlungen vollzogen —"

„Oho!" — „Was ist geschehen?" — „Keine Präambel — Tatsachen!" wird ihm zugerufen.

Er beginnt langsam, mit scharfer Silbenbetonung zu lesen: „Berlin, 29. Juli, 10 Uhr vormittags. Gestern abend hat Fürst Bülow in Wien den Beistand Deutschlands gegen die aufständischen Nationalitäten angeboten. Bezweckt wird das Freiwerden der österreichischen Streitkräfte und ihre Konzentration gegen die Serben und Ungarn, deren skandalöses Treiben im Reich den lebhaftesten Unwillen hervorruft. Zunächst werden die deutschen Truppen die schlesische, böhmische und mährische Grenze besetzen — man spricht von 150000—200000 Mann — um nötigenfalls in die genannten Gebiete einzurücken. Die Truppentransporte dorthin haben diesen Morgen 6 Uhr ihren Anfang genommen, Einberufungsbefehle gehen schon seit Tagen nach allen Teilen des Reiches. — Das Hilfsangebot erfolgte im Einverständnis mit dem Kaiser und sämtlichen deutschen Bundesfürsten. Im Volke findet es den lebhaftesten Beifall."

Diese Nachricht ruft eine stürmische Erregung hervor. Der Präsident, der schon wiederholt durch Zwischenrufe unterbrochen worden, sieht sich gezwungen, die Ruhe durch ein energisches Glockenzeichen einigermaßen wiederherzustellen.

Als nach Verlauf mehrerer Minuten das Stimmengewirr merkbar abflaut, nimmt er die unterbrochene Verlesung wieder auf: „München, 29. Juli, 9½ Uhr vormittags. Soeben gingen zwei Infanterieregimenter per

Bahn nach Hof ab, von wo sie an die Grenze des Egerlandes befördert werden. Ihre Bestimmung ist, die Grenze des genannten Gebietes zu besetzen und seine Bewohner vor den tschechischen Wutausbrüchen zu schützen. Gegen Mittag wird ihnen eine Artilleriebrigade dorthin folgen. Für heute 3 Uhr ist ein Ministerrat angesetzt."

„Österreich kann sich doch nicht fremder Hilfe gegen seine eigenen Völker bedienen! — Das wäre eine Schmach!" rief es aus den Reihen der Abgeordneten.

„Das hat es schon getan — denkt an die Russen im Jahre 1849!" erinnerte ein anderer.

„Sie haben sie sogar herbeigerufen, Rußland dachte nicht daran, sich anzubieten!"

„Sie werden uns auch die Deutschen auf den Hals hetzen!"

„Diese Geschichte ist längst abgekartet! Hätten sie in Wien nichts gewußt von den deutschen Hilfsplänen, würde des Königs Depesche etwas anders gelautet haben!"

„Ungarns Unabhängigkeit wird sich auch diesmal als ein schöner Traum erweisen, der schließlich in nichts zerfließt!"

Viele hatten schon diesen Gedanken gedacht, keiner noch ihn ausgesprochen, und als er jetzt greifbare Gestalt annimmt, erweist er sich als der bekannte Funke ins Pulverfaß. Ein wütender Protest erhebt sich, ein Höllensturm, und zwar vollführen jene das tollste Geschrei, die im stillen die schwersten Besorgnisse hegen.

Der Vorsitzende des Landesschutzkomitees erhebt sich, um wieder zu der Versammlung zu sprechen, ehe er aber noch zu Worte kommt, taucht hinter ihm ein Komitatshusar auf, der ihm ein Schreiben mit amtlichem Siegel überreicht.

Während er von seinem Inhalt Kenntnis nimmt, herrscht ringsum lautlose Stille. Das gewichtige Schreiben hat im Nu den Sturm zum Schweigen gebracht.

„Meine Herren," beginnt der Präsident, „der Herr Korpskommandant Baron Berttyö ersucht für sich und das ganze III. Armeekorps um freien Durchzug durch Szegedin —"

„Das geben wir nicht zu! Es ist genug, daß wir den Österreichern freien Durchzug durch Ungarn gestattet haben, es ist schon zu viel! — Szegedin selbst betritt kein österreichischer Soldat!" rief es links.

„Bravo! — Bravo!" ebenfalls auf der Linken.

Der Präsident läßt sich aber durch diese Mißbilligung nicht beirren.

„Mit General Bádos" — das war der Oberbefehlshaber des separatistischen Heeres — „hat sich Baron Berttyö bereits dahin geeinigt, daß dieser seine Truppen etwas weiter seitlich nach der Donau zurückzieht und die Kaiserlichen ungehindert passieren läßt —"

„Bádos ist ein Verräter!" — „Absetzen! — Absetzen!" toben wieder eine Anzahl Abgeordneter von der Rechten.

„Blödsinn!" — „Chauvinismus!" — „Das soll Patriotismus sein?" — „Seien wir froh, daß Österreich den verd— Serben endlich energisch zu Leibe rückt!"

„Wer das sagt, ist selbst ein Verräter!" kommt es von links.

„Bravo!"

Die Rechte und die Mitte stoßen ein förmliches Indianergeheul aus, in das sich die klangvollen Töne von Hundepfeifen und ähnlichen Instrumenten mischen. Die Linke gibt ein gleichwertiges Konzert zum besten. Die Besonnenen mahnen zur Ruhe, natürlich vergebens. Ruhig wird es

erst, als ein paar Vertreter des energischen Prinzipes die Hauptschreier aus dem Saal befördern.

Der Präsident hat das Unwetter ruhig austoben lassen, jetzt beginnt er von neuem: „Der Herr Korpskommandant verbürgt sich sowohl für seine Offiziere wie für seine Mannschaften. Wenn sich unsere Garnisonstruppen und die Bevölkerung friedlich verhalten, wird es weder zu Zusammenstößen noch zu sonstigen schlimmen Zwischenfällen kommen. — Baron Berttyö ist Magyar und bekannt als Mann von tadellosem Charakter, er wird sein Wort niemals brechen —"

Er dient Österreich, das sagt genug!"

„Unsinn!"

Wider schrillen Pfiffen treten ein paar Hundepfeifen in Tätigkeit.

„Das III. Armeekorps wird Szegedin passieren, nicht länger darin bleiben als nötig ist, um den Leuten einen Trunk frischen Wassers zu ermöglichen. Und auch die in Eilmärschen folgenden Korps —"

Weiter kam der Präsident nicht, so toll war der losbrechende Lärm.

„Auch der Präsident ist ein Verräter!" — „Gleich mehrere Armeekorps! Das darf nicht geschehen!"

„Berttyö soll Szegedin in größerer Entfernung umgehen, die Donau entlang marschieren, sie läuft an Belgrad vorbei!"

„Das ist alles zwecklosses Gerede! — Lassen wir die Österreicher nicht freiwillig durch, so rücken sie uns ohne Erlaubnis auf den Pelz! Szegedin ist eine offene Stadt, es gebricht ihr an allen Verteidigungsmitteln!" schreit ein dicker Groß-Schweinezüchter aus dem Alföld.

„Nicht einmal Schanzen haben wir, weil es die Regierung für angebracht hielt, die kostbare Zeit mit unnützen

Redereien und Schreibereien zu vertrödeln, statt sie der Sicherung der Stadt zu widmen!" brüllt ein anderer.

„Pfui!"

„Es ist eine Schande!"

„Das Landesschutzkomitee hat seines Amtes liederlich gewaltet, pflichtvergessen gehandelt — ich beantrage seine Versetzung in den Anklagezustand!"

Zustimmung links, Widerspruch rechts.

Der Schweinezüchter aus dem Alföld bittet ums Wort und besteigt die Rednertribüne.

„Das Landesschutzkomitee hat getan, was möglich war; daß das mögliche nur wenig war, liegt an den Umständen, nicht an ihm. —"

Widerspruch links.

Der Redner kümmert sich nicht darum und fährt fort: „Überhaupt lockt man mit Vorwürfen keinen Hund hinterm Ofen hervor. Mit den Tatsachen rechnen, das ist praktische Weisheit. Und Tatsache ist, daß mehrere Armeekorps ihren Weg durch unsere Stadt nehmen wollen und werden, ohne viel nach dem Senf zu fragen, den wir dazu geben!" —

„Oho! — Unsere Armee wird dazu wohl auch ein Wort sagen!"

Der Schweinezüchter lacht auf. „Mit unseren Soldaten können wir uns groß machen! Das eine Mal laufen sie vor einer Handvoll Serben davon, das andere Mal, wie unlängst in Groß-Becskerek, vor ein paar Honveds, die Offiziere aber betrügen und beschwindeln die Leute oder sie betrinken sich zu ungelegenster Zeit bis zur Sinnlosigkeit, daß man sie im Sattel festbinden muß, wenn's ans Reißausnehmen geht! —"

„Wer das eigene Heer schmäht —"

„Es schmäht sich selber, lieber Herr, durch die Rolle, die

es spielt! — Und was kommt dabei für uns heraus? — Nichts als Widerwärtigkeiten, Verluste und Schande! Die Welt macht sich über uns lustig, die Fabriken und industriellen Werke stehen still, die Waren und Produkte bleiben im ganzen Lande unverkauft liegen, die armen Leute haben keine Arbeit, kein Mensch verdient mehr, und wer nicht in früheren Zeiten etwas vor sich gebracht hat, der wird nächstens betteln oder stehlen können, und keiner kann's ihm verdenken!"

Er hatte einen Punkt berührt, der für eine große Anzahl Reichstagsmitglieder der wunde war, und erntete laute Zustimmung. Daß mehrere der Anwesenden lärmten und johlten, änderte nichts daran.

„Ich meine, unsere Lage ist schlimm genug, wir hätten nicht nötig, sie durch die Verweigerung dessen noch zu verschlimmern, was wir nicht verhindern können. Wenn der Feldzeugmeister Berttyö unsere Erlaubnis zum Durchzug nachsucht, so ist das eine Höflichkeit, denn er braucht sie nicht, und darum bin ich dafür, daß wir zu seinem Verlangen ja und amen sagen!"

„Und wenn er den Reichstag, die Regierung gefangen setzen läßt, als Rebellen behandelt?"

„Berttyö wird sein Wort halten, er ist ein Ehrenmann! Wer sich aber hier nicht sicher fühlt, der setze sich auf die Bahn und fahre schnell heim! — Ich fühle mich sicher und bleibe!"

„Wir auch! — Berttyö ist ein Ehrenmann!" ruft es von vielen Bänken, ruft es von der dicht besetzten Galerie.

Die Opposition versucht einen nochmaligen Einspruch, aber des Schweinezüchters Hinweis auf die wirtschaftliche Not des Landes und ihre Folgen hat seine Wirkung getan. Im Reichstag sitzen viele Grundbesitzer, viele Industrielle

und Kaufleute, und sie alle leiden schwer unter der schweren Geschäftsstockung; essen aber muß auch der begeistertste Freiheitsmann, der leidenschaftlichste Verfechter der nationalen Unabhängigkeit, und zusetzen will keiner. Dazu die Kroaten, die Serben, die Rumänen und die Ruthenen mit erhobenen Waffen im Hintergrunde, nicht zu reden von den Sozialdemokraten und Anarchisten, die bisher im geheimen das Feuer geschürt haben, es aber seit den letzten Tagen ganz offen tun!

Der Durchzug der kaiserlichen Truppen durch das separatistische Szegedin erringt sich die Zweidrittel-Majorität, und es wird beschlossen, den Husarenoberleutnant, der Berttyös Schreiben überbracht, in den Sitzungssaal rufen zu lassen.

Während der Reichstags-Präsident dem jungen Offizier das Ergebnis der vorgenommenen Abstimmung mitteilt, verlassen die Oppositionsmänner geräuschvoll den Saal.

Er erwidert salutierend: „Im Namen meines hohen Chefs, Seiner Exzellenz des Herrn Korpskommandanten Feldzeugmeister Baron Berttyö, danke ich Ihnen, meine Herren, für die der königlichen Sache, die mehr denn je auch die Ungarns ist, gewährte Forderung.

Die uns diesen Morgen zugegangenen Nachrichten lauten bedenklich. Mostar ist seit gestern morgen von Serben und Insurgenten dicht eingeschlossen, und von Belgrad aus wird ein Angriff auf Semlin und Pancsova geplant. Wir haben also keine Zeit zu verlieren, und Ungarn —"

Rufe des Unwillens, Flüche, Schmähungen unterbrechen den Offizier. — „Was, Ungarn wollen die serbischen Hunde überfallen, gemeinsame Sache mit den ungarischen Serben machen! — Solche Halunken!"

„Ich beantrage, das Landesschutzheer sofort in Serbien einrücken zu lassen!"

„Ja, wir wollen nach Belgrad marschieren!" — „Tod und Verderben den feigen Hunden!" — tost es von der Galerie herunter.

„Wir boten dem König unsern Beistand an, er hat ihn verschmäht!"

„So helfen wir ihm gegen seinen Willen! Die Hauptsache ist, daß ihm geholfen wird und daß den Serbenhunden ihre bodenlose Frechheit herausgeprügelt wird!" beantragt ein gemütlicher Fettbaß.

Dieser Vorschlag löst viele „Eljen!" aber auch heftigen Widerspruch und lautes Gelächter aus.

Als es wieder etwas ruhiger wird, sagt der Oberleutnant: „Wenn ich mir einen Rat erlauben darf, so wäre es: Behalten Sie die Freiwilligen im Lande. Nach den schlimmen Erfahrungen in Groß-Becskerek halten sich die serbischen Banden und Insurgenten an das Flachland. Seit gestern werden die Komitate Torontál, Temes und Krassó-Szöreny fortwährend belästigt, werden die dortigen magyarischen und deutschen Ortschaften geplündert, verwüstet, niedergebrannt, die Feldfrüchte vernichtet, das Vieh von der Weide getrieben! — Übrigens bin ich von Seiner Exzellenz mit der Mitteilung beauftragt: daß die Rumänen von Krassó-Szöreny und die in der Maramaros, die ebenfalls zu den Waffen gegriffen, durch Boten ihre Vereinigung mit dem III. Armeekorps anbieten ließen, falls es „gegen Ungarn gehe".

Einen nur annähernden Ausbruch leidenschaftlicher Empörung hatte man im Sitzungssaal des Szegediner Komitatshauses niemals noch vernommen.

„In die bedrängten Komitate! — In die Maramaros! — Nieder mit den undankbaren Bestien!"

Und das Schreien, das Zetern geht in ein unartikuliertes Geheul über.

„Die Filiale der österreichisch-ungarischen Bank, der ungarischen Bodenkreditbank, das Steueramt, die Sparkasse und viele magyarische und deutsche Geschäftshäuser wurden in der letzten Nacht in Arad ausgeraubt, die Verteidiger niedergemetzelt. In Fünfkirchen, in Hermannstadt —"

Man hört nicht mehr auf den Husarenoffizier, donnerndes Wutgeschrei erschüttert das Gewände des Saales.

Rufe: „Das soll ihnen eingetränkt werden!" — „Schickt ihnen das Landesschutzheer auf den Hals!" — „Es soll mit den Österreichern marschieren!" — „Wozu ist die Armee da! Doch nicht allein zur Parade und um vor den Österreichern Honneurs zu machen!" — „Ruhe! Ruhe!" — „Ich bitte ums Wort!"

Vergebliche Bitte, kein Mensch nimmt Notiz von ihr. Niemand will einer Rede lauschen, und wer etwas zu sagen hat, muß es mit aller Lungenkraft hineinschreien in das rasende Getöse.

Das tut auch der Abgeordnete, der vergebens ums Wort gebeten hat. „Sofort den Personenverkehr auf den nach der serbischen Grenze führenden Bahnlinien einstellen und Militärzüge zwischen die fahrplanmäßigen schieben, damit die Truppen rasch vorwärts kommen! Wer zustimmt, der erhebe sich! Die Zeit drängt, es muß von Formalitäten abgesehen werden."

Die Hände hochstreckend, erhoben sich alle anwesenden Abgeordneten von ihren Sitzen; nicht einer erklärt sich gegen den letzten Vorschlag!

Die Mißstimmung gegen Österreich war in diesem Augenblick vergessen, denn man sah in ihm den natürlichen Bundesgenossen gegen die gemeinsamen Gegner und Feinde, die es zu züchtigen, niederzuwerfen galt.

Stimmungsumschlag.

Wie in allen ungarischen Städten von Bedeutung, so ist auch in dem modernen großstädtischen Szegedin das Straßenleben schon in gewöhnlichen Zeiten ein äußerst lebhaftes und buntes. Der Ungar, zumal der Südungar, liebt es, einen guten Teil seiner Mußestunden in den Straßen, bei der Platzmusik und in und vor den zahlreichen Cafés zu verbringen. Zwischen die Spaziergänger und die ihren Geschäften nachgehenden schieben sich die Marktleute in ihren malerischen Trachten, die fliegenden Händler, die ihre Waren, meist Lebensmittel und Naschwerk, laut ausrufen.

Natürlich traten diese Erscheinungen des Volkslebens noch schärfer hervor, seit die Stadt die separatistische Regierung und den Reichstag in ihren Mauern beherbergte, der Fremdenzufluß, auch der Passanten, ein bedeutenderer war. Die Gasthöfe waren überfüllt, selbst die Privathäuser teilweise zur Unterbringung der Gäste herangezogen worden, und wenn auch ganz Ungarn schwer zu leiden hatte unter der Stockung von Handel und Wandel, in Szegedin merkte man nichts davon, erfreuten sich die Gewerbetreibenden und die Ladenbesitzer guter Tage.

An diesem Nachmittage aber übertraf das Straßentreiben sein gewohntes Maß noch um ein Wesentliches. Von allen Seiten rollten schwatzende, gestikulierende, aufgeregte Menschenwogen den Hauptverkehrsadern, in besonderer Dichte aber den breiten Ringstraßen und dem

Széchényiplatz zu. Eine brandende, tosende Flut, die unwiderstehlich alles mit sich fortriß, was sich nicht mit Händen und Füßen dagegen stemmte, und es grenzte an ein Wunder, daß alle die Mädchen, Frauen und Männer, die riesige Wein- und Bierkrüge, Körbe mit portionenweise aufgeschnittenem Brot, mit Wurst und Käse auf den Köpfen oder gewaltige Kessel mit dampfendem Gulasch und abgekochten Kartoffeln in den Händen heil durch das Gedränge kamen und ihren Bestimmungsort, eben die großen Plätze und die breiten Prachtstraßen erreichten.

Szegedin sah der Ankunft des III. Armeekorps entgegen, und in den herbeigeschleppten Kesseln, Körben und Krügen befanden sich die Speisen und Getränke, die den Soldaten des Feldzeugmeisters Berttyö von der Bevölkerung zugedacht worden waren. Einen Trunk frischen Wassers hatte er sich für sie erbeten, die streng separatistisch gesinnten Szegediner bewirteten sie freiwillig mit einem Mahl, so gut und so reichlich, wie es sich Hals über Kopf hatte beschaffen lassen.

Bei den Szegedinern hatte sich einer jener jähen Gesinnungs- und Empfindungsumschläge vollzogen, die dem Magyaren in den Augen der ihm Fernstehenden den Stempel unberechenbarer Launenhaftigkeit aufdrücken.

In Wirklichkeit aber hatte die Aufnahme, die man dem Korps Berttyö bereitete, mit den separatistischen Neigungen der Bevölkerung nichts zu tun. Sie bestanden in der gleichen Stärke weiter wie seit langem. Nur eins war anders geworden. — Man sah in den heranziehenden Truppen nicht mehr die Verteidiger einer, wie man sich ausdrückte, überlebten, jedenfalls aber unlieb gewordenen Staatsgemeinsamkeit, sondern die Rächer des beleidigten Magyarentums, die Bundesgenossen gegen die ohnehin ver-

haßten und verachteten Serben, Slawen und Rumänen, die sich zu empören wagten gegen ihre einstigen Überwinder. Das aber verlieh ihnen Anspruch auf die Gastfreundschaft und Dankbarkeit des Volkes.

So dachten übrigens auch die Behörden, denn der Magistrat der Stadt, das Komitat in der Person des Obergespan und das Landesschutzkomitee hatten beträchtliche Summen bewilligt zur Beschaffung von Lebensmitteln, Bier, Branntwein und Tabak zur Verteilung an das erwartete Militär. Auf dem Széchényiplatz, auf dem Tisza Lajos! Ring und an verschiedenen anderen Punkten von Szegedin waren auf ihre Weisung ungeheure Kessel aufgestellt worden, in denen heiße Würstel dampften.

Darum wurde auch das gegen 5 Uhr nachmittags unter den Klängen der Regimentsmusik einrückende III. Armeekorps mit lautem „Eljen" begrüßt.

Auf dem Széchényiplatz hatten sich zum Empfang des Kommandierenden, dem zu Ehren im Komitatshaus ein großes Diner stattfinden sollte, die Vertreter der Szegediner Behörden, das Landesschutzkomitee und der Reichstagspräsident eingefunden, und er war so taktvoll, die offiziellen Anhänger des Separatismus nicht zu übersehen. Mit derselben Liebenswürdigkeit, die er den einen zeigte, dankte er den anderen für ihr Entgegenkommen, das ihm schädlichen Zeitverlust und „viele Widerwärtigkeiten" erspare, für die „freiwillige" Überlassung der Bahnzüge und für die gastliche Aufnahme, die Szegedin seinen Offizieren und Mannschaften gewähre. Ebenso freundlich nahm er für sich und das Offizierskorps die Einladung zur Komitatstafel und die Mitteilung auf, daß der nächste fahrplanmäßige Zug erst um 6,12 nach der Richtung Semlin abgehe, dem zwischen 6,30 und 7,5 Uhr von der Bahnverwaltung ein-

geschobene Militärzüge folgen würden. Einer rascheren Truppenbeförderung hätten sich unüberwindliche technische Hindernisse in den Weg gestellt.

„Hat gar nichts zu sagen, meine Herren, diese kurze Rast gönne ich meinen übermüdeten Leuten von Herzen, und hätten Sie uns gezwungen, die Bahn mit Gewalt für uns in Beschlag zu nehmen, so wäre noch mehr Zeit verloren gegangen", antwortete der Feldzeugmeister liebenswürdig.

Die Mienen der ihn Umstehenden verlängerten sich trotzdem merklich. Die Worte: „mit Gewalt" und „für uns in Beschlag" zu nehmen, hatten ihnen sehr unangenehm in die Ohren geklungen, denn sie kennzeichneten sehr deutlich den Standpunkt, den Berttyö der separatistischen Sache gegenüber einnahm. Er fühlte sich auch in Szegedin, der Separatistenstadt, als Herr und Gewalthaber.

Die Herren von der Unabhängigkeitspartei waren aber so klug, die unliebe Bemerkung zu überhören, und der Präsident des Landesschutzkomitees sagte zuvorkommend: „Sollten die Züge, die wir Euer Exzellenz zur Verfügung stellen können, nicht ausreichen zum Transport der Truppen, so liegen vor der Stadt noch drei geheizte Dampfer, auf denen die Übrigbleibenden Aufnahme finden könnten."

„Das ist ja ausgezeichnet."

Während der Tafel bildeten „die serbischen Unverschämtheiten" und die begangene Verletzung des Völkerrechts natürlich den hauptsächlichsten Gesprächsstoff, und plötzlich sagte der Korpskommandant: „Daß die Serben wenig höher stehen als Halbbarbaren, gebe ich gern zu, denn es ist meine persönliche, auf genauer Kenntnis von Land und Leuten fußende Überzeugung, keine aus den Zeitungen zusammengeklaubte. Für die gegenwärtigen Dummheiten —

eine andere Bezeichnung gibt es nicht für Serbiens provokatorisches und unfaires Auftreten, das es seine Selbständigkeit kosten dürfte — sind jedoch die Herren Separatisten mitverantwortlich." —

Mehrere Tafelteilnehmer sprangen geräuschvoll auf, und der Obergespan, der Reichstagspräsident und ein paar Mitglieder des Landesschutzkomitees riefen wie in einem Atem: „Herr Feldzeugmeister!" —

Er blieb behaglich sitzen und sagte lächelnd, beschwichtigend, die Finger um den kristallnen Fuß seines mit dunkelglühendem Erlauer gefüllten Glases: „Bitte recht sehr, meine Herren, mir liegt jede beleidigende Absicht fern! Überhaupt spricht hier nicht der Korpskommandant, sondern Ihr Landsmann Berttyö, der ein ebenso waschechter Magyar ist wie Sie.

Daß Sie die famosen Serben direkt in keiner Weise ermutigten, daß Ihre Finger unberührt sind von dem Feuer, das jene in ganz Österreich und — Sie erleben es jetzt — auch in unserem engeren Vaterlande Ungarn entzündet haben, weiß ich wohl. Indirekt und gegen Ihre Wünsche haben Sie es aber getan! Die unglückliche Unabhängigkeitserklärung ist die Grundquelle aller Revolutionen und Revolutiönchen, die unsere Gesamtmonarchie erschüttern, freilich auch nur erschüttern, denn anhaben können sie ihr nichts. Sie auch hat das tollköpfigste unter den Balkanvölkern zu den haarsträubenden Torheiten ermutigt, die uns allen zu schaffen machen, die schon viel Blut gekostet haben und noch mehr kosten werden, die ungeheure Summen verschlingen. Handel und Industrie liegen lahm, überall herrscht Not und Elend!

Ein einiges Österreich-Ungarn, das treu zusammensteht in guten wie in bösen Tagen, ist ein Bollwerk, an dem

sich jeder den Schädel blutig stößt, der wie ein wütender Stier blind dagegenrennt. Aber ein Österreich und ein Ungarn, die sich feindlich gegenüberstehen, die jedes in sich selbst mehrfach zerrissen sind, erscheint allen als eine bequem zu gewinnende Beute. — Ich sage ausdrücklich — erscheint, obgleich es für Ungarn bis zu einem gewissen Grade damit seine Richtigkeit hat." —

Einige entrüstete „Oho!" unterbrechen den Korpskommandanten.

„Sie bezweifeln es? — Gut, so frage ich: was wollten Sie mit Ihren 130000 oder 140000 ungeschulten, mangelhaft disziplinierten, schlecht organisierten und schlecht ausgerüsteten Soldaten anfangen, müßten Sie sich gleichzeitig gegen Serbien, gegen Kroatien-Slawonien, Dalmatien, gegen die inländischen Serben, Rumänen, Ruthenen und auch noch gegen Österreich wehren?"

Manch einem wurde heiß bei dieser Vorstellung, doch keiner mochte die Antwort wiederholen, die ihm seine eigene Einsicht gab.

„Ein solcher Fall ist ausgeschlossen, Exzellenz," entgegnete der Präsident des Landesschutzkomitees, „in der nächsten Zeit wird Österreich mit sich selbst und mit Serbien zu viel zu tun haben, um sich gegen uns zu kehren."

„Das ist eine Frage für sich, meine Herren, aber leider keine lösende Antwort auf die meinige. Übrigens darf ich versichern, daß mein kaiserlicher Herr reichlich über die Machtmittel verfügt, sich Ungarn mit Waffengewalt zu unterwerfen. Jetzt würde es nicht einmal große Umstände verursachen, denn Deutschland deckt uns den Rücken. Hatte Ungarn bisher noch sehr wenig zu leiden unter den Folgen der Parlamentserklärung, die seine Losreißung dekretierte, so ist das allein den milden Gesinnungen Seiner Majestät

des Kaisers und Königs zu danken, sowie der fortgesetzten Fürsprache Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des Erzherzogs Josef August, der sein Vaterland bewahren möchte vor den Schrecken eines Bruderkrieges, vor dem Los besiegter Rebellen, ein Wunsch, in den ich mich mit dem hohen Herrn teile!"

Unter der zivilistischen Tafelgesellschaft hatte der Ausdruck „Rebellen" eine abermalige Bewegung zur Folge, nur äußerte sie sich diesmal bloß in den Mienen. Allein der Reichstagspräsident erwiderte darauf.

„Exzellenz," sagte er würdevoll, „gegen die Bezeichnung ‚Rebellen' muß ich Protest erheben. Gegen die geheiligte Person unseres gekrönten Königs haben wir uns nichts zuschulden kommen lassen, ebensowenig haben wir an die ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechte gerührt. Was wir wollen, ist die Selbständigkeit, die Befreiung von österreichischer Bevormundung, das den Völkern ebenso wie dem einzelnen zukommende Recht der Selbstbestimmung. Übrigens ist Ungarns Unabhängigkeit auf streng legalem Wege zustande gekommen — das Volk hat sie ausgesprochen durch seine gesetzlichen Vertreter."

Der Feldzeugmeister lächelte.

„Nun ja, die positive Beteiligung des Volkes wollen wir nicht näher untersuchen. Gewöhnlich wünscht es das, was in den Köpfen seiner sogenannten Führer an Wünschen lebt, die sie ihm mundgerecht zu machen wissen, indem sie es zur Unzufriedenheit mit dem Bestehenden erwecken.

Jedenfalls gebe ich Ihnen den wohlgemeinten Rat: machen Sie Ihren Frieden mit der Krone, mit Österreich und zwar ehestens! Österreich ist auf Ungarn, dieses auf jenes angewiesen zum gegenseitigen Schutz gegen die Anmaßungen und Zettelungen der Slawenbande, mit der

beide Länder überreich gesegnet sind, wie Sie jetzt auf Ihre eigenen Kosten erfahren. Ich stehe selbst nicht an, zu behaupten: Ungarn braucht Österreich noch weit nötiger, als es umgekehrt der Fall ist." —

Diese Aufstellung war zu verletzend für das magyarische Selbstbewußtsein, und unter ihrem Druck brachen die Dämme kluger Mäßigung.

Seelenruhig ließ Berttyö den Sturm verrauschen, dann versetzte er: „Ich will Ihnen meine Ansicht begründen, meine Herren. Österreich mag angegriffen werden, von wem es sei, von äußern oder von innern Feinden, es darf auf die Bundestreue seines mächtigen Nachbars — auf Deutschland zählen, es wird nie vereinsamt dastehen! — Auf wen aber wollen Sie sich stützen im Falle eines Angriffs — auf Serbien, auf die Türkei — oder auf Italien? — Wo ist die Interessengemeinsamkeit, der feste, der unerläßliche Kitt für dauernde Völkerfreundschaften? Weshalb sollte Italien sich jemals um Ungarns willen in Ungelegenheiten bringen? — Heute lächelt es Ihnen allerdings zu — warum? Weil Sie im Begriffe stehen, Österreich zu demütigen, sein Ansehen zu schwächen, es zu schädigen! Gelänge es Ihnen wirklich, so würde dieses liebe Italien sich in fünf oder in zehn Jahren, jedenfalls aber bei der ersten Gelegenheit, gegen Sie kehren! — Warum? Weil zur heiligen Stefanskrone Gebietsteile gehören, die es sich gar zu gern selbst einverleiben möchte. — Wer mich widerlegen kann, den bitte ich es zu tun."

Keine Stimme wurde laut, und nachdem Feldzeugmeister Berttyö ein paar Augenblicke gewartet, begann er wieder: „Warum also wollen Sie sich den Slawen, der slawischen Tücke überliefern, die wie die Ratten an Ungarns Fundament nagen werden, bis der schöne, stolze Bau in

sich selbst zusammenbricht? — Sie haben sich wohl befunden unter dem alten Dualismus, der Ihnen jede wünschenswerte Selbständigkeit gewährleistete und zugleich an Österreich einen zuverlässigen Rückhalt bot. Das Land hat in der dualistischen Periode auf allen Gebieten einen außerordentlichen Fortschritt gemacht, sich zu einem durchaus modernen, blühenden Staat entwickelt, der stolz sein dürfte auf seine geistigen und wirtschaftlichen Errungenschaften!

Ich maße mir nicht an, Einfluß üben zu wollen auf Ihre Gesinnungen und Anschauungen. Ich habe lediglich die meinigen geäußert. Es sind die eines Vollblut-Magyaren, der stolz ist, einer zu sein, der keiner andern Nation angehören möchte als der magyarischen! — Und nun, meine Herren, lassen Sie uns für heute zum letztenmal die Gläser leeren — auf Ungarns, unsers teuren, großen Vaterlandes ferneres Wohl und Gedeihen — eljen! — eljen! eljen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

In den Straßen von Szegedin ging es lärmend zu, besonders in jenen, in denen sich die Mannschaften des durchziehenden III. Armeekorps gelagert hatten und sich der Genüsse freuten, die ihnen die Gastfreundlichkeit der Szegediner bescherte. Um die zu Pyramiden zusammengestellten Gewehre saßen sie, schmausend aus Schüsseln und Töpfen, mit den vergnügt zuschauenden Bürgern plaudernd, die ihre Feldflaschen füllten, Tabakpäckchen verteilten und dabei Fragen stellten, endlose Fragen, die alle den Zug nach Serbien betrafen.

„Haut die schäbigen Mistfinken, laßt keinen entwischen, schlagt ihre Lehmbaracken zusammen, sie verdienen's nicht besser! Sich wie die Diebe bei Nacht und Nebel in ein

fremdes Land schleichen — und das will ein zivilisiertes Volk sein!" hieß es hier, und die lebhaften Augen des muntern beweglichen Mannes aus dem Alföld sprühten Funken der Entrüstung. — „Zeigt den Tagdieben, den Prahlhänsen, was eine Armee ist, eine wirkliche Armee, die ihr Handwerk gelernt hat, nicht eine Herde Kerle, die in einer dreckigen Uniform stecken! Ich habe bei den Liechtenstein-Husaren gestanden, vierzehn volle Jahre, ich hab's bis zum Vizewachtmeister gebracht, und das will was heißen! Ich weiß, wie's zugeht bei einer richtigen Truppe, und was da einer leisten muß, damit er's zu was bringt!" erzählte ein andrer, und die zum Teil schon grauköpfigen Männer schmunzelten in der Erinnerung an die eigene Militärzeit mit ihren Freuden und Leiden. — „Und ich hab bei den Honveds gedient, der alte Papa Szigloſſyi Andor war mein Hauptmann, Gott hab' ihn selig, er ist vor drei Jahren gestorben! Das war ein kreuzbraver Mann und seinen Soldaten ein Vater! Ist er auf den Kasernenhof gekommen, so hat's geheißen: ‚Guten Morgen, Schweinebande, verdammte, dreckige!' — Das war aber nicht mehr und nicht weniger, als wenn ein andrer sagt: ‚Guten Morgen, meine lieben Söhnchen!' — Es geht nichts über die Honveds!"

„Na, dann freut Euch nur, alter Herr," versetzte der Infanterist, in dessen Rücken die Unterhaltung stattfand, „morgen kommen fünf oder sechs Honvedregimenter durch Szegedin, um an der Grenze zu uns zu stoßen; da könnt Ihr Wiedersehen feiern!"

„Die Honveds gehen mit euch?" —

„Warum nicht? — Sie sind des Kaisers Soldaten wie wir, wollen bloß gegen euch nicht vom Leder ziehen." —

„Es hat aber doch geheißen, sie sollten uns helfen, die

nichtsnutzigen Kroaten, die Dalmatiner und das sonstige slawische Gesindel im Zaum zu halten!"

„Ach was, das besorgen wir alle miteinander, wenn's drauf und dran kommt!"

„Das ist recht!" und noch ein weiteres Tabakpäckchen glitt in des Soldaten Tasche.

Aber nicht allerorten in der Stadt herrschte dieses freundliche Einvernehmen zwischen den Szegedinern und dem Militär, nicht überall ging es so gemütlich und vergnüglich zu wie auf dem weiten Széchényiplatze.

In einem Gäßchen unweit der Theiß stand ein junger Korporal vor einem kleinen Hause, über dessen schmaler Eingangstür ein blaues Schild mit der Aufschrift hing: „Becs, Férencz, Zischmenmacher", und starrte an den Fenstern in die Höhe.

Er stand eine gute Weile, ehe er sich entschloß, die Hausflur zu betreten und die erste Tür links nach bescheidenem Pochen aufzuklinken. Er kam in eine geräumige Küche. Neben dem Herde saß eine ältliche Frau, die Kartoffeln schälte, dicht am Fenster auf einem Dreibein ein schon weißhaariger Mann mit tiefgebräuntem Gesicht, das ein nadelspitz zusammengedrehter, wagerecht hinausstehender Schnurrbart von unglaublicher Länge zierte. Der Alte sah finster aus, und es lag etwas Grimmiges in den Bewegungen, mit denen er die dicken schweren Schnüre in zierlichen Verschlingungen an den Schaft eines ungarischen Halbstiefels nähte.

Das Niederdrücken der Klinke hatte die Aufmerksamkeit von Mann und Frau erregt, beide schauten in die Höhe, beide erblickten gleichzeitig den Eintretenden; die Wirkung dieses Besuches war aber auf jeden eine andre. Der hastig aufstehenden Frau schoß eine Blutwelle ins

Gesicht, in das des Mannes trat ein Ausdruck aufschäumenden Zornes.

Sofort wendete sich sein Blick wieder, und er sagte ohne die Arbeit zu unterbrechen, kurz, rauh: „Geh, ein Feind Ungarns hat keinen Platz in meinem Hause!"

„Vater — wer weiß, ob ich aus Serbien heimkomme —"

Der Zischmenmacher schlug mit der Hand auf den Werktisch, daß die Schuhnägel und Stifte in ihren Schüsselchen hochsprangen.

„Warum hab' ich dich mit noch nicht 18 Jahren zu den Soldaten gelassen? — Warum? Damit du die Wahl hast haben sollen, wohin du willst! — ‚Zu den Honveds!' hab' ich dir gesagt, und du, was hast du getan? Du hast dich zur Infanterie gemeld't!"

„Aber zu einem ungarischen Regiment, Vater!" mischte sich die Frau ein, die voll Stolz das Korporalabzeichen auf ihres Sohnes Uniformkragen bewundert.

„Ich hab' halt hinaus gewollt, in die Welt, was sehen —"

„Kannst dir jetzt Serbien anschauen! — Wärst du ein echter Magyar, so hättest du das nicht nötig, könntest warm in einer Honvedkaserne sitzen bleiben!" brummte Bacs ingrimmig.

„Die Honveds sind auch an die Grenze kommandiert —"

Er lachte laut auf, der fanatische alte Alföld-Magyar.

„Kommandieren können's, so viel's wollen, das ist kein Kunststückel, ob ihnen aber die Leut' kommen, das ist eine andre Frag'!"

„Schon morgen marschieren die ersten hier durch, die Honveds sind dem König so treu, wie wir! Nur gegen Ungarn wollen sie nicht fechten, und das verlangt er auch nicht!"

Als der Zischmenmacher gehört, daß die nationale Armee

mitmacht, hatte es ihm einen scharfen Ruck gegeben, jetzt stieß er einen derben Fluch aus und knurrte: „Es gibt keine echten Magyaren mehr, feige, elende Hunde seid ihr alle!“ Dann nimmt er wieder seinen Halbstiefel vor und fährt fort, die Schnüre an den Schaft zu nähen.

Der Korporal aber steht noch unbeweglich an der Tür und schaut unschlüssig vom Vater zur Mutter, die ihm verstohlen allerlei Zeichen macht. Endlich entschließt er sich, einen Schritt vorwärts zu tun, und die Hand ausstreckend, bittet er: „Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen auf Erden — Vater, gib mir wenigstens die Hand!“

„Nein, du dienst Ungarns Feinden!“ antwortete der Alte hart.

Da wendet sich der Sohn ohne ein weiteres Wort und schleicht sachte aus der Küche. Die Frau folgt ihm, und Bacs tut, als sähe er es nicht.

Draußen aber leert die Mutter den Inhalt ihrer Geldbörse in des Korporals Hände, schiebt ihm einen hastig vom Rockbund losgenestelten Rosenkranz in die Tasche und flüstert dabei: „Trag' ihn auf der Brust, Antal, es hängt ein Amulett daran!“ Dann faßt sie mit beiden Händen seinen Kopf und küßt ihn unter leisem Schluchzen auf Mund und Wangen.

„Brav bist, sonst wärst nicht in zwei Jahren Korporal geworden, und das ist die Hauptsach! — Die heilige Jungfrau sei mit dir! Den Rosenkranz legst mir auf die Brust, vergiß es nicht! Schreib, so oft es geht, ich schick dir Geld von meinem Ersparten. Die Brief mußt an die Nina-Néni schicken. — Und wegen dem Vater gräm dich nicht, der wird schon noch anders!“

So geht es in einem Atem weiter, bis der junge Mann sich losreißt und ihr noch einmal die zerarbeitete Hand drückt.

„Leb wohl, Mutter, 's pressiert, wir fahren ab. — Wenn es der liebe Gott will, sehen wir uns bald wieder!"

„Vergiß aufs Schreiben nicht!"

„Nein, nein, so oft ich Zeit und was zum Schreiben hab!"

Noch ein Winken, und der Sohn springt über die Schwelle. Es ist die höchste Zeit, er muß laufen, will er noch rechtzeitig den Bahnhof erreichen, sich nicht die erste Strafe holen in zweijähriger Dienstzeit. — Die Frau aber lehnt sich gegen die Wand und schluchzt noch ein Weilchen in die vorgehaltene Schürze hinein — der „Alte" drinnen darf es nicht hören, er hat kein Gefühl mehr für den Sohn, der verblendete alte Narr!

Inzwischen hatte aber der „verblendete alte Narr" immer wieder mit den pechgeschwärzten Fingern über die Augen gewischt. Es lag ein so lästiger Schleier davor, er behinderte ihn bei der Arbeit. Schämen muß er sich vor sich selbst, eine „infamige Schwäche" ist's, denn der Antal hat sich freiwillig zu den Österreichern gemeldet!

„Freiwillig! — Freiwillig, wo er doch zu den Honveds gekonnt hätte!" — Darüber kommt Meister Bacs nicht hinaus.

Und dennoch kehrt der Schleier wieder.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der österreichische Rachezug durch Serbien war in vollem Gange, und die Nachrichten, die in die Heimat gelangten, lauteten erfreulich — wenn man es über sich brachte, der langen Toten- und Verwundetenliste zu vergessen. Den ersten Sieg hatte die österreichisch-ungarische Armee bei Semendria erfochten, noch manch einer war ihm gefolgt, zwei Armeekorps rückten bereits gegen die nicht unwichtige Stadt Schabatz vor, einen der Haupthandelsplätze, und die

Regentschaftsregierung hatte bereits zu dem verzweifelten Mittel der Bauernbewaffnung gegriffen, um das weitere Vordringen der Österreicher in das Landesinnere durch das Entgegenwerfen kompakter Massen wenigstens aufzuhalten. Auch die „freiwilligen Helfer", soweit sie nicht schon in die Heimat zurückgekehrt waren, um das eigene Land zu schützen, wurden aus Bosnien herbeigerufen. Auch die Meldung von dem Falle Belgrads konnte kaum mehr lange auf sich warten lassen. Zweimal schon waren die Serben, als sie einen Ausfall versucht, unter den schwersten Verlusten zurückgeworfen worden, und der Ring der Belagerer verdichtete sich durch fortgesetzte Truppennachschübe immer mehr.

Die rechte Freude aber hatte niemand an den einlaufenden Siegesberichten, auch jene nicht, die weder einen Toten noch einen Verwundeten zu beklagen, die überhaupt keinen ihrer Lieben im Feindeslande hatten. Die allgemeine Lage war eine zu trostlose, man hatte das Freuen verlernt.

In den cisleithanischen Provinzen des Reiches waren Not und Elend infolge der allgemeinen Arbeitslosigkeit bis zur Unerträglichkeit gestiegen, hatten sie eine Ausdehnung erreicht, daß auch die großzügigste Privatwohltätigkeit nicht viel mehr zu lindern vermochte. Ganz besonders schlimm stand es in den großen Industriebezirken und in den größeren industrie- und gewerbreichen Städten; dort hatte man, auch in Wien selbst, schon verschiedene Fälle von Hungertyphus zu verzeichnen, und die Sanitätsbehörden, die Ärzte befürchteten den Ausbruch einer Epidemie, denn die schlecht und ungenügend ernährten Menschen vermochten den Angriffen der Krankheit keinen Widerstand zu leisten. Die Sterblichkeit stieg von Tag zu

Tag und hatte in Wien bereits die Höhe von 48—52 vom Tausend erreicht.

Dazu zuckte und flammte es in den slawischen Kronländern immer bedenklicher; so stark auch allenthalben die militärische Besatzung war, forderten die Anarchisten offen zu Mord und Raub, die anarchistisch angehauchten Sozialdemokraten zur Revolution auf.

In Ungarn standen die Dinge nicht viel besser, und zu der Not des Volkes gesellten sich noch die andauernden Untaten der inländischen Serben und Rumänen, die stetig an Ausdehnung gewannen, ohne daß die separatistischen Truppen, die das Szegediner Landesschutzkomitee in die am schwersten von den Empörern heimgesuchten Komitate entsendet, diesem Treiben einen wirksamen Damm entgegenzusetzen vermocht hätten.

Nur in Szegedin selbst schloß man hartnäckig die Augen vor den Bildern der Wirklichkeit, wollte man nicht sehen, was aller Welt längst offenbar war: die gänzliche Unfähigkeit der separatistischen Regierung und des Landesschutzheeres, Ungarn nur gegen die Feinde in seinem Innern zu schützen. Dort träumte man, jede Siegesnachricht mit lautem Jubel begrüßend, von einem niedergeworfenen, einem ohnmächtigen Serbien, das man sich als eine Art ungarischer Provinz dachte. Und während die Szegediner sich diesen Phantasien hingaben, wurde ihr Oberst Orzfálva, der für einen der tüchtigsten separatistischen Offiziere galt, als er mit seinem 25000 Mann starken Korps gegen Esseg marschierte, von den kroatisch-slawonischen Freischaren, denen sich zwei meuternde serbo-kroatische Regimenter angeschlossen, über die Drau zurückgetrieben, ehe es zu einem ernsten Kampf gekommen war.

Bei dem Bekanntwerden dieser schmachvollen Nieder-

lage zog ein Wutschrei durch ganz Ungarn. Geschlagen von den Kroaten, von den Slawoniern, die man überhaupt keiner Beachtung wert gehalten, die man als untergeordnete, geringwertige Menschen zu betrachten sich gewöhnt hatte!

„Was soll geschehen, wie soll es werden?"

Im Szegediner Reichstag wurde diese Frage tagtäglich erörtert. Alle fühlten die unabweisbare Notwendigkeit energischen Handelns, sollte die separatistische Nebenregierung samt ihrem Reichstag und ihrem Heer nicht zu einer albernen Farce werden. Ihre Anhänger minderten sich ohnehin schon bedenklich, in Nord- und Westungarn waren bereits verschiedene Städte und Gemeinden abgefallen, auf dem flachen Lande wurden ihre Steuererheber vielfach an die Luft gesetzt, die freiwilligen Zuwendungen flossen spärlich, in den Kassen trat allmählich Ebbe ein.

Wie brennend diese Fragen aber waren, wie lange und hitzige Debatten sie auslösten, ein brauchbarer Vorschlag stand noch aus. Das einzige, worüber sich der Reichstag zum Schluß jeder seiner Tagungen schlüssig machte, war: „Aushalten solange es geht!"

Dazu schrieben die unionistischen Zeitungen: „Die Herren Separatisten werden solange ‚aushalten', bis man sie an den Ohren herbeiholt wie ungebärdige Schulbuben! Sie scheinen noch immer nicht zu begreifen, daß sie nur noch ein Scheinleben führen, ein Schemen sind, und erweisen dadurch ein weiteres Mal ihre vollständige Regierungsunfähigkeit."

Einige Tage später meldete dasselbe Blatt, daß die Komitate Arad, Bihar, Krassó-Szöreny, die ihre separatistischen Gesinnungen von allem Anfang mit besonderer Begeisterung kundgetan, durch die ihnen gesandten Schutztruppen

vom Separatismus vollständig geheilt worden wären. Sie hätten sich an die königliche Regierung nach Budapest gewendet mit der Bitte um militärische Hilfe gegen die räuberischen Horden der Empörer. Es wären schon die umfassendsten Maßregeln getroffen, Truppen unterwegs nach den allen Schrecken der Anarchie preisgegebenen Gebieten, deren Blüte und Wohlstand auf Jahre hinaus vernichtet sein dürfte.

An diese Meldung reihte sich eine Liste aller bisher bekannt gewordenen Greueltaten der revoltierenden Serben und Rumänen, der zerstörten industriellen Werke und der öffentlichen wie privaten Gebäude, der verwüsteten Guts- und Bauernhöfe. An diesen Scheußlichkeiten hätten sich an verschiedenen Orten übrigens auch die Söldner der Separatisten sehr ausgiebig beteiligt, um sich eine Zulage zu ihrem schon länger rückständigen Sold zu verschaffen. — Zum Schluß hieß es: „Kein widerlicheres Schauspiel als der gänzliche Mangel an Patriotismus bei den Separatisten, die angesichts der grauenhaften Zustände, in die sie ihre Anhänger, in die sie das ganze Land gestürzt haben, in Szegedin leere Wortkämpfe führen und ihren aussichtslosen Starrsinn pflegen."

Und das seit langen Jahren aufgereizte und gleichzeitig durch die großartigsten Verheißungen geblendete Volk, jetzt entnüchtert und niedergedrückt durch die täglich wachsende Not, lernte wieder klarer sehen und sagte zu den Ausführungen und den Schimpfereien der Unionisten: „Und sie haben recht, früher war's wenigstens erträglich!"

Die Deutschenschlächterei in Pardubitz.

Trapp — trapp! — Trapp — trapp! dröhnten die taktmäßigen Tritte der Soldaten über das nicht sonderlich glatte Straßenpflaster von Pardubitz.

Es war eine Kompanie Infanterie, die mit aufgepflanztem Bajonett, 20 bis 25 Zivilisten mit sich führend, durch das Städtchen marschierte. Wie das unter der tschechischen Bevölkerung Böhmens und Mährens gegenwärtig an der Tagesordnung war, hatten sich auch hier viele Reservisten und Landwehrmänner nicht zu ihrer Truppe gefunden. Deshalb waren Soldaten gekommen, um ihnen den Weg dahin zu zeigen, deshalb führten sie den Marsch wider Willen mit kreuzweise gebundenen Händen aus. Und diese Vorsichtsmaßregel mochte wohl am Platze sein, denn aus den finstern Augen der braunhäutigen Burschen lohte gärender Haß.

Übrigens waren die Blicke der Bürger von Pardubitz um nichts freundlicher, als sie „den Schergen deutscher Tyrannei" nachschauten. Sie ließen es nicht bewenden bei Blicken und stillen Verwünschungen, bei Teilnahms- und Abschiedsrufen, sie ermahnten die Scheidenden laut: unter keiner Bedingung gegen die Stammverwandten in Bosnien und Serbien vorzugehen, nicht gegen sie zu fechten, und den eskortierenden Soldaten ballten sie drohend die Fäuste entgegen. — Vor dem Rathause, wo sich die Mannschaften

nach beendeter Aushebung der Säumigen zum Abmarsch gesammelt hatten, gewann es sogar den Anschein, als wollte das Volk die Arrestanten mit Gewalt befreien. Das Murren der zusammengerotteten Menge erreichte einen bedrohlichen Grad, und der Bürgermeister trat offen auf ihre Seite. Mit echt tschechischer Unverfrorenheit erhob er Einspruch gegen die sofortige zwangsweise Abführung der Gehorsamsverweigerer und setzte mit erhobener Stimme, in der offenbaren Absicht, von allen verstanden zu werden, hinzu: die Bevölkerung sei der deutschen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen müde, werde sich einer derartigen Gewaltmaßregel nicht gutwillig fügen. Käme es zu Blutvergießen, so fiele die Schuld auf jene, die den Anlaß dazu geboten, nicht auf die Pardubitzer, die nur ihre Pflicht erfüllten, indem sie sich der Ihrigen annähmen.

Da riß dem Hauptmann die Geduld, er ließ seine Leute sich schußbereit machen und erklärte: er würde jeden Versuch zur Befreiung der Arrestanten durch eine volle Salve beantworten und jeden niederschießen lassen, der ihnen oder seinen Mannschaften auf drei Schritt nahekomme. Diese Drohung tat ihre Schuldigkeit; die Pardubitzer beschränkten sich aufs Schimpfen, Verwünschen, aufs Drohen, ließen aber die Soldaten und ihre Gefangenen ungehindert abziehen.

Trapp — trapp! — Trapp — trapp! verklangen die Tritte der Infanteristen und die der „jammervollen Opfer brutaler Gewalt", allmählich schwächer tönend, auf der staubharten Landstraße, die sich zwischen Acker- und Wiesengründen nordwärts gegen Königgrätz zieht. —

Je weiter sich das Militär entfernte, um so lauter wurde es in Pardubitz.

Aus allen Häusern stürzten Weiber heraus, die sich wie

Furien gebärdeten, und ihre Lippen strömten über von Verwünschungen und anstachelnden Reden.

„Su ane Schand, sitzens hier in Stadt vile tausend Mannsleit und schauens schläfrig zu, wie schleppens paar Suldaten Kinder, Brüder, Kameraden ihriges furt zu Schlachbank wie ane Herd Kälber!" — „Habt's kane Messer zum Stechen, kane Revulver zum Schießen, kane Priegel zum Draufschlagen — sans Arm eiriges vun Wachs?" — „Schamt's eich!" — „Pfui Deixel!" — „ise das Schand, Tschechenkinder missens Merder werden vun Busniak braves, von Serb armes, missens sich lassen tutschießen, weil ihr habts kane Kurasche nix! — Und Männer wullt's ihr san? — Kerl dummes seid's — Hasenfieß!" — „Kane Böhm brauchts Kaiser vun Österreich mehr zu dienen, geht's ihn nix an! Worum hat er nit gehalten Versprechen saniges?" — „Habens mir Mähren kriegt, habens mir alte Rechte wieder?" — „Nix ham mir, wie's ise gangen ans Unterschreiben, hat's der Kaiser nix mehr davun wissen wullen!" — „Su wullens mir au nix mehr wissen vun Suldaten saniges!"

So kreischten die Weiber in allen Häusern, in allen Straßen, und die Mienen der Männer, ließen sie es auch nicht an rohen Gegenreden, selbst nicht an Tätlichkeiten fehlen gegen die Anklägerinnen, verfinsterten sich mehr und mehr, verzerrten sich unter dem Toben der in ihnen kochenden Wut, des Grimmes, des Hasses und — uneingestandener Scham. Die Furien aber setzten ihre wahnsinnstolle Hetzarbeit unermüdlich fort, immer wieder angefeuert durch die Beifallsrufe der Zeugen dieses Auftritts.

Seinen Höhepunkt aber erreichte der Tumult vor dem Rathause.

Dort schrien, heulten auch noch die Mütter, die Frauen,

die Kinder, die Schwestern und die „Schätze" der Eingezogenen. Die einen verlangten unter den bittersten Vorwürfen, den heftigsten Anklagen, der Bürgermeister solle ihnen die entführten Ihrigen wiederschaffen, die andern forderten Brot, bis er schließlich an ein geöffnetes Fenster trat, um an den unten kreischenden und tobenden Menschenhaufen eine Ansprache zu richten.

„Was ich habe tun können, um euch vor diesem schweren Unglück, vor den Diktaten der rücksichtslosen Gewalt zu bewahren, das habe ich getan — dafür sind Hunderte von Zeugen vorhanden," sagte er. „Die rohe Soldateska und ihr ebenso roher Führer haben aber weder auf meine Stimme noch auf die der Menschlichkeit gehört, und meine Macht reicht nicht aus, um euch zu helfen; ich kann nicht verhüten, daß die braven Söhne unsrer Stadt in einen Krieg getrieben werden, den sie verabscheuen, daß sie gezwungen werden, sich zu Mördern und Henkern ihrer Stammesverwandten gebrauchen zu lassen — ich kann nur mit euch weinen und trauern über ihr — über euer — über unser aller Los!

Eins aber will ich — euch Armen den Vater, den Gatten, den Sohn, den Bruder ersetzen, so gut ich es vermag! — Berater und Freund will ich euch sein, und darum warne ich: weint und klagt, hungert und dürstet in der Stille, im geheimen, denn wir sind umrungen von Feinden, die uns den Fuß auf den Nacken setzen, die uns in die härteste Knechtschaft stürzen, die jeden Funken selbständigen nationalen Lebens in unserm herrlichen Lande auslöschen möchten, damit die Deutschen seine unumschränkten Herren würden! — Nie hat Böhmen solche Unmassen von Militär auf seinem Boden gesehen als jetzt, wo wir endlich — endlich frei werden sollten von dem unerträglichen

Joch! — Und nicht genug daran, Österreichs Freunde und unsre Feinde, die Soldaten des deutschen Kaisers hat man uns als Wachen vor unsre Tür gesetzt! Es vergeht kein Tag mehr, wo nicht frische Regimenter an der Grenze erscheinen, und sie alle warten voll Ungeduld des Winkes, der sie anweisen wird, über uns herzufallen, uns zu vernichten!

Ich warne euch nochmals: hütet euch vor den Deutschen — schafft sie euch vom Halse — vielmehr: haltet sie euch vom Halse, gleichviel ob es Deutschösterreicher, ob es Deutsche aus dem Reich sind!

Übermorgen werde ich mit den Vätern der Stadt beraten, wie wir euch, arme Beraubte, wenigstens vor dem äußersten Elend bewahren können."

Ein junges Weib, in jeder Hand ein kleines Kind hochhaltend, stürmte gegen das Rathaus.

„Übermorgen wullt's erst beraten? — Damit me Hilf kriegen, wann sans me vorhungert? — Na, Pane* Burgermeister, dadrauf laß me uns nit an! Daham im Häusel ham's me kane anzige Stickel Brot meh, und Kindel wullens essen. Warum Pane Burgermeister hat's erlaubt, daß Suldaten wegstehlen Mann meiniges, jetzt kanns surgen für arme Madel klane! — Da sans und da bleibens!"

Und flugs saßen die beiden schreckensstarren Kinder unter der Wölbung des Rathauseinganges.

Die Mutter aber drängte sich durch die stauende Menge und schluchzte laut: „Fatschenkindel** nimm ich mit me ins Wasser! Liebes Gott sull's me verzeihen, ich weiß me nit anders zu helfen!" Und als ein paar Männer ihr den

* Herr.

** Wickelkind.

Weg verlegten, sie mit Gewalt zurückhielten, kratzte, biß und schlug sie um sich wie eine Tobsüchtige.

Der mit schäumender Wut vermischte Schmerz dieser Weiber, das Weinen und Schreien der verstörten Kinder, die fortdauernden Hetzereien und die Rede des Bürgermeisters hatten die Massen in eine Art Rausch versetzt. Die Aufregung, der Tumult wuchsen von einer Viertelstunde zur andern, und als bald nach fünf Uhr, fast eine Stunde früher als sonst, aus allen Fabriken und Werkstätten die Arbeiter und Arbeiterinnen herausströmten, um einzustimmen in das Gebrüll und Gejohl, da gab es kein Halten mehr.

Die Behörden aber taten nichts, um dem wüsten Treiben ein Ziel zu setzen. Die Ortspolizei und die in Pardubitz stationierten Gendarmen, gleichfalls Tschechen, zeigten sich gar nicht, der tschechische Bezirkshauptmann aber forderte die Leute in lauen Worten auf, ruhig zu sein und heimzugehen. Als niemand auf ihn hörte, zog er sich schweigend zurück, ohne Sicherheitsmaßregeln zu treffen.

Plötzlich kreischte eine scharfe Stimme aus dem Gewühl heraus: „Me wullens kane Deitsche, me wullens kane Juden meh in Stadt! Jagts ihnen hinaus, räucherts Nester ihrige aus!"

Ein nervenerschütterndes Beifallsgeschrei beantwortete diese Aufforderung, zahllose „Zivio!" durchschwirrten die Luft und weiter ging das Rufen: „Jagts die Deitschen — jagts die Juden furt — brennts Häuser ihriges nieder!" — „Nieder mit verfl— Österreich!" — „Rächens me die Vergewaltigten!" — „Huch Serbien!" — „Schlagts alle tut — alle!" —

Als sich die Schleier der Nacht über Pardubitz aus-

gebreitet hatten, deckten sie eine Stätte der Verwüstung, aus der allenthalben, in der Stadt selbst wie in ihren vier Vorstädten, Flammen hervorstiegen.

Die Tschechen hatten unter der kleinen deutschen und unter der zahlreicheren israelitischen Bevölkerung von Pardubitz ein grauenvolles Blutbad angerichtet, weder wehrlose Greise, noch Kranke, noch Kinder geschont. In den Straßen lagen massenhaft verstümmelte, zerfleischte, ja zerrissene Leichen, und wo ein Unglücklicher noch stöhnte, dem wendete sich die Wut des entmenschten Pöbels von neuem zu und vergrub sich in seinen Wunden, immer wieder neue Qualen ersinnend. Und diese grausen Bilder einer bestialischen Mordsucht erleuchteten gleich Riesenfackeln die ausgeraubten Häuser der Gemordeten. Wo es ohne Gefährdung tschechischen Eigentums hatte geschehen können, war Feuer an die Gebäude gelegt worden.

Die nachfolgenden amtlichen Feststellungen ergaben, daß von den über zweitausend Deutschen und Israeliten, die in Pardubitz gewohnt hatten, nahe an die sechshundert ein Opfer der bis zum Exzeß gesteigerten Volkswut geworden waren.

Dem entfesselten Pöbel genügte das aber nicht. Er hatte seine scheußliche Mordarbeit, seine Räubereien und Brandlegungen kaum zu Ende gebracht, als er in dichten Haufen vor die Zwangsarbeitsanstalt zog, Tore und Türen demolierte, Eisengitter brach und die Anstaltsinsassen in Freiheit setzte.

Die Polizei, die Gendarmerie und die Behörden schauten aber auch alle dem schweigend zu. Zwar richteten Bezirkshauptmann und Bürgermeister nach Königgrätz und Josefstadt die telegraphische Bitte um militärische Unterstützung, aber sie warteten damit, bis die schlimmsten

Greuel verübt waren, bis die Bauern aus den umliegenden tschechischen Dörfern in Scharen einströmten, um den Bürgern bei der Verteidigung ihrer Stadt gegen die „deutschen Hunde" beizustehen.

Um 7 Uhr morgens stand ein Bataillon Infanterie vor Pardubitz, das die Bewohner und ihre bäuerlichen Genossen während der Nacht durch Barrikadenbauten von der übrigen Welt abgesperrt hatten. Über den oberen Rand der Wälle aus aufgeworfener Erde und Pflastersteinen hingen die furchtbar zugerichteten Leichen der Erschlagenen, die Köpfe nach abwärts gekehrt. Die Verteidiger aber lagerten in Gesellschaft von Wein-, Bier- und Branntweinfässern hinter diesen Bauten und empfingen die Truppen mit lebhaftem Gewehr- und Revolvergeknatter.

Es verstummte aber sehr bald unter dem Feuer der Infanteristen, unter dessen Schutz die Barrikaden eingerissen wurden, und um 3 Uhr befand sich die ganze Stadt in der Gewalt des Militärs, waren Straßen und Plätze gesäubert, saß der größere Teil der vom Volke befreiten Häftlinge wieder hinter Schloß und Riegel in der Zwangsarbeitsanstalt, die von den Soldaten, so gut es ging, gegen Ausbrüche gesichert wurde. Blut war aber verhältnismäßig viel geflossen. Die Reihen der Infanteristen wiesen manche Lücke auf, die Verteidiger hatten an Toten und Verwundeten über 100 Mann und 11 Weiber verloren, die sich als Steinwerferinnen massenhaft am Kampfe beteiligt hatten. Durch Gefangennehmung aber hatten sie noch größere Verluste erlitten.

Die Suche nach den Rädelsführern blieb leider ohne Erfolg. Niemand wollte sie kennen, niemand sich an die Einzelheiten der stattgehabten Vorgänge entsinnen. „Wie ane Blitz is es kummen — bums hat's eing'schlagen und

au schun an alle Ecken lichterluh brennt! — Gruße Gott, wie sull me auch was wissen, wann hat me gehabt sulchene grußmächtige Schreck!"

Das war der einzige Bescheid, der von den braven Tschechen zu bekommen war. Viele trieben die Heuchelei soweit, den Soldaten gegenüber sogar weidlich zu schimpfen auf „Gesindel nixnutziges, was hat gehaust wie liebe Vieh!" — Die Deutschen und die Israeliten aber wußten nicht viel mehr zu sagen, als daß „alle unter einer Decke stecken, auch der Bezirkshauptmann und der Bürgermeister, die sie stets zugunsten der Tschechen benachteiligt und zurückgesetzt" hätten. Über sie war das gräßliche Unglück tatsächlich wie ein Blitz hereingebrochen, und wenn sie auch in der Lage waren, den einen oder den andern Unhold mit Namen zu nennen, so war ihnen doch unbekannt, wer das Blutbad angestiftet, denn sie hatten sich schon zu Beginn des Lärms nicht mehr aus ihren Behausungen herausgewagt.

Die Nemesis.

Eine düstre Nacht, ein schwüles Gewitterbrüten hängt über der Gegend. Schon auf fünf Schritt verschwimmt alles in grauschwarzen Tönen, daß nichts mehr mit Sicherheit bestimmt werden kann, so tief haben sich die schweren Wolkenbänke gegen die Erde heruntergesenkt. Weit und breit lagert eine öde Stille. Nichts ist vernehmbar als das grelle Gequake der Frösche in den feuchten Wiesengräben, und aus größerer Entfernung herüberdringend das Rauschen des Elbstromes. Ein Birkengehölz zur Linken des Bahndammes steht unbewegt, das tiefdunkel getönte Baumlaub in sprühendem Glanze. Myriaden von Glühwürmchen sitzen im Geblatt der Bäume, im Moos des Bodens zu Füßen der Stämme, leuchtend, funkelnd, glühend wie Diamanten.

So ist es seit Stunden; jetzt aber geht ein jähes Erschauern durch die Natur, dann ein langgezogenes Klagen. — Es ist der Wind, der einsetzt. Er hat einen tiefen Atemzug getan und bläst die Luft wieder von sich. Das wiederholt sich mehrmals, bis er aus beiden Backen bläst, daß die schwankenden Birken sich hier- und dorthin neigen und die Laterne des die Strecke abschreitenden Bahnwärters wie ein Zitterstern wirkt, der in dieser Sekunde gänzlich in sich zusammensinkt, um in der nächsten wieder hell aufzustrahlen am nächtlichen Himmelsbogen.

Der Sturm läßt den Mann eilen, die heftig flackernde

Laterne immer möglichst dicht am Boden, schreitet er hastig, schreitet er längs des Gehölzes. Da tauchen unversehens springende Gestalten über die Böschung herauf — ein Schrei gellt, die Laterne erlischt — der Bahnwärter liegt röchelnd im Blute, das aus der durchstochenen Halsader strömt.

Zwei der dunklen Gestalten heben den Verblutenden auf, springen mit ihm die Böschung hinunter und hinein zwischen die Bäume des Gehölzes. Die übrigen folgen mit der gleichen Geschwindigkeit.

Dumpfhallende Tritte — ein Knacken von brechenden Zweigen und Ästen — immer leiser, immer weiterab — dann die vorherige Stille.

Wieder quaken die Frösche in den sumpfigen Wiesengräben — wieder rauscht in der Ferne der Elbstrom auf seinem Wege in die Unendlichkeit des Meeres. — Der Mord hat keine Zeugen gehabt.

Dann mischt sich eine dritte Stimme in den Zweiklang, eine die beiden anderen übertönende, sie verschlingt die Stimme des Windes, der sich in einen Wirbelsturm verwandelt, ringsum mächtige Staubsäulen hochhebt, an den Birken zerrt und reißt, daß die schlanken Stämme sich bis fast ins Moos hineinducken und doch ihre Blättchen, ihre feinen Ästchen preisgeben müssen. Wie rasend fliegen sie im Kreise.

Im Westen steht der Himmel im Feuer, leuchtende Schlangen jagen in Zickzacklinien darüber, noch ohne Donnerbegleitung — das Gewitter ist erst im Anzug begriffen.

Dann wird ein dumpfes Rollen laut — wird immer stärker — in der Ferne werden zwei mit unheimlicher Geschwindigkeit heranschießende feuerrote Augen sichtbar —

es ist der Dresden—Wien-Nachtschnellzug. Er kommt von Podiebrad und eilt rasselnd, fauchend, dampf- und feueratmend auf Pardubitz zu. — Um seiner Sicherheit willen hatte vorhin der Ermordete die Strecke inspiziert.

Weiter braust der Zug, das schweigende Birkengehölz entlang — da springen Fünkchen über den Bahndamm hin, zwischen den Wagenrädern umher — Detonation auf Detonation — Staub-, Stein- und Feuerwirbel steigen — der Bahnkörper bebt — ein erschütterndes Knattern, Krachen, Poltern — ein verzweifeltes, ein wahnsinniges Schreien — Wagenteile und menschliche Gliedmaßen werden hochgeschleudert — dann noch eine Explosion — der Dampfkessel der Lokomotive ist gesprungen, die über den Damm weit in die anschließenden Felder hineingeschleudert worden und sich tief eingegraben hat in das weiche Erdreich.

Ein wirrer Trümmerhaufen, lagen die geborstenen, zersplitterten, brennenden Wagen, von denen halbe Wände und Decken losgerissen waren, bis auf einen, der unversehrt im Gleise stand, teils auf, teils unten neben dem Damm, weit über hundert Menschen unter sich begrabend. — Der stark besetzte Zug war über eine Reihe in den Bahnkörper, zwischen die Gleise eingesenkter Flatterminen gefahren, die ruchlose Hände gleichzeitig, und zwar in dem Augenblick entzündet hatten, in dem Lokomotive und Wagen über sie hinsausten.

Eine beinahe lautlose Stille folgt der furchtbarsten Eisenbahnkatastrophe, die in diesen Gegenden je erfolgt war — selbst das Gequak der Frösche war verstummt —, nichts war zu hören als das Wimmern, Achzen, Stöhnen der verstümmelten Reisenden unter den Zugtrümmern. — Aus dem aufrechten Wagen, dem einzigen, der bei den Explosionen keinen, wenigstens keinen nennenswerten

Schaden genommen, den auch das Feuer noch nicht ergriffen hat, dringt noch immer kein Lebenszeichen, kein noch so leiser Laut — war er leer oder beherbergt auch er Tote? —

Und keine Hilfe in diesem grauenvollen Elend, Zugspersonal wie Reisende tot oder in den Trümmern, aus denen sich auch leichter Verletzte nicht ohne fremden Beistand herauswinden können, weit und breit kein Lichtschimmer, keine menschliche Wohnstätte, kein Wanderer, der das Unglück wenigstens gemeldet hätte! — Und dazu die Flammen, angefacht von dem noch forttobenden Sturm, die rasende Fortschritte machen, deren Prasseln und Knistern das Schmerzgestöhne der unglücklichen Opfer ersticken.

So vergehen lange grauenvolle Minuten — dann wimmeln Gestalten aus dem Gehölze zur Seite. — Sie ersteigen den Damm, kriechen über ihn hin zu den wenigen Wagen, deren das Feuer noch schont, und bemühen sich einzudringen in das Gewirr zertrümmerter Eisen- und Holzteile — sie suchen nach Beute. — Es ist aber unnütze Arbeit. Die Trümmerstücke sind so ineinander gerannt und gehakt, daß ihnen ohne Werkzeuge nicht beizukommen ist und für die tschechischen Hyänen fallen keine Brocken ab von dem großen Leichenmahl, das sie ausgerichtet haben.

Nur einer, ein vertiert aussehender Kerl mit breitgequetschter Nase, wirft sich jählings auf die Knie nieder, um mit einem langen Messer wütend auf eine bleiche Hand einzuhacken, die sich unter den Trümmern hervorstreckt. Er hat an ihr ein Strahlen und Funkeln bemerkt, das nur von einem mit edlen Steinen geschmückten Ring herrühren kann. Ihn will er haben, und weil er sich seiner nicht anders zu bemächtigen weiß, schlägt er den Finger samt dem Ring ab, den er trägt.

„Pirowat Franczizek ise Gliecksкind!" brummt er vor sich hin und will sich mit dem beringten Finger drücken.

Seine Genossen haben aber keine minder guten Augen — er wird von ein paar Gesellen umringt, gepackt, geschüttelt und geschlagen, während ihm drei oder vier Stimmen in die Ohren gellen: „So ham's me nit gewettet — alle Gewinn wirds ehrlich teilt!"

Das aber paßte dem glücklichen Ringentdecker wenig. Er wehrte sich, als ihm der kostbare Finger abgeholt wurde, und das Ende war, daß er mit halb zerschmettertem Schädel und gebrochenem Arm auf der Strecke liegen blieb, während die andern vor den immer weiter um sich greifenden Flammen weichen mußten und wieder im Dunkel des Gehölzes verschwanden.

Die Detonationen und der Feuerschein waren in der nächsten Bahnwärterstation wahrgenommen und weitergemeldet worden, und als in Pardubitz der fällige Schnellzug ausblieb, auch keine Nachricht von ihm einging, wurde die schon wache Befürchtung, es möchte ihm ein Unfall begegnet sein, fast zur Gewißheit und bewog die Betriebsleitung, ihm einen Hilfszug entgegenzuschicken.

Es ging schon gegen Morgen, als er vor der Unfallstelle anlangte. Er kam zu spät, nicht nur zur Rettung der Reisenden, selbst zu jedem Rettungsversuche. Die Überreste des in die Luft gesprengten Zuges standen jetzt allesamt in hellen Flammen, und unter ihnen brannten die verunglückten Menschen zu Kohle.

In trübem Ernst standen die Rettungsmannschaften vor dem gräßlichen Schauspiel, und als alle Möglichkeiten einer Beistandsleistung erwogen und als unter diesen Umständen unausführbar verworfen waren, als jeder sich eingestehen mußte: hier gibt es keine Hilfe mehr! da

nahmen sie Mann für Mann die Mützen ab, die Hände legten sich ineinander und dem anführenden Beamten nachsprechend, klang es feierlich von aller Lippen: „Herr, erbarme dich der Verunglückten und erlöse sie von ihren Leiden!"

„Net amol a paar Verwundete san zu bergen da, dös is do gar z'trauri!" brummte endlich, den Bann des Grauens brechend, ein alter Mann, ein geborener Wiener, den sein Schicksal als Werkmeister in die Bahnschlosserei nach Pardubitz verschlagen hatte.

Ein paar Ohnmächtige, die keinen Schaden erlitten, nur das Bewußtsein verloren hatten, gab es aber doch zu bergen. In dem einzigen auf den Schienen stehengebliebenen Wagen befanden sich drei Damen, die sofort nach Elbteinitz in ärztliche Obhut gebracht wurden — die alleinigen überlebenden Zeugen der furchtbaren Katastrophe, die tschechische Rachsucht und Grausamkeit kaltblütig ins Werk gesetzt hatten.

„Die Eisenbahnkatastrophe bei Elbteinitz", das war der offizielle Name, den das gräßliche Unglück erhielt, bildete aber nur eine Nummer in den Scheußlichkeiten, die im tschechischen Böhmen und Mähren tagtäglich verübt wurden. Pardubitz hatte als erste unter den tschechischen Städten die Fahne der Revolution hochgehoben und damit das Zeichen zu ihrem Losbruch auf der ganzen Linie gegeben. Gleichzeitig hatte es auch die Ouvertüre gespielt zu einer Deutschen- und Judenhetze, die an Roheit und viehischer Grausamkeit den letzten Judenverfolgungen im Zarenreich nichts nachgab, ja sie teilweise noch übertraf.

Diese beiden nordslawischen Kronländer sorgten dafür, daß die zivilisierte Menschheit wochenlang an jedem Morgen von neuem durch die haarsträubendsten, die unwahrschein-

lichsten Greuelberichte erschreckt, mit Abscheu und Zorn erfüllt wurde. Selbst der Zar sprach öffentlich sein Mißfallen aus, verurteilte mit scharfen Worten das „unentschuldbare, schmachvolle Treiben der Tschechen, das nur zu sehr geeignet sei, das Ansehen des gesamten Slawentums dauernd schwer zu schädigen."

Und unerhört, eine unauslöschliche Schmach war es auch!

In allen Teilen Böhmens und Mährens hatten sich vielhundertköpfige tschechische Banden gebildet, die in Waffen starrend und vollgetrunken, unter Schimpf- und Drohreden auf Österreich und Deutschland, auf die Deutschen und die Israeliten umherzogen, deutsche Ortschaften, auch kleine Städte überfielen, plünderten, sengten und die Bewohner erschlugen oder langsam zu Tode marterten, öffentliche Kassen ausraubten, die Telegraphen- und Telephonleitungen zerstörten, die Schienenstränge aufrissen, Postwagen plünderten und in größeren Städten durch Bombenwerfen und Brandstiftungen für die „nationale Sache" Propaganda machten.

Die Deutschen, die in gemischtsprachigen Gemeinden gewohnt, hatten, um wenigstens ihr Leben zu retten, all ihr Eigentum im Stiche lassend, längst flüchten müssen, und den deutschen Gutsherrschaften in tschechischen Gegenden war es nicht besser ergangen, denn die rasenden Bauern zündeten ihnen die Häuser und Schlösser über dem Kopfe an, verwüsteten unter ihren Augen Feld und Wald, trieben das Vieh und die Pferde aus den Ställen.

In Prag hatte man trotz Belagerungszustand und Standrecht aus den Fenstern der Häuser am Graben das in Reih und Glied marschierende Infanterieregiment Freiherr von Heß mit einem Hagel von Wurfbomben überschüttet, die Hunderte von Soldaten für immer niederstreckten und weitere Hunderte mehr oder minder schwer verletzten.

Jeder Fortschritt, den die österreichisch-ungarischen Truppen in Bosnien und Serbien machten, jeder neue Sieg, den sie errangen, stachelte die Wut des tschechischen Pöbels zu neuen, scheußlichen Ausschreitungen an. Am tollsten aber trieben es die Weiber in den Städten, in den Dörfern, und jene, die mit den bewaffneten Mord- und Raubbanden umherzogen. Ein Deutscher, der in ihre Hände fiel, wurde tatsächlich bei lebendigem Leibe in Stücke gerissen.

Die „Katastrophe von Elbteinitz", der in rascher Folge noch eine Reihe anderer Eisenbahnkatastrophen folgten, brach endlich die Langmut der Regierung. Alles Militär, das an anderen Punkten der Monarchie nur einigermaßen entbehrt werden konnte, wurde nach Böhmen und Mähren geworfen, alle Truppen aus Deutsch-Böhmen herausgezogen und durch das am 1. August die Grenze überschreitende Deutsche Reichsmilitär ersetzt, über beide Kronländer der große Belagerungszustand verhängt, allenthalben das Standrecht proklamiert und eine regelrechte Treibjagd auf die streifenden Banden eröffnet.

Von allen Seiten langsam, aber gleichmäßig vorrückend, zog sich der eiserne Ring immer dichter zusammen um die entmenschten Horden. Ein Durchbruch war unmöglich, die Tschechen mußten sich am 12. August in der Gegend von Przibram zum Kampfe stellen, der für sie so unglücklich verlief, daß gegen 3000 Männer und 900 Weiber in Gefangenschaft gerieten. Die Anführer wurden in der gleichen Stunde noch ohne Verhandlung und Verhör standrechtlich erschossen, die übrigen unter starker militärischer Bedeckung gefesselt nach Königgrätz, Josefstadt und Olmütz gebracht, um dort ihres Urteils zu harren.

Der Kriegsrat.

In dem großen, mit dem luxuriösesten Komfort ausgestatteten Zelte Georgs I., von dem die neue bosnische Königsflagge wehte, wurde ein Kriegsrat abgehalten. Es war schon der dritte seit vorgestern morgen, wo die Kunde von dem Falle Belgrads und der Besetzung von Kragujevac durch die Österreicher in das königliche Hauptquartier zu Tirnovo gelangt war und den schleunigsten Abzug der letzten noch auf bosnischem Boden stehenden freiwilligen Serben zur Folge gehabt hatte. Die übrigen waren den regulären Truppen sehr bald in die Heimat gefolgt, um sich an der Verteidigung gegen die Österreicher zu beteiligen.

Der ebenso unkluge als unerhörte Einfall des serbischen Militärs in Bosnien hatte der bosnischen wie der großserbischen Sache schweren Schaden zugefügt. Das entrüstete Ausland hatte der einen wie der andern seine Sympathien entzogen, wo solche vorher bestanden hatten, und das revolutionäre bosnische Volksheer sah sich aller Hilfskräfte beraubt, war in den ersten Tagen der Erhebung wieder allein auf sich selbst angewiesen. Die Montenegriner in der Herzegowina hielten zwar aus, aber sie waren an Zahl zu gering, als daß ihre Unterstützung wesentlich ins Gewicht gefallen wäre, und von den in sichere Aussicht gestellten russischen Freiwilligen war nichts zu sehen und auch nichts mehr zu hören.

Alle diese Wandlungen und Ereignisse wären an sich schon schlimm genug gewesen, durch die fortgesetzten blutigen Niederlagen der Serben und den unaufhaltsamen Siegeszug Österreichs wirkten sie jedoch besonders entmutigend. Das schlimmste aber war, daß sich alle Berechnungen, auf denen die bosnische Erhebung aufgebaut worden, auf die sie sich gestützt, sich als falsch herausgestellt hatten. Das entzog ihr den Boden, das stempelte sie zu einem aussichtslosen Unternehmen, und die Serben selbst waren nicht ohne Schuld daran.

Statt energisch gegen das unbotmäßige Ungarn vorzugehen, bewies ihm Österreich eine unglaubliche, den meisten ganz unverständliche Langmut. Von den langwierigen erbitterten Kämpfen, die man als unvermeidlich betrachtet, war keine Rede gewesen, würde es auch nicht sein, denn der ungarische Separatismus war bereits einem sich rasch entwickelnden Zersetzungsprozeß verfallen. Ein Komitat nach dem andern, eine Stadt nach der andern erklärten ihren Abfall und suchte den Schutz der kaiserlich-königlichen Truppen gegen die sie heimsuchenden räuberischen Rebellenbanden nach, und dort, wo die Dinge noch nicht ganz so weit gediehen waren, machte sich wenigstens eine starke Neigung bemerklich, wieder in das alte Verhältnis zu Österreich zu treten. Es war kaum noch daran zu zweifeln, daß die ungarische Unabhängigkeitsfrage unblutig verlaufen und mit der Rückkehr des „verlorenen Sohnes" enden würde. — Hier lag der erste und zugleich folgenreichste Rechnungsfehler, und daß er entstanden war, daß die Dinge sich in dieser Weise verschoben hatten, lag weit weniger an der separatistischen Regierung selbst, als an den Serben, den serbischen wie den ungarischen, deren unprogrammäßige Grenzverletzungen und Räubereien, deren

eigenmächtige und allzu verfrühte Erhebung den Bestand des Separatismus unmöglich gemacht hatten, die um ihren Wohlstand, die Integrität ihres Landes bangenden Ungarn magyarischen Stammes mit Gewalt zu Österreich zurücktrieben. Die Kroaten und Dalmatiner dachten auch nur an sich selbst und den eignen Vorteil, und die italienischen Irredentisten, die den Mund so voll genommen, hatten kein einziges Mal lange Stand gehalten, wenn die Büchsen der Tiroler Kaiserjäger knallten und der eherne Baß der Geschütze sich in ihr helles Geknatter mischte. Dazu noch der militärische Beistand des deutschen Nachbars, der die Österreicher in Böhmen und Mähren entlastete!

Daß sich das bosnische Volksheer noch viele Wochen, selbst viele Monate in den Bergen halten konnte, wenn der Winter nicht allzu früh, nicht allzu streng auftrat, daß es den Gegnern das Leben noch tüchtig sauer machen, ihnen noch empfindliche Verluste beibringen konnte, unterlag keinem Zweifel; darüber hinaus ging aber die Macht der Aufständischen unter den gegenwärtigen Umständen nicht, denn zu einer Schlacht oder zu einem Gefecht auf freiem Felde durften sie es nicht kommen lassen, wollten sie sich nicht mutwillig der Vernichtung preisgeben. Sie waren zu Gefangenen ihrer Berge geworden, aus denen sie sich niemals weit, niemals in größeren Abteilungen herauswagen durften, und das so stolz proklamierte „selbständige Königreich Bosnien" verblaßte und zerrann vor ihren Augen wie ein höhnender Schemen. Damit rückte aber auch ein großserbisches Reich in nebelhafte Ferne.

Generalkapitän Metkovičs, die Seele der bosnisch-serbischen Bewegung, der er sich in ehrlicher Begeisterung, mit vollster Hingabe seiner Person gewidmet, der er sein

Vermögen geopfert hatte, litt unter dem für ihn jetzt schon gewissen Zusammenbruch seiner Träume schwerer als jeder andere — er sah sein Lebenswerk scheitern! In diesem einen Punkte stimmte der König mit ihm überein, auch er gab die nationale Sache verloren. Dagegen gingen ihre Anschauungen und Empfindungen in allem anderen weit auseinander. Die Tragikomik seines improvisierten Königtums besaß für Georg I. weiter keine große Bedeutung, es war ein Abenteuer wie ein anderes, und geschäftlich kein übles. Es hatte ihm Geld gebracht, brachte es noch immer und mangels an Gelegenheit zu seiner Vergeudung hatte es sich gesammelt unter seinen Händen und sammelte sich noch. Im übrigen waren seine heißesten Wünsche: Befreiung aus der tödlichen Langeweile in Tirnovo und ein glänzender Abgang von der bosnischen Bühne, wie er ihn verstand.

Georg I. war auch bemüht, in diesem Sinne auf den heutigen Kriegsrat zu wirken, ihn zugunsten einer Offensive zu beeinflussen, ein Bemühen, dem sich Metkovičs und seine Unterführer — er war Oberbefehlshaber der nationalen Truppen in den Gebieten der Romania —, Ravna, Jahorina und Trescavica-Planina — hartnäckig widersetzten.

In seinem zerlegbaren Armstuhl bequem zurückgelehnt, rief der König höchst ungnädig: „Sie mögen vorbringen, was Sie wollen, meine Herren, ich lasse mich durch Ihre Scheingründe nicht mehr täuschen, verweigere meine Zustimmung zur Weiterführung dieses erbärmlichen Guerillakrieges. Jämmerliche Plänkeleien, Überfälle, bei denen günstigstenfalls ein paar hundert Kronen oder einige Stück Vieh erbeutet werden — alle diese Räuberstückchen, die einzigen kriegerischen Taten, die wir aufzuweisen haben,

sind eine Schmach, eine Entweihung der königlichen Würde!"

Während dieser Erklärung waren des Königs Blicke auf Metkovičs gerichtet, um dessen Lippen ein leises, besondres Lächeln spielte, als er ihn von der Entweihung der königlichen Würde sprechen hörte. Dieses Lächeln verschwand aber sofort wieder, und er sagte aufstehend: „Wie die Dinge leider liegen, Sire, sind sie aber unerläßlich, denn diese Räuberstückchen ermüden die kaiserlichen Truppen, schädigen sie zuweilen auch empfindlich, denn auch kleine Verluste, wiederholen sie sich immer wieder, summieren sich mit der Zeit. Man wird der unabläßigen Beunruhigungen und Blutentziehungen endlich müde und deshalb geneigt werden, günstige Kapitulationsbedingungen zu gewähren."

„Wir werden sie uns erzwingen, nicht aber bitten und betteln!" schrie der König wütend über den neuerlichen Widerspruch des Generalkapitäns.

„Gewiß, Sire, werden wir es, aber es ist nur mit Hilfe des Kleinkrieges erreichbar", erwiderte dieser ruhig.

„Unsinn! — Wir ziehen das gesamte Heer so schleunig als möglich hier zusammen, und dann wird im Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit unserer Sache, Sarajewo, das wir nie hätten aufgeben sollen, mit vereinten Kräften angegriffen. Die Besatzung besteht zurzeit aus kaum ein und einem halben Armeekorps, und mit solch einer Handvoll Leute werden wir spielend fertig!"

„Das möchte der Fall sein, wenn dieser Handvoll Leute nicht alle wünschenswerten Verteidigungsmittel und Hilfen zur Verfügung ständen, deren wir nahezu gänzlich entbehren. Unsre technische Ausrüstung ist schlecht, unsre paar minderwertigen Geschütze würden von den Batterien der Österreicher sehr bald mundtot gemacht werden —"

„Dafür beherrschen wir die Höhen, decken uns die Berge den Rücken", warf der Kriegsminister ein.

Er zählte zu Georgs Intimen, eine Auszeichnung, auf die Metkovičs längst verzichtet hatte, und war ein ständiger Gast bei den wüsten Orgien, die sich beinahe Nacht für Nacht im Königszelt vollzogen.

Metkovičs warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Der Mann sprach wieder einmal gegen sein besseres Wissen, nur um den Launen des ebenso unwürdigen wie unfähigen Königs zu schmeicheln.

„Alle Höhen beherrschen wir eben nicht, nicht einmal zwischen hier und Sarajewo —"

„Oho!"

„Die Österreicher griffen gestern an verschiedenen Punkten im Osten und Südosten an, und unsre Truppen mußten auf der ganzen Linie die untern Täler wie die sie umschließenden Berge räumen —"

„Woher wissen Sie das, Herr Generalkapitän, weshalb haben Sie eine so wichtige Nachricht nicht Seiner Majestät gemeldet?" fuhr der Kriegsminister giftig auf.

„Weil es mir selbst erst vorhin, als man mich hinausrief, durch einen Boten des Kapitäns Romanič gemeldet wurde und Seine Majestät abwinkten, als ich bei meinem Wiedereintritt die Meldung erstatten wollte. — Auch der Kapitän, obwohl nicht angegriffen, hat sich auf Befehl des Oberst Mirovols tiefer ins Gebirge, in eine besser gedeckte Stellung zurückgezogen."

„Derlei Späße sollen den Österreichern vergällt werden! — Entsenden Sie sofort Truppen zur Verstärkung, Generalkapitän! Sie sollen ihrerseits angreifen und die Feinde von oben wegknallen, hinauswerfen aus den Bergen!" rief der König mit einem nicht wiederzugebenden Fluch.

„Wir haben keine Truppen abzugeben, Majestät," erwiderte Metkovičs trocken. „Als ich vor drei Wochen bat, Verstärkungen aus dem Süden heranziehen zu dürfen, wurde mir entgegenhalten: sie wären überflüssig, wir stark genug. Seither erfolgte der von mir damals schon befürchtete Abzug der freiwilligen Serben, und infolgedessen steht es heute so, daß wir hier auch nicht einen Mann entbehren können; unsere Position ist ohnehin sehr — bedenklich schwach, und ein ernster Angriff österreichischerseits könnte die schlimmsten Folgen haben, wenn wir nicht, wie ich es bereits befürwortete, einen Teil unserer Gebirge preisgeben und unsere Streitkräfte zu einem engeren Kreis zusammenziehen."

„Von wo aus sollten wir angegriffen werden — von Sarajewo aus?" fragte der König höhnisch.

„Unmöglich wäre bei langsamem Vorrücken des Feindes auch das nicht. Sire wollen aber nicht vergessen, daß er bereits bis in die Täler und Berge der Bjelasnica-Planina vorgedrungen, und daß es von dort nicht mehr weit ist bis zu der Trescavica und der Jahorina, über die unsere Leute nur dünn verstreut sind."

„Die verd— Serben!" grollte der König.

„Wir sind auf drei Seiten von den Kaiserlichen umschlossen und befinden uns hier gewissermaßen wie auf einer Insel, abgeschnitten von den Unsrigen in der Herzegowina, wo die Verhältnisse nicht günstiger liegen, und ebenso von denen in den serbischen Grenzgebirgen. Weder die einen noch die anderen können ihre Vereinigung mit uns mehr anders, als auf weiten gefahrenreichen Umwegen bewerkstelligen."

„Sie werden sie trotzdem bewerkstelligen, Generalkapitän!" rief der König selbstbewußt.

„Keinesfalls aber unbemerkt, unbeobachtet, Sire! Die Österreicher sind wachsam, Tag und Nacht schweben ihre Fesselballons über den Höhen der Bjelasnica."

„Lassen Sie sie herunterholen, dann hat die Schweberei ein Ende!"

„Mit unsern Geschützen, Sire?"

Georg machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Steht es so elend um uns, so ist das ein Grund mehr, einen entscheidenden Schlag zu führen. Langes Zaudern nützt ab, wir werden immer schwächer, die Truppen werden immer mutloser. Sarajewo wird angegriffen, und zwar sofort!"

Ein alter Mann in goldbetreßter Uniform erhob sich. Es war General Jankovič, der schon 1878 als blutjunger Mensch gegen Österreich gefochten hatte. Er unterstand dem Generalkapitän und galt für einen der fähigsten Führer.

„Euer Majestät wollen mir die Bemerkung gestatten, daß ein solcher Versuch gleichbedeutend wäre mit der Vernichtung des Volksheeres — ich kenne den Gegner, mit dem wir uns zu messen haben. Eine solche Preisgebung wäre aber unverantwortlich. Wir haben die Leute bewogen, die Waffen gegen Österreich zu erheben, wir haben auch dafür zu sorgen, daß sie nicht allzuschwer darunter leiden", versetzte er unerschrocken.

„Ich betrachte das selbst als unsere heiligste Pflicht!" setzte der Generalkapitän hinzu. „Die Siegesmöglichkeiten sind uns durch das Zusammenwirken von allerlei widrigen Umständen abgeschnitten —"

„Nur in Ihrer Einbildung, ich gebe den Gedanken an Sieg noch lange nicht auf, werde mich selbst an die Spitze meines Heeres setzen! Nicht die Massen sind es, auf die es ankommt — der Geist einer Armee macht es, ihre Beweglichkeit, die oberste Führung!"

„Herr Minister," wendete sich der König nach dieser Tirade an den Kriegsminister, „ich wünsche, daß morgen mit dem frühesten sämtlichen Truppenführern in Bosnien und der Herzegowina die erforderlichen Weisungen übermittelt, daß die Vorkehrungen für den Angriff sogleich begonnen werden. — Siegen oder sterben!"

Alle Anwesenden bis auf den Generalkapitän und seine Unterführer sprangen von den Stühlen und brachten begeisterte Hochs auf den König aus.

Metkovičs sah in diesem Augenblick geisterhaft bleich aus.

Als der Lärm sich wieder gelegt hatte, erhob auch er sich und sagte ruhig: „So lege ich noch in dieser Stunde alle meine Ämter und Würden in die Hände Eurer Majestät zurück."

General Jankovič und die übrigen Getreuen folgten seinem Beispiel ohne Zögern.

Das hatte Georg nicht erwartet und es reizte ihn bis zur Sinnlosigkeit, denn er kannte den unbegrenzten Einfluß, den der Generalkapitän und seine Offiziere auf die Gardetruppen, auf das gesamte Heer ausübten, das hohe Ansehen, in dem sie bei diesem standen.

Wütend, mit dunkel gerötetem Gesicht trat er vor ihn hin und zischte: „Wissen Sie, Generalkapitän, was ein Mann — ein Soldat ist, der sich im Augenblick der Gefahr von seinem Posten zurückzieht? — Ein Schuft — ein miserabler Schuft ist er, vor dem jeder ausspeien darf!"

Wie lodernde Flammen züngelten die Blicke der beiden einander Auge in Auge gegenüberstehenden, von gegenseitigem Haß erfüllten Männer, und einen kurzen Augenblick war es, als wollte Metkovičs den König zu Boden schlagen. Ihm war aber ein ungewöhnliches Maß an

Selbstbeherrschung zuteil geworden; das bewahrte ihn vor der unheilvollen Tat.

Nicht einmal sein Stimmton klang lauter, als er erwiderte: „Sire, ich ziehe es vor, in manchen Augen als Schuft dazustehen, denn die meiner Führung unterstellten, mir vertrauenden Soldaten in einen ebenso zwecklosen wie sicheren Tod zu jagen. Daß ich kein Feigling bin, werde ich beweisen!"

Und nach einer tiefen Verbeugung gegen den wutschäumenden König verließ er langsam, in stolzer Haltung das Zelt. — Die Unterführer folgten ihm.

Georg aber tobte wie ein Rasender und zerschlug, was sich in seinem Bereiche befand. Als es nichts mehr zu zerstören gab, warf er jene, die seinen Plan gestützt, die ihm begeisterte Hochs zugerufen hatten, höchsteigenhändig zum Zelt hinaus.

Es war nicht das erste Mal, und so machten sie sich nicht viel daraus.

Das Ende.

Die Gebirge um Sarajewo hallten wider vom Donner der Geschütze, vom Getöse der mit äußerster Erbitterung geführten Kämpfe, die in allen Tälern und Schluchten der Romania-Planina, der Trebewic, der Igman-Planina, der auf allen diese wilde Bergwelt voll erhabener Großartigkeit durchschneidenden Straßen zu gleicher Zeit tobte.

Trotz des rauchschwachen Pulvers, dessen sich die Truppen auf beiden Seiten bedienten, war die Rauchentwicklung verhältnismäßig ganz bedeutend. Eingezwängt zwischen immerhin ziemlich hohen, eng aneinander gerückten Bergwänden und Felsen waren die aufsteigenden Dampfwolken und Schwaden in ihrer Ausbreitung gehemmt. Sie konnten nicht verwallen und blieben als schwere, übelriechende Massen in geringer Höhe über dem Boden in der Luft stehen, bis ein ab und zu in diese Engen dringender Windstoß sie wirbelnd mit sich fortnahm in die Weite. Mitunter wurde der Rauch so dicht, daß er ringsum alles verhüllte und die fechtenden Gegner wie mit Nebelschleiern umzog.

In solchen Augenblicken kam der Kampf meist ins Stocken, setzten beide Parteien instinktiv ihre Waffen für ein Weilchen in Ruhe, bis es wieder lichter um sie ward, denn die Gefahr einer Verwechslung der eigenen Kameraden mit den Feinden wurde dann allzu groß. Die Offiziere schwiegen dazu, fürchteten doch auch sie diese Gefahr, die

so geeignet ist, die Mannschaften zu entmutigen, ihre Tatkraft zu lähmen.

Die Ansicht jener Führer des bosnischen Volksheeres, in die es das größte Vertrauen setzte, die teilweise schon im Jahre 1878 und in späteren Aufständen gegen Österreich gekämpft hatten, war König Georgs abenteuerlichen Wünschen unterlegen. Das Zusammenziehen der über den südlichen Teil des Landes verstreuten Heeresabteilungen war zwar geglückt, wenn auch unter den hinderlichsten Umständen, und endlich war auch, den jungen König an der Spitze, der Aufbruch der Truppen erfolgt. Seine Hoffnung, die Wachsamkeit der Österreicher zu täuschen, unaufgehalten den Austritt aus dem Gebirge zu bewerkstelligen und bis in die Nähe von Sarajewo zu gelangen, das gleichzeitig im Osten, im Süden und im Südwesten angegriffen werden sollte, war aber gescheitert.

Der vorzüglich organisierte Wachtdienst der Kaiserlichen und die Langsamkeit in den Bewegungen des Rebellenheeres hatten ihre Schuldigkeit getan und den Korpskommandanten von Steinherr in den Stand gesetzt, die Pläne des Feindes zu durchschauen und seine Maßregeln zu treffen.

Er hatte ihn ungestört die schroffen, teilweise unwegsamen Gebirge übersteigen lassen, sich aber zu seinem Empfang bereit gehalten, und als in der ersten Morgenfrühe des 30. August die zerstreute Vorhut des Königs an den Hängen der Trebewič niederstieg, das schluchtartige Tal der Bistritza entlang zog, sauste plötzlich ein dichter Hagel von Infanteriegeschossen und Wurfbomben über sie hin, wurde sie mit dem Feuer der kleinen, leicht beweglichen Gebirgsgeschütze überschüttet. Hinter Felsen und Steinblöcken, aus Baumwipfeln, aus dem niedrigen Buschwerk,

aus Gräben und Erdlöchern heraus krachte, knatterte, blitzte es, stiegen Rauchwölkchen auf, Verwirrung und Bestürzung unter die Bosnier tragend, deren ausgesandte Patrouillen gemeldet hatten: der Weg nach Sarajewo sei frei von Feinden, die Stadt selbst liege in totenähnlicher Stille.

Die Österreicher hatten von den Aufständischen gelernt und ihre Kampfesweise angenommen — auch sie verstanden sich jetzt auf den Guerillakrieg und wendeten seine Formen und Tricks an, wo es die Umstände empfahlen. Im Nachtdunkel, in kleinen Abteilungen und auf weiten Umwegen hatten sich alle die hier verborgenen Tausende zu ihren vorbestimmten Stellungen geschlichen, sich in den Boden eingegraben, wenn keine andere Deckung sich darbot und die Öffnungen mit Reisig, Gestrüppwerk und ähnlichen Dingen eingedeckt, um streifende Patrouillen zu täuschen.

Und keinen Augenblick hörte das Feuer auf, die ratlosen Bosnier zu bedrängen. Von vorne, von den Seiten, von hinten, von oben drang es auf sie ein, und aus der Ebene von Sarajewo stieg das Dröhnen der Marschtritte vieler Tausende von Schützen, stiegen Trommelwirbel, Hornsignale und das betäubende Gerassel der einherrasenden Batterien.

Die unmittelbar an die untersten Klippen der Trebewič angelehnte Vorstadt Hrit hatten die kaiserlichen Truppen noch während der Nacht besetzt. Ebenso hatten sie eine in sichere Verstecke geborgene Schützenkette zur Sperrung der Täler, Straßen und Wege um den Fuß jenes Teiles des Bergkranzes gelegt, der im Osten mit der Romania-Planina beginnt und westlich an der Igman-Planina endet. Jetzt aber, seit die Vorhut des Aufständischen-Heeres sichtbar geworden, wälzen sich die Verteidiger von Sarajewo in un-

übersehbaren Kolonnen nach drei Richtungen aus der Stadt, den Gebirgen entgegen. Und dann geht es weiter und weiter, die Höhen hinan.

Während die Kavallerie die Ebene von Luckavič verteidigt, und die Artillerie, die den Bergen so nahe als möglich gerückt ist, mit ihren Sprenggeschossen die Berghänge und die Täler bestreicht, stürmen die Infanteristen und die Kaiserjäger den Garči Dol, die Geierfelsen, das Dorf Dowlitč, die Palostiča, ehe sich die Bosnier darin festzusetzen vermögen. Die Kaiserlichen fassen sie von allen Seiten zugleich, schneiden ihnen die Fluchtwege ab, drängen sie höher und höher, dem Plateau der Dobrawoda zu, dem Gros des Heeres entgegen, dem die Österreicher von der Bjelesniča-Planina und die aus der Herzegowina auf den Fersen sind, die sie vor sich hertreiben.

Von einem regelrechten Kampf, wie er zwischen modernen Armeen üblich, ist keine Rede — an vielen Punkten wird Mann gegen Mann gerungen — und doch ist er beinahe ebenso mörderisch. Die Berghänge, die Täler, die Schluchten verwandeln sich in Leichenfelder, auf denen sich die Toten und Verwundeten stellenweise übereinander schichten.

Für die Angreifer ist das aber kein Hindernis. Sie dringen unaufhaltsam vorwärts, leidlich gedeckt durch das ununterbrochene Feuer der staffelweise nachrückenden Gebirgsbatterien, und der verderbliche Ring, in dessen Mitte sich die Leute vom Volkssheer vergeblich wehren, zieht sich mit unwiderstehlicher Gewalt immer enger zusammen, bis er rings um die Dobrawoda herum so eng aneinander schließt, daß den Bosniern jede Bewegungsfreiheit genommen ist, sie weder mehr vor- noch rückwärts, noch zur Seite weichen können.

„Standhalten um jeden Preis, Leute! — Aus dieser Falle kommt keiner mehr heraus!"

So rufen die Offiziere immer wieder ihren Leuten zu, den blanken Säbel in der Hand, fechtend wie die Soldaten, neben und zwischen ihnen.

Daß es kein Entkommen für sie gibt, sehen die Aufständischen ebenso deutlich, auch daß die Wahl, die ihnen noch offensteht, sehr beschränkt ist. Entweder sie lassen sich, ohne nur richtiger Gegenwehr fähig zu sein, Mann für Mann niederschießen wie eine Hammelherde oder — sie ergeben sich dem Feinde auf Gnade und Ungnade. Ihre eigenen Führer raten zur Ergebung, auch General Janković, der eisenharte Veteran der bosnischen Revolutionäre, der wirklich zurückgetreten war von seinem Führerposten und den letzten Kampf in der Reihe mitgemacht hatte. Von der Romanina her steht keine Hilfe zu erwarten, denn alle Anzeichen sprechen dafür, daß des Königs Lage eine sehr ungünstige ist, die Weiterführung des Kampfes ist unmöglich geworden, ebenso unmöglich ist es, mit den erschöpften und niedergeschlagenen Truppen einen Durchbruch zu versuchen. Nicht ein Dritteil der Leute schlüge sich durch, es wäre also ein sinnloses Menschenopfer.

„Die Österreicher aber lassen sie nach ein paar Wochen wieder laufen, und jeder kann zu dem Geschäft zurückkehren, das er vorher getrieben hat. Von den Mannschaften und den Offizieren hat keiner was zu fürchten, es geht höchstens den Führern und Agitatoren an den Kragen", sagt der alte Mann.

Er wird zum Unterhändler gewählt und hißt die weiße Flagge.

Noch ist es nicht ganz 4 Uhr, als die Österreicher mit den entwaffneten und gefangenen Resten der ursprünglich

21 000 Mann zählenden Trebevič-Armee — es mögen noch 10 000—11 000 Mann übrig sein — wieder in Sarajewo einziehen, gefolgt von einem langen Zug von Verwundeten, Freunden und Feinden. Sie hatten schwere Verluste erlitten, an die der Bosnier reichen sie aber bei weitem nicht heran, wenn auch einigen Tausenden die Flucht oder die Auffindung eines sicheren Versteckes im Gebirge gelungen sein mag.

Gleich nach dem Eintreffen in Sarajewo wird Jankovič vor den Kommandierenden geführt, und seine ersten Worte bei Betreten des Zimmers lauten: „Exzellenz, für mich habe ich nichts zu erbitten. Macht es dem Kaiser von Österreich Spaß, sich meinen alten Schädel von seinem Postamente herunterzuholen, dann nur zu. Um eins aber bitte ich: lassen Sie alle die anderen armen Teufel, die es im Vertrauen auf uns mit dem Doppeladler aufgenommen haben, die Dummheit und Gewissenlosigkeit des Grafen von Krajina nicht entgelten!"

„Die Masse der Bosnier wird eine milde Behandlung erfahren, Seine Majestät ist stets nur zu sehr zum Vergeben und Vergessen aller erlittenen Unbill seitens seiner undankbaren Völkerschaften geneigt. — Sie können aber auch sich selbst viel nützen, wenn Sie mir sagen, wo sich der — dieser Graf von Krajina augenblicklich aufhält. Er ist seit dem Mittag nicht mehr gesehen worden und befindet sich nicht mehr im Han Bimbaschi, seinem Hauptquartier."

Über Jankovičs' Gesicht zuckt ein grimmiges Lächeln der Verachtung.

„Wenn ich wüßte, wo sich dieser Held hinbegeben hat, würden Exzellenz es erfahren, gleichviel, ob es mir zum Nutzen oder zum Schaden diente. Ich habe aber leider

nur Vermutungen — er wird sich irgendwo verkrochen haben, wo er sich vor den Kugeln der Österreicher und vor Gefangennahme sicher wähnt."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Etwa einen Meter über dem Erdboden schwankt auf dem Plateau der Romania-Planina der mächtige Gasbehälter eines noch an den Tauen festliegenden Fesselballons. In dem aus mehrfachem starken Weidengeflecht hergestellten Korbe befinden sich zwei Personen: der Führer und ein Stabsoffizier, um ihn herum stehen eine Anzahl Soldaten mit Handbeilen versehen.

Das Plateau bietet in diesem Augenblick einen Anblick dar, der an ein in aller Eile errichtetes Feldlager gemahnt. Nicht weit vom Ballon erheben sich fünf bis sechs Zelte, von denen das eine durch eine kleine Königsflagge ausgezeichnet ist, und rings umher, über die ganze Fläche zerstreut, sitzen und liegen Soldaten des Volksheeres, darunter viele, wie es scheint, leicht und leichter Verwundete. Alle, auch die Heilgebliebenen, tragen die Anzeichen äußerster Erschöpfung zur Schau, in aller Mienen liegt der Ausdruck stumpfer Trostlosigkeit. Die meisten essen in gieriger Hast aus ihrem Tornister heraus, manche rauchen aus kurzstieligen Tonpfeifen, andre starren vor sich hin ins Leere. Gesprochen wird sehr wenig und nur im Flüsterton. Sein Gewehr hat jeder Mann in Handnähe neben sich liegen, und man gewinnt den Eindruck, als hielt sich jeder von den 400—500 Mann, aus denen der Trupp bestehen mag, bereit, jede Minute aufzuspringen und nach seiner Waffe zu greifen, sei es zum Kampf, sei es zu eiliger Flucht.

Aus der Taltiefe herauf dröhnt Kanonendonner, das Rasseln und Rattern von Maschinengewehren, das Knattern des Schützenfeuers. Dieses scheint sich schon den dichten

hochstämmigen Fichtenwald heraufzuziehen, der das Tal von Mokro von dem schroffen, weißleuchtenden Felsenkamm der Romania trennt. Zu sehen ist nichts als eine Anzahl hoch über dem Plateau kreisender Geier, die sich allmählich, einer hinter dem andern dem Walde entgegen niedersenken. Ihre scharfen Augen mögen wohl reiche Beute erblickt haben für ihre hungrigen Magen, die sie die natürliche Scheu vor der Nähe der Menschen, vor dem nervenerregenden Gelärme der Waffen überwinden läßt.

Ein junger Mensch mit schwermütigen Augen, der seine Pfeife eben in Brand setzt, horcht eine Weile angespannt auf das langsam näherrückende Schießen, dann wendet er sich zu seinem noch schmausenden Nebenmann und sagt: „Hier hat's auch bald ein Ende; ehe die Sonne hinter diesen Felsen versinkt, sind die Österreicher hier!"

„Wenn sie so weit heraufkommen", antwortet jener lakonisch, ohne sich im Essen stören zu lassen.

„Sie kommen, sie ruhen nicht, bis sie uns verdorben haben!" versetzt der Jüngere düster.

„Das Verderben werden sie bald besorgt haben, Ivo, und für uns gibt's keinen Ausweg, die Glasinat ist besetzt, der Ofren ist's, das Tal ist's auch! Sie wollen keinen entkommen lassen," und ganz leise, „am wenigsten den König!"

„Wär' auch nicht schad' um ihn, er ganz allein hat uns, hat Bosnien in dieses Elend gebracht!" antwortete Ivo finster.

„Er kann's ja gut gemeint haben und 's ist ja auch noch nie anders gewesen, wenn Bosnien sich gegen den Österreicher aufgelehnt hat — er ist unüberwindlich! — Kannst es jetzt wieder sehen — alle sind aufgestanden gegen ihn — und was haben sie ausgerichtet? — Wie geht es den Serben?"

Der andere gibt keine Antwort.

„Horch, Ivo, man kann noch immer nicht wissen, wie's mit einem endet — komm ich nimmer heim ins Dorf, so grüß die Mutter und meine Maro vieltausendmal von mir".

Noch keuchend von der Anstrengung überschnellen Steigens, betritt ein Offizier, gefolgt von zwei Mann das Plateau in der Richtung von Mokro her, und eilt auf das Zelt des Königs zu, der davorstehenden Wache ein paar Worte zuflüsternd, ehe er es betritt.

Seine beiden übermüdeten Begleiter werfen sich platt auf den Boden nieder, sind aber fast augenblicklich von nachrichtengierigen Kameraden umrungen, die mit Fragen nach dem Stand der Dinge auf sie eindringen.

„Vorbei ist's, alles zu Ende! — Mindestens 15000 der Unsrigen haben sich ergeben müssen, mindestens 10000 sind tot oder verwundet. — Der Krieg ist zu Ende — jetzt werden sie die Galgen aufrichten im ganzen Lande, und der Metkovičs wird der erste sein, den sie daran hängen, der bravste Mann im ganzen Heer!"

Heiser klingt des Mannes Stimme — Groll und Schmerz machen seine Sprache unklar.

Ivo, der sich auch eingefunden, um zu hören, was es Neues gibt, nickt. „Ja," sagt er, „der bravste Mann — nur hätte er sich selbst zum König machen sollen, dann wär's anders gekommen!"

Der Soldat am Boden schüttelt den in die Hand gelegten Kopf.

„Er hätte auch dran glauben müssen!" versetzte er. „Die Österreicher sind schlimmer als die Türken — sie stehen mit dem Teufel im Bund, der macht sie unbesieglich und stampft ihnen die Soldaten aus dem Boden. Immer neue sind gekommen, und je mehr gefallen sind, um so

mehr waren da! — Es geht nicht mit rechten Dingen zu, Sarajewo kann so viele gar nicht fassen!" und der Mann bekreuzt sich.

„Ist der Metkovičs gefangen?" fragt Ivo, der dieses abergläubischen Gefasels nicht achtet.

„Ja, sechs oder acht Mann waren an ihm, ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen, und als er sich auf seinem Felsen nicht mehr hat halten können, da ist er heruntergesprungen, mitten unter die Österreicher hinein, und hat einen Revolver an seine Stirn gesetzt. Die Kugel ist ihm aber in die Schulter gefahren, weil ihm einer den Arm niedergerissen hat."

„Und jetzt?" fragt Ivo wieder.

„Sparen sie ihn für den Galgen auf."

Jetzt tritt der König, gefolgt von dem Offizier, der soeben mit einer Meldung heraufgekommen, aus dem Zelt und zum Fesselballon.

Er besteigt die Gondel, in der er aufrecht stehen bleibt.

Bei seinem Erscheinen sind die lagernden Soldaten aufgesprungen und stehen nun in so strammer Haltung, wie es bei ihrer übergroßen Erschöpfung möglich ist.

„Hört, ihr Leute," spricht er sie an, mit der Hand ein Aufmerksamkeit heischendes Zeichen gebend. „Gott hat sich von uns gewendet, wir sind besiegt, wir Kämpfer der Romania und die Trebevič-Armee. Wir sind besiegt, aber wir geben uns nicht besiegt! Ich eile persönlich zum Kaiser der Türken, ich eile auch nach Rußland, und werde euch, werde Bosnien Hilfe bringen. — Der Weg nach dem Osten ist frei, teilt euch in kleine Häuflein und schlagt ihn ein — ihr werdet unbehindert durchkommen, und von dort kehrt jeder in sein Dorf zurück. Für den Augenblick ist das Heer entlassen und aufgelöst, es halte sich aber jeder bereit,

dem ersten Ruf fürs Vaterland zu folgen! — Lebt wohl! Ich komme wieder — ich bringe Hilfe, bringe auch den Sieg! — Hoch Bosnien!"

„Kappt die Seile!"

Sechs Beilmesser fahren sausend nieder und ihre scharfe Schneide durchschneidet mit einem Hieb die dicken Taue, die den Ballon bisher auf dem Boden festgehalten hatten.

Er schwankt jetzt heftig, hebt sich und steigt — steigt so rasch, daß die Hände der Herbeieilenden, die des Königs Aufstieg hindern wollen, ins Leere greifen.

Aus hunderten von Kehlen ringt sich ein Wutschrei, als sie den Mann entschweben sehen, der das ganze stattliche Volksheer entgegen dem Rat der Erfahrenen, nur seiner tollen Laune gehorchend, mutwillig ins Verderben geführt hat und seine kläglichen Reste nun so schmählich im Stiche läßt. Endlose Flüche und Verwünschungen folgen ihm, ein paar besonders Ergrimmte schicken ihm auch aus ihren Gewehrläufen Kugeln nach — aber sie fliegen rechts und links neben dem Ballon vorüber, keine einzige trifft, und die riesige Gasblase steigt immer höher in die Lüfte, treibt gegen Süden, hoch hinwegschwebend über die Gebirge.

In der ganzen Gegend wurde der Ballon gesehen, aber niemand ahnte, daß er den Geier forttrug, der es gewagt hatte, den Doppeladler anzugreifen.

Das war das Ende.

In den Vorzimmern des Kaisers.

In den Vorsälen zu den kaiserlichen Gemächern war trotz der vorgerückten Abendstunde das Treiben ein höchst aufgeregtes, buntes. Generäle, Stabsoffiziere, Zivilisten in goldgestickter, ordenbedeckter Uniform, den Degen an der Seite, gingen unaufhörlich ab und zu. Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, kaiserliche Kuriere, Kammerdiener und Lakaien vom Dienst schwirrten und flüsterten durcheinander. Dazwischen klingelten und surrten die Telephone.

Es war ein „heilloser" Tag, der zu Ende ging, er hatte nicht eine einzige Stunde der Ruhe und Ausspannung gebracht. Dazu kam die Sorge um die Gesundheit des greisen Monarchen, der sich schon seit Monaten Unmögliches zumutete, aus den Aufregungen nicht mehr herauskam und eine Arbeitslast trug, die die Nerven eines Mannes in der vollsten Kraft erschüttert hätte.

Seit Ausbruch der ungarischen Krisis war der Kaiser keinen Tag mehr vom Posten gewichen, ließ er sich alle Depeschen, alle Berichte, alle Dispositionen vorlegen, nahm er an allen Beratungen teil, hatte er sehr selten nur sein Arbeitszimmer vor Mitternacht verlassen, um schon zu früher Morgenstunde wieder dahin zurückzukehren. Daß er diesem Sturm ungebeugt Trotz zu bieten vermochte, erschien wie ein Wunder.

Seit dem letzten Mittag ging es aber toller zu denn je. Die Depeschen vom Kriegsschauplatz in Serbien, die

aus den revoltierten Gebieten der Monarchie, besonders aber die aus Ungarn waren heute in einer selbst für die gegenwärtigen Ausnahmezeiten ungewöhnlichen Menge eingelaufen.

War auch offiziell noch nichts bekanntgegeben worden, so wußte in der Umgebung des Kaisers, in den leitenden und in den diesen nahestehenden Kreisen doch jedermann: die Ungarn kriechen zu Kreuze, der Dualismus wird in seiner bisherigen Form weiter bestehen. Die Unterhandlungen mit Ungarn sollten bereits im vollen Gange sein, sehr eilig betrieben werden, die separatistische Regierung und der von ihr berufene Reichstag im Begriffe stehen, sich aufzulösen.

Eine überraschende Wendung war es zwar nicht, man sah sie schon lange vorher, konnte den allmählichen Zerfall des Separatismus beobachten, seine von Tag zu Tag wachsende Bedrängnis. Nur schneller war es gegangen, als man erwartet hatte. Die Befriedigung darüber und über die friedlichen Wege, auf denen sich diese Wendung ohne Blutvergießen zwischen den beiden Ländern vollzogen hatte, wurde jedoch durch die Bedingungen beeinträchtigt, die das, so flüsterte man sich entrüstet zu, von den Flammen einer allgemeinen Slawen- und Rumänenerhebung durchlohte Ungarn zu stellen wagte. Volle Straffreiheit für das Land wie für alle Separatisten ohne jegliche Ausnahme werde gefordert, wollte man wissen.

„Der Kaiser wird doch nicht nachgeben, sich keine Bedingungen setzen lassen!"

Das war die große Sorge aller, die des Kaisers große Friedensliebe kannten. —

Die Peitsche, die die Magyaren nach Wien trieb, waren die Scheußlichkeiten, die ihre slawischen Mitbürger aller

Stämme verübten, die denen der Tschechen fast gleichkamen und das ganze Land in eine unerträgliche Unsicherheit, in tiefes Elend stürzten. Das Landesschutzheer war nicht nur an Zahl gering, es war es an Qualität noch weit mehr: es versagte fast allerorten, schloß sich nicht selten den Serben, Slowenen und Kroaten an, wenn es galt, Räubereien auszuführen oder fremdes Eigentum zu verwüsten.

Wie der Monarch über die magyarischen Vorschläge dachte, war noch nicht bekannt, jedenfalls aber bildeten sie den Hauptgegenstand der verschiedenen Beratungen, die im Laufe des heutigen Tages stattgefunden hatten, und des fortwährenden Depeschenwechsels mit dem Ministerium des Innern in Budapest.

Um 1 Uhr mittags waren der Erzherzog-Thronfolger und der Erzherzog Josef August in die Hofburg befohlen worden, die sie noch nicht wieder verlassen hatten, und um 8 Uhr war ein Ministerrat unter dem Vorsitz des Kaisers zusammengetreten, der jetzt 11 Uhr noch beisammen war.

Was die in den kaiserlichen Vorsälen versammelten Herren aber in diesem Augenblick noch weit heftiger erregte als die ungarische Ausgleichsfrage, die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz und in den Revolutionsgebieten, war eine seitens der Polizeidirektion soeben eingegangene Meldung.

Zwei Massenzüge der halbverhungerten, verzweifelten Arbeitslosen von Wien, unter denen der Hungertyphus und andre Krankheiten täglich an Ausbreitung gewannen, schoben sich der innern Stadt zu. Der eine kam von der Schmelz herein, der andre von der Simmeringer Heide. Einem sehr glaubwürdigen Gerücht nach war die Hofburg das Ziel beider Züge; die Demonstranten wollten sich das Ohr des Kaisers erzwingen. Es könnte zum Schlimmsten

kommen. — Auch in den äußeren Vorstädten, in Hernals, in Fünfhaus, in der Favoriten- und in der Brigittenau hätten sich viele Tausende zu Demonstrationen zusammengeschart und leisteten wütenden Widerstand. Doch handle es sich in diesen Fällen wohl zumeist um Scheinmanöver, bestimmt, das Machtaufgebot zu zersplittern, die Aufmerksamkeit der Behörden von den Hauptzügen abzulenken, denen sich die in Wien lebenden tschechischen, slawischen und italienischen Arbeiter angeschlossen hätten.

Ferner hatte der Polizeidirektor mitgeteilt, daß bereits die ganze verfügbare Wachmannschaft, soweit sie nicht in den genannten Vorstädten unentbehrlich wäre, gegen die Heranziehenden aufgeboten, die von den Militärbehörden erbetenen Truppen bewilligt und in Bereitschaft seien, und daß alles geschehen werde, um die Demonstranten der Hofburg fernzuhalten und sie zu zerstreuen. Man werde aber voraussichtlich zu den energischsten Mitteln greifen müssen. Dazu wolle sich der kommandierende General jedoch erst nach erlangter Genehmigung Seiner Majestät verstehen.

Nach der Ansicht der in den Sälen Versammelten waren die Demonstrantenzüge der Arbeitslosen die Revolution in aller Form, die nun auch in Wien losbrach.

„In ähnlicher Weise hat es auch 48 angefangen!" sagte der eine.

„Und man braucht sich das Gesindel nur anzusehen, um zu wissen, woran man mit ihm ist — finstere, drohende Gesichter, die reinsten Freischärler!" ein andrer.

Wieder klingelte und rasselte ein Telephon.

Das Generalkommando bat um Verhaltungsmaßregeln für den Fall, daß die Volksmassen sich den gegen sie einschreitenden Truppen widersetzen sollten.

Jetzt stieg die Ratlosigkeit noch um verschiedene Grade.

Ohne Vorwissen des Kaisers durfte in diesem Fall nichts geschehen, wollte man nicht in die schwerste Ungnade fallen, und diese Nachricht überbringen, noch dazu während eines Ministerrates, das war eine Aufgabe, an die auch keiner der dazu Berufenen heranmochte. — Die Herren debattierten, zu einem Entschluß kamen sie nicht.

„Gehen Sie doch, Graf! Als Flügeladjutant und bevorzugter Günstling dürfen Sie es eher wagen als jeder andere", sagte ein Offizier der deutschen Garde zu einem noch jungen Husarenmajor.

„Danke bestens, Herr Oberst, habe keine Lust, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Nichts haßt der Allerhöchste so sehr, als Störung bei einer wichtigen Arbeit, also geschweige während eines Ministerrats."

„Jemand muß aber Meldung machen."

Ein Dritter trat hinzu.

„Sie haben ganz recht, Graf, auch ich würde mich hüten. Überhaupt sehe ich nicht ein, wozu seine Majestät beläßtigt weden soll. Die Bajonette gefällt und, genügt es nicht, eine Portion Pulver verpufft! — Das ist die Sprache, in der man zum Gesindel redet, die es versteht. Hätte man es schon bei den Zusammenrottungen in der vorigen Woche getan, so ließ uns die Bande heute in Ruhe!"

„Ganz Ihrer Meinung, Exzellenz, der Allerhöchste jedoch —"

Wieder schrillte eine Telephonglocke, und diesmal war es der Flügeladjutant selbst, der an den Apparat eilte.

Vom Generalkommando kam die Meldung, daß die militärische Besetzung der Ringstraße und des Franz-Josefs-Kais, sowie sämtlicher über den Donaukanal und die Wien führenden Brücken und ihrer Zugangsstraßen vollzogen sei. Die Burgwache würde verdoppelt und vor dem

äußern Burgtor würden Geschütze aufgefahren werden. Den Demonstranten aber rückten 6 Bataillone Infanterie und mehrere Eskadronen Kavallerie entgegen. Man bitte jedoch um die allerhöchsten Befehle dringend, denn die Arbeitermenge werde auf weit über 100000 Köpfe geschätzt, und es bestehe so gut wie keine Aussicht, sie ohne Gewaltanwendung zu zerstreuen.

„Wenn es der Herr Major erlauben, will ich die Befehle Seiner Majestät einholen."

Einige diese Meldung eben besprechende Herren, bei denen der Flügeladjutant stand, schauten um und in das glattrasierte Gesicht des kaiserlichen Leibkammerdieners.

Er hatte schon seit einer Weile in der Nähe gestanden.

„Wenn Sie es wagen —"

„Schon, schon, Herr Major. Seine Majestät wissen, daß ich mich ungerufen nicht sehen lasse, wenn's nicht sein muß."

Und der alte Mann glitt auf seinen dünnsohligen Schnallenschuhen aus dem Saal und nach dem Beratungszimmer, in dem sämtliche Minister an einem mit grünem Tuch behangenen Tische um ihren kaiserlichen Herrn und die beiden der Sitzung beiwohnenden Erzherzoge versammelt waren.

Wie leise sich die Tür in den Angeln dreht, der Monarch wird sogleich aufmerksam und schaut hinüber.

„Was gibt's?" fragt er den vertrauten Kammerdiener.

Dieser erstattet seinen Bericht mit dem Zusatz: „Von den Herren draußen hat keiner hereintraut, darum bin ich gangen, Majestät."

Der Kaiser nickt.

„Das war recht, mein Alter. — Der Herr Major möchte unverzüglich zurücktelephonieren, daß man den Arbeitslosen

nichts in den Weg legen soll, wenn sie zu mir wollen. Die Straßen können besetzt bleiben, die zur Abwehr entgegengeschickten Truppen aber sind augenblicklich zurückzuziehen. Sobald der Zug sichtbar wird, kommst du wieder."

„So geräuschlos wie der Kammerdiener eingetreten, verschwand er wieder, und die Beratung nahm ihren Fortgang.

Im zweiten Vorsaal wurde die Entscheidung des Kaisers mit geringer Befriedigung aufgenommen.

„Das Volk hält sich ohnehin für die erste Macht im Staate, übertriebene Gutmütigkeit wird es bald dahin bringen, daß es sich für die einzige hält! Der Kaiser züchtet die Unverschämtheit der Sozialdemokraten!" äußert sich die Exzellenz, die vorhin ihre Ansichten über die dem Volke allein verständliche Sprache zum besten gegeben hatte.

Eine Antwort wird ihr nicht. Die Herrengruppe löst sich sogar auf, denn die Klugheit rät, einen Mann zu meiden, der laut ausspricht, was nur gedacht werden darf. Solche Freimutsmenschen sind gefährlich, sie bringen ihre Freunde und Bekannten zum mindesten in ein schiefes Licht, und jeder der Anwesenden will vor der Majestät im hellsten, durchsichtigsten Sonnenschein stehen.

Die Exzellenz, eine martialische Kriegergestalt, der man den ehemaligen Militär von weitem ansieht, begreift, warum es plötzlich öde wird um sie, und verläßt das Gemach.

„Der Teufel hole die Hofluft, sie behext auch die Besten — sogar der Lenkenstein hat kehrt gemacht!" —

Von den übrigen entfernt sich niemand, auch jene nicht, die keine Dienstpflicht an die Vorzimmer des Kaisers bindet. Es sähe schlecht aus, wichen sie in einer so gefahrvollen Stunde aus seiner Nähe. —

Die Telephone klingeln alle Augenblick, und die ein-

gehenden Meldungen gestatten kaum noch einen Zweifel über das Ziel der Arbeiterzüge. Der eine marschiert schon die Mariahilfer-, der andere die Landstraßen-Hauptstraße herunter.

So hat die letzte Meldung gelautet und manchen beschleicht eine Empfindung, als legte sich ein Eisenring kalt und eng um seinen Hals. Andere denken — unwillkürlich natürlich — an die Revolution von 1797, der Ludwig XVI. und seine Familie zum Opfer fielen — und nicht sie allein, auch ihre Getreuen, der Pöbel ist so unvernünftig!

In diese schwülen Gedanken hinein dröhnen schwere Marschtritte, Trommelsignale, Kommandorufe. — Eine zweite Kompanie Hoch- und Deutschmeister rückt zur Verstärkung der Wache in die Hofburg ein.

Heller werden die Mienen, die Zungen lösen sich wieder. Zwei Kompanien — das sind etwa 400 Schüsse beim jedesmaligen Abdrücken, und im Notfall kann weitere Verstärkung rasch zur Stelle sein, bis zur Alserkaserne ist's nur eine kurze Strecke.

„In der Aufregung hat der Pöbel etwas von der Bestie an sich!" bemerkt der Flügeladjutant.

Die Hupe eines Autos, das in den Burghof rast und vor die Reichskanzlei, stößt wilde Schreie aus, und wenige Minuten später tritt der Kommandierende von Wien herein.

„Meine Herren," begrüßt er die Anwesenden, „ich bitte, ein Telephon für meinen persönlichen Gebrauch bereit zu halten. Ehe zehn Minuten herum sind, haben wir das Arbeitergesindel auf dem Halse, und es ist nicht vorherzusehen, welche Maßregeln sich notwendig machen, um es wieder los zu werden."

„Unverantwortlich, daß die Polizei es hat soweit kommen lassen —"

„Was kann sie mit ihren paar Mannln ausrichten gegen eine solche Menschenflut? — Gefahr besteht aber nicht, ich habe vor den Museen sechs Geschütze auffahren lassen." Dann, nach einer kurzen Pause: „Der Ministerrat vorbei?"

„Noch nicht, Exzellenz."

„Soll wohl mit aller Gewalt zum Frieden geblasen werden?"

Der Flügeladjutant hebt und senkt die Schultern.

„Ich vermute eher, daß wir demnächst mit Ungarn eine Versöhnungsfeier zu erwarten haben, Exzellenz." Dann leise: „Seit 1 Uhr befinden sich auch Seine Kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Josef August in den Gemächern Seiner Majestät."

„So, so! — Na, dagegen habe ich weniger. — Aber den serbischen Gaunern, den famosen Hammeldieben und den Bosniaken — das könnte ich nicht verwinden —, ihnen muß die Gurgel zugedrückt werden, bis sie nicht mehr schnappen können!"

Von fernher dringt durch die Fenster ein dumpfes, unheimliches Brausen — eine gewaltige Menschenwoge rauscht heran, wegspülend, was in ihrem Wege liegt.

Die halblaut geführten Gespräche verstummen, jeder horcht hinaus.

„Die Mannschaften parat!" telephoniert der Kommandierende in die jenseitige Wachtstube hinunter.

Noch aus einiger Entfernung, doch schon verständlich klingen die Rufe: „Frieden! — Brot! — Arbeit!"

„Eine solche Frechheit vor den Ohren der Majestät!" brummt ein Kammerherr vor sich hin.

Über allen schwebt die höchste Spannung.

Dann tönt es wieder: „Frieden! — Brot! — Arbeit!"

Es dringt aus Männer-, Weiber- und Kinderkehlen, dieses Rufen der Verzweiflung.

Die Spitze der Demonstrantenzüge ist am Burgtor angelangt, die Vordersten ergießen sich über den weiten äußern Burgplatz und seine Rasenanlagen.

„Ein weiteres Vordringen dürfte kaum zu gestatten sein, die persönliche Sicherheit des Allerhöchsten —"

„Meine Herren, Seine Majestät geruhen allergnädigst die Führer der Demonstranten Höchstselbst empfangen und ihre Bitten entgegennehmen zu wollen. — Herr Major, übermitteln Sie dem Wachtkommandanten den allerhöchsten Befehl. Ein Offizier von der Wache soll die Leute heraufführen", ordnet von der Saalschwelle eine des Befehlens offenbar gewohnte Stimme an.

Es ist der Generaladjutant des Kaisers.

Der Husarenmajor geht ihm entgegen.

Die Beschlüsse des Kaisers.

Im Gespräch mit dem Minister des Innern und gefolgt von den beiden Erzherzögen, die an dem Ministerrat teilgenommen haben, betritt der Kaiser das Kabinett und bemerkt sofort den Flügeladjutanten, der dicht an der Tür nach dem Vorzimmer steht.

Er nickt ihm zu und sagt: „Auch Sie wollen mich beschützen, lieber Major? — Na, wenn es den Herren zur Beruhigung dient, nötig wäre es aber nicht, mir tut kein Mensch was."

Ein Leutnant von der Wachtkompanie führt drei Männer in ärmlicher Kleidung, ihre Mützen in der Hand, bis an die Schwelle des Kabinetts.

„Die Arbeiter Karl Marr, Lorenz Schach und Johann Pretzner, Herr Major", meldet er dem Flügeladjutanten flüsternd.

Dieser wiederholt die Namen laut, und die Abgesandten der Demonstranten treten auf seinen Wink vor den Monarchen.

„Welches Anliegen führt die Wiener Arbeiter zu mir? — Reden Sie ungescheut."

Ein ältlicher Mann antwortet mit anfänglich etwas stockender Stimme: „Das bittre Elend, in dem unsre Kinder und Weiber verderben, Euer Majestät!

Wir wissen wohl, daß heute viel nichtsnutziges Gesindel mit uns läuft, das gern Skandal machen und alles durch-

einander hetzen möchte, solche Anhängsel kann man nicht vermeiden. Die meisten aber sind kreuzbrave Leut', die nichts weiter wollen als einen Verdienst, bei dem sich's leben läßt. Er ist uns genommen. Seit dem März sind in Wien 200 000 Menschen — die jungen und die jüngern, die haben einrücken müssen, zähl' ich gar nicht mit — brotlos 'worden, darunter gegen 100 000 Familienväter.

Eine Fabrik, eine Werkstatt um die andre habens zug'sperrt, andre schaffen heut' mit der halben Arbeiterzahl oder gar nur mit einem Viertel. Jetzt vergeht noch kein Tag, wo man nicht in den Zeitungen lesen kann, daß da und dort wieder soundsoviele Arbeiter entlassen werden, und die paar Leut', die noch eine Beschäftigung haben, denen werden die Löhne so heruntergesetzt, daß kein Bestehen dabei ist, sie samt ihren Familien gerad' so hungern wie die andern. Es ist freilich wahr —"

„Fassen Sie sich kurz, Marr — nur Tatsachen!" flüstert der Flügeladjutant dem Redner zu, an den er herangeglitten war.

Der Kaiser hat es aber bemerkt und sagt: „Fahren Sie getrost fort, Marr — Sie sind doch der Karl Marr?"

„Ja, Majestät."

„Es interessiert mich, die Lage, in der sich ein Teil meines Volkes befindet, aus dem Munde eines Mannes kennen zu lernen, dem die persönliche Erfahrung zur Seite steht."

„Die hab' ich, Majestät, denn ich bin Vater von sieben Kindern und gehör' auch zu denen, die heut' um den halben Lohn arbeiten, von 35 in der Woche bin ich auf 18 Kronen gesunken! — Geld ist freilich schon genug gesammelt worden für uns, es gibt auch allerlei Vereine und Gesellschaften, die Wochenbeiträge und Lebensmittel an

uns austeilen, damit wir nicht ganz verhungern sollen, wo sich aber so unendlich viele Händ' ausstrecken, da kann halt in keine mehr als ein Tröpferl fallen. Dabei sind die Preise für alles, was eins haben muß, wie närrisch in die Höh' gegangen, denn aus Ungarn, aus Böhmen, Mähren und aus der Slavakei* bringen's fast nichts mehr, und was von weiter herkommt, das haben die Spekulanten in der Hand. 's ist soweit kommen, daß wir für unsre Kinder kein Brot mehr haben, nicht einmal mehr Kartoffeln zum Sattessen, daß die ganz kleinen anstatt Milch Wasser kriegen, in das ein bissel Mehl 'neingerührt wird. Darum auch ist in den letzten 6 Wochen die Kindersterblichkeit so groß gewesen, wie sie noch nie war — vorgestern hat's im Tagblatt gestanden, darum sterben auch alle Tag' mehr Leut' am Hungertyphus, an Entkräftung und solchen Sachen. In den Spitälern könnens nicht einmal mehr alle Kranken aufnehmen, und die Armenärzt' wissen nicht, wo's anfangen sollen.

Schlechte Zeiten hat der Arbeiter und der Geschäftsmann schon lange, der letzte Winter war besonders arg für die armen Leut', und wie man gemeint hat, es würd' besser werden, ist's Elend erst recht angegangen; jetzt ist's aber so groß, daß sich's nimmer ertragen laßt. Wir laufen uns die Füß' ab, kriegen aber auf den Amtern nichts als Versprechungen. Ewig lang schon, seit Anfang Juni, heißt's, die Regierung tät Notstandsarbeiten vorbereiten — angefangen sinds aber heut' noch nicht. Die Lebensmittel zum Anschaffungspreis, die uns der Bürgermeister versprochen hat, gibt's auch nicht, und gehen wir zum Armenvater, so jagt er uns 'naus. Das hat neulich der Herr Krudelka,

---

* Slawonien.

der in der Wipplingerstraße eine große feine Wohnung hat, einem armen Teufel getan, der neun Kinder, sein Weib und eine uralte Mutter ernähren muß. Mit seinem Spazierstock hat er auf den Mann losgedroschen wie ein Satan, weil er nicht mit ganz leeren Händen hat fortgehen wollen. — Das ist kein Zeitungsgeschichtel, Majestät, der Radfellner ist mein Türnachbar, ein tüchtiger, fleißiger Mann, aber seit 14 Wochen ohne Arbeit!

Wir Arbeiter glauben, daß Euer Majestät gar nicht recht wissen, wie hundsmiserabel es uns geht und wie die Herren auf den Amtern mit uns umspringen, und darum haben wir aus uns selber heraus beschlossen, zu unserm Kaiser zu gehen, unsre Not zu klagen und um den Frieden, um Brot und um Arbeit zu bitten. Darum haben wir auch keinen Studierten zum Führer und Redner gewollt. — Vorige Woch' schon habens ein paar Tausend versucht, aber denen hat sich die Polizei in den Weg gestellt und sie auseinander 'trieben. Damit's uns nicht auch so geht, haben wir einen Massenzug veranstaltet."

Mit einem ungelenken Versuch zu einer Verbeugung tritt der Vorarbeiter Marr in die Reihe seiner Genossen zurück.

Der Kaiser, der sich während seiner Rede fleißig Notizen gemacht hat, antwortet gütig: „Ich wünsche den Frieden nicht weniger als ihr, er wird zustande kommen, sobald es möglich ist. Zur Erleichterung eurer Lage wird alles geschehen, was ich und meine Regierung zu tun imstande sind. Morgen werde ich zur vorläufigen Linderung der herrschenden Not 500000 Kronen anweisen, die sofort zur Verteilung gelangen. Sagt das euern Kameraden und geht getrost nach Hause, ich behalte die Wiener Arbeiterschaft im Auge."

Noch ein freundliches Nicken, und der Kaiser verläßt mit den Erzherzogen und dem Minister des Innern das Kabinett, um sich wieder nach dem Sitzungszimmer zu begeben.

„Exzellenz," wendet er sich zu dem Minister des Innern, „ich bitte Sie, noch in dieser Stunde nach Budapest zu depeschieren, daß ich volle Verzeihung gewähre, daß weder ich noch später der Erzherzog-Thronfolger Ungarn und den Magyaren das Vorgefallene nachtragen werden. Dagegen erwarte ich ihre nachdrückliche, opferwillige Unterstützung bei Klärung der innern Lage in beiden Reichshälften. — Meine Entschließung ist morgen in aller Frühe in ganz Ungarn durch öffentlichen Anschlag bekanntzumachen."

Die Exzellenz zeigte in Haltung und Miene die äußerste Bestürzung.

„Majestät, bedingungslose Vergebung verträgt sich nicht wohl mit der kaiserlichen Würde —"

„Allein in Wien Hunderttausende im Elend verkommen zu lassen, die wirtschaftliche Existenz von vielleicht Millionen Menschen vollends zu ruinieren, wenn das Äußerste sich verhüten läßt, würde sich mit der kaiserlichen Würde noch weniger vertragen. Die Versöhnung mit Ungarn wird die slawisch-nationalen Heißsporne wesentlich abkühlen."

„Ohne Zweifel, Majestät, doch dürfte sie Ungarns Bestrafung noch stärker abkühlen! Und es muß sich fügen, denn das Messer sitzt ihm an der Kehle, es sieht sich in seinem Bestande bedroht und ist unfähig, sich der drohenden Gefahr allein zu erwehren. Geht den Magyaren alles hin, so werden die Tschechen, werden alle Slawen auf Straflosigkeit Anspruch erheben", wendete der Minister ein, dem des Kaisers Entschluß einen bösen Strich durch alle seine Pläne macht.

„Die Tschechen haben sich in meinen Augen weit schlechter betragen als die Magyaren, deren Hände rein sind von mutwillig vergossenem Blute. — Ich bitte Exzellenz nochmals, die Depesche ohne Verzug abgehen zu lassen."

Der Minister verbeugt sich. Zu weiteren Einwendungen ist ihm der Mut benommen.

„Und was die Notstandarbeiten betrifft," beginnt der Kaiser von neuem, „so wünsche ich sie noch vor Ablauf der Woche in Angriff genommen zu sehen, und zwar in einem Umfange, der allen Arbeitslosen ausreichende Nahrung gewährt. Bis morgen Mittag erwarte ich bestimmte Vorschläge. Auch über die Möglichkeiten einer Beschaffung billiger Lebensmittel von staatswegen sehe ich einem baldigsten Vortrag entgegen."

Und sich von dem schwer bedrückt aussehenden Herrn abwendend, tritt der Monarch an den Leiter der auswärtigen Angelegenheiten heran.

„Auf Ehre und Gewissen, Graf, besteht tatsächlich keine Möglichkeit, die Friedenspräliminarien einzuleiten?"

Und ohne Zögern erklärt der Auswärtige: „Leider besteht zunächst noch keine solche Möglichkeit, Majestät. Jedes Zeichen von Schwäche unsererseits käme dem Eingeständnis gleich, daß wir von den Nationalitäten beherrscht werden, uns im Innern nicht Herr der Situation fühlen. Das aber würde unser Ansehen nach außen hin schwer schädigen, in der Monarchie selbst die Macht der Regierung schwächen. Er würde aber auch den Grund legen zu neuen Wirren in einer nahen Zukunft, denn es würde die Slawen, es würde England und alle unsere andern heimlichen Gegner ermutigen zu neuen anti-österreichischen Hetzereien und Unternehmungen. Übrigens ist es an Serbien, um Frieden zu bitten, nicht an uns, den

Siegern, ihn anzubieten, und man wird sich dort wohl in aller Bälde zu diesem Biß in einen sauern Apfel entschließen müssen. Mehr als zwei Drittel des Landes befinden sich bereits in unserer Gewalt, das letzte Drittel dürften wir innerhalb 2—3 Wochen ebenfalls gewonnen haben, sollten die Serben so verblendet sein, es dahin kommen zu lassen."

Vor der Hofburg war es bis auf jenes unbestimmte Brausen noch immer ruhig. Die endlosen Reihen der Demonstranten standen zwar noch davor, aber sie standen schweigend, und in den kaiserlichen Vorsälen fand man dieses Verhalten sehr unheimlich. — Was wollte das Gesindel noch da?

Mit einem Mal aber erhoben sich, zu einem Riesenchoral zusammenklingend, viele tausend feierlicher Stimmen:

„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz! —"

Im Sitzungszimmer wird es ganz still. Der Monarch steht eine Weile unbeweglich, von tiefer Rührung ergriffen. Dann nimmt er den Arm des Thronfolgers, winkt den übrigen Anwesenden und schreitet ihnen voran.

Das Ziel ist der große Balkon nach dem äußern Burgplatz.

Er ist so dicht gedrängt voll Menschen, daß kein Apfel zwischen ihnen zu Boden fallen könnte. Viele haben die erzenen Reiterstandbilder des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen von Savoyen erklettert, wieder andre stehen auf den Vorsprüngen des Mauersockels, der das den Burgplatz umschließende Eisengitter trägt.

In den vorderen Demonstrantenreihen hält jeder zweite Mann eine brennende Pechfackel, deren rotglühender Schein

auf die heraustretende Gestalt des Kaisers fällt und sie grell beleuchtet.

Totenstille herrscht in der Menge, kein noch so leiser Laut wird hörbar, dann bricht es wieder gewaltig brausend los:

„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!"

Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H., Leipzig.

Deutsche Schulreform.

Von **Alfred von Salten.**

Leipzig. 1909. Preis 1,50 Mark.

Inhalt. Kulturunterricht der Neuzeit. — Wissenschaft der Gegenwart. — Neue Ziele. — Schulpolitik und Weltpolitik. — Einzelne Forderungen der Schule der Neuzeit. — Die Hochschule von einst und jetzt. — Die Bedeutung der vergleichenden Sprachwissenschaft für den Sprachunterricht. — Germanistische Ketzereien und anderes. — Das Wort ist wertlos ohne die Tat. — Ein Wort zur Gemeinschaftserziehung. — Sexuelle Erziehung. — Alte und neue Philologen bei der Arbeit. — Mehr Einklang zwischen Schule und Elternhaus. — Das Reich der Mitte. — Schule und Sprachunterricht. Über die Pflege der Antike und der moderne Sprachunterricht. Wahre Sprachwissenschaft. Volksschule und fremdsprachlicher Unterricht. Zum Romanismus unserer Germanisten. — Erziehung zum Deutschtum. — Die deutschen Mundarten in der Schule. — Kolonialerziehung. — Deutsche Kultur. Praktisches Deutschtum. Schule, Kirche und Staat. Nichts fürchten — nichts hoffen. — Religionsunterricht? — Erziehung zur Mannhaftigkeit. — Einheitliche Schulbücher und andere Schulprobleme. — Reformvorschläge zur deutschen Rechtschreibung.

Sexualität und Sittlichkeit.

Von **Paul Bader.**

Leipzig. 1909. Preis 1,50 Mark.

Inhalt. Vorwort. — Der sexuelle Trieb. — Sexueller Verkehr der Jugend. — Der Eintritt der Reife. — Die mannbare Jugend. — Selbstbefleckung. — Paradoxe und perverse Triebrichtung. — Keuschheit der Völker. — Keuschheit und Frauenwürde. — Freie Liebe und Frauenknechtschaft. — Schamgefühl und Nacktheit — Kultus des Nackten. — Vererbung und Gewohnheit. — Gewöhnung an Schamhaftigkeit. — Soziale Verhältnisse. — Durch Tätigkeit zur Sittlichkeit. — Koedukation. — Kirchliche und naturwissenschaftliche Anschauung. — Die Philanthropen. — Sexuelle Aufklärung. — Die intellektualistische Richtung. — Beginn der sexuellen Aufklärung. — Sexuelle Aufklärung durch Eltern, Arzt oder Schule. — Schluß.

Eine deutsche Antwort auf die Prager Revolten.

Prager Revolten.

Böhmisch-Tschechisch vom allgemeinen und deutschen kulturellen Standpunkt.

Von **Kurd von Strantz-Berlin.** Preis 40 Pfennig.

Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H., Leipzig.

Moderner Götzendienst.

Von **Feirefiß.**

Leipzig. 1909. Preis 1,50 Mark.

Inhalt. Der Werdegang des deutschen Volkes. — Schule, Volk, Staat. — Militär-Erziehung. — Lehrerbildung. — Schuldrill. — Das Examen. — Die Prügelstrafe. — Gemeinsamer Unterbau. — Vorzug der Real-Gymnasien. — Spezielles über Religionsunterricht. — Nicht Religion — sondern Kulturunterricht. — Der deutsche Aufsatz. — Tote Sprachen. — Das Extemporale. — Das Extemporale als Kontrollmittel. — Mädchenerziehung. — Die geschlechtliche Frage. — Schülerverbindungen. — Neue Aufgaben der Schulaufsichtsbehörde. — Das Fazit der alten Schule. — Zusammenfassung des schulreformerischen Standpunktes unter Berücksichtigung der ärztlichen Gutachten. — Schulstube oder Freiunterricht. — Landerziehungsheime und Waldschulen. — Reformvereine. — Elternhaus und Schule. — Elternbund. — Schlechte Schulbücher. Rückständige Schulleiter. — Schullehrer-Idyllen. — Auch Einer?! — Zur Oberrealschulfrage. — Dühring über die Pflege der alten Sprachen. — Arzt und Schulbetrieb. — Moderne Erziehungsgedanken. — Aus dem Landtage. — Die lateinische Grammatik und die sogenannte formale Bildung.

Kulturpolitik und Kulturwissenschaften.

Von **Feirefiß.**

Leipzig. 1909. Preis 2 Mark.

Inhalt.

Kulturpolitik und Kulturwissenschaft. Kulturpolitik. — Praktische Kulturpolitik. Notwendigkeit und Aufgabe der vaterländischen Vereine. — Kulturperioden. — Die höchsten Dinge.

Eine dunkle Seite unseres Gesellschaftslebens. Deutsche Sittlichkeit. Einst und jetzt. — La recherche de la paternité est interdite. — Mutterschutz und Kinderschutz.

Flottenrummel oder Flottenerziehung? Flottenrummel.

Neudeutsche Welt- und Wirtschaftspolitik. Probleme der Weltpolitik. — Kultur oder Unterkultur.

Koloniale Erziehung. Ein Mahnruf an das deutsche Volk und an seine Fürsten. — Aus vergilbten Blättern. — Dämon Alkohol. — Nationalerziehung. — Unsere schwarzen „Brüder". — Wie wandere ich nach den deutschen Kolonien aus?

Nachfolgende Werke halten wir allen Bücherfreunden bestens empfohlen!

Deutsche Wortforschung und Wortkunde. Herausgegeben von **Alfred von Salten.** Preis 3.60 Mark.

Trübes Wasser. Eine Seminaristenkomödie. Von **Felix Otto.** Preis 1 Mark.

Aus der Art geschlagen. Oberbayrisches Bauerndrama. Von **Johannes Weinold,** Leipzig. Preis 2 Mark.

Wurde vielfach von der Theaterzensur verboten.

Der Mythus der Germanen. Von Universitätsprofessor Dr. **Wolfgang Golther** in Rostock.
Preis 4 Mark, gebunden 6 Mark. Luxusausgabe 25 Mark.

Tjark Allena. Von **Foocke Hoissen Müller.** Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. **Otto Bremer,** Halle a. S. und Dr. **Baumgarten.** Preis 4.50 Mark.

Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. 1. Heft. Land und Leute. Mit ca. 40 Bildern und einer farbigen Karte. Von **Alfred Basz,** Leipzig. Preis 2 Mark.

Das deutsche Fersental in Südtirol. Von **J. Etzel.** Mit 27 Bildern. Preis 1 Mark.

Die Reichsfinanzreform — eine nationale Frage. Von **Graf Ernst zu Reventlow.** Preis 30 Pfennig.

Silhouetten.

Die Kunst des Silhouettenschneidens, die im 18. Jahrhundert so eifrig geübt wurde, ist jetzt fast ganz verschollen. Auch das Silhouettenzeichnen findet seit Konewka und Dieffenbach (Per aspera ad astra) nur noch seltene Vertreter. Ein bereits vor zwei Jahren verstorbener Leipziger Künstler, Edwin Schubert, hat noch manche hübsche Silhouetten mit der Schere aus Papier geschnitten. So zwei Silhouetten von Goethe und Schiller nach alten Silhouetten der Dichter aus der Zeit um 1782. Nach diesen beiden Silhouetten Schuberts sind hübsche Drucke (im Format von 60×43) hergestellt worden, die von der Witwe des Künstlers (Meusdorfer Straße 66, I) durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie von dem **Verlag „Deutsche Zukunft", Leipzig, Härtelstrasse 21,** zu beziehen sind (Preis **2.—** M. jedes Blatt, beide zusammen in Passepartout **5.35** M.).

Alfred Bass

Deutsche Sprachinseln

in

Südtirol und Oberitalien.

Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig.

Preis 6.— M.

Im Preise bedeutend ermässigt.

Im Hochgebirge.

Wanderungen von **Dr. Emil Zsigmondy.**
Reich illustr. In Orig.-Leinwdbd. Statt M. 25.— für M. 9.—.

Am Ortler Sulden-Trafoi.

Schilderungen aus dem Ortlergebiete von **Th. Christomannos.**
Reich illustriert. Statt M. 6.— für M. 3.—.

„Alpenglühen".

Naturansichten und Wanderbilder
von **A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.**
Reich illustr. Orig.-Prachtbd. Statt M. 24.— für M. 10.—.

Ostafrikanische Gletscherfahrten.

Forschungsreisen im Kilimandscharogebiet von **Dr. H. Meyer.**
Reich illustr. Orig.-Leinwdbd. Statt M. 23.— für M. 8.—.

Gegen Einsendung des Betrages postfrei durch:

Alfred Bass, Leipzig, Südstr. 125.

J. ETZEL

Das deutsche Fersental in Südtirol.

Ein Führer mit 27 Bildern.

LEIPZIG 1908.

Preis M. 1.—.

Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig.

1 Mark.

Veröffentlichungen
des Allgemeinen Deutschen Elternbundes

Arzt und Schulbetrieb.

Gutachten deutscher Ärzte

gesammelt vom

Elternbund für Schulreform
in Bremen.

Herausgegeben von

Fr. Steudel
Pastor an St. Remberti-Bremen.

Leipzig
Verlag Deutsche Zukunft.

Religion und Mythus der Germanen

Von

Universitätsprofessor Dr. Wolfgang Golther

Rostock i. M.